This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

av
25
.2

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

C. N. Hawes.

(Oberwesel 1903)

E. N. Hawes.

(Sherwood 1903)

Burjäten-Prieſter.

Vom Japaniſchen Meer zum Ural.

Eine Wanderung durch Sibirien

mit Abbildungen

von

Robert Graf Keyſerling.

Zweite durchgeſehene und vermehrte Auflage.

Breslau 1899.
Schletter'ſche Buchhandlung
Inhaber: A. Kurtze.

Slav 362.10.2

Mr. Charles H. Haines

Meiner lieben Mutter

Gräfin Margarete Keyserling

gewidmet.

Vorwort zur ersten Auflage.

„Warum bereisten Sie gerade Sibirien? Es giebt doch so viel schönere und so viel interessantere Länder!“ Mit diesen und ähnlichen Worten bin ich oft angeredet worden, seitdem ich aus jenen europafernen Gebieten des russischen Weltteils in die Heimat zurückkehrte. Nun, schönere Erdenstriche giebt es allerdings viele, aber interessantere wenige. Nirgends wohl findet der Reisende, welcher das Leben fremder Völker kennen lernen will, und besonders auch der Fachgelehrte, sei er Ethnograph, Nationalökonom, Geograph oder Naturforscher, lohnendere Felder seiner Thätigkeit als in den Ländern zwischen dem Uralgebirge und dem japanischen Meer.

Sibirien ist in dem Forschungseifer unseres Jahrhunderts beinahe vergessen worden. Bis in die sechziger Jahre war es hauptsächlich Amerika, welches Gelehrte und Weltreisende anlockte. Dann wurde Afrika mehr und mehr zum Brennpunkt europäischer Forschungsinteressen. Asien mit Ausnahme seiner Küstenländer blieb unserer Kulturwelt ein unbekannter Erdteil. Erst neuerdings wurden unsere Blicke durch den Bau der sibirischen Bahn stärker nach den russisch-asiatischen Besitzungen gelenkt. Immerhin kennen unsere gebildeten Kreise augenblicklich noch Sibirien weniger als das Innere Afrikas. Zwar sind eine ganze Anzahl von Forschern auch in die Tundren und Steppen, in die Urwälder und Gebirge der nördlichen Hälfte des asiatischen Binnenlandes vorgedrungen, aber die Ergebnisse ihrer Wanderungen blieben das geistige Eigentum kleiner Kreise. Die über jene Länder veröffent-

lichten Werke und Abhandlungen sind größtenteils Fachschriften. Sie sind außerdem überwiegend in russischer Sprache geschrieben. Nur wenige Bücher über Sibirien, wie das des Amerikaners Kennan, wurden allgemein bekannt. Diese aber waren leider in den seltensten Fällen geeignet, richtige Vorstellungen von Land und Leuten zu erwecken. Sie leiden in der Mehrzahl an übertrieben subjektiver Auffassung.

Schon längere Zeit, bevor ich im Jahre 1894 Deutschland verließ, um mich in die Ferne zu begeben, hatte ich den Entschluß gefaßt, von Japan oder China über Sibirien zurückzukehren. Im russischen Reich war ich nicht fremd. Zahlreiche Bekanntschaften, die ich dort bei früheren Besuchen angeknüpft hatte und die ich noch kurz vor der Abreise in Petersburg erneuert und erweitert hatte, sicherten mir ein gutes Fortkommen in Sibirien. Ein längeres Studium der einschlägigen Litteratur begründete meine Hoffnung, selbst in verhältnismäßig kurzer Zeit einen Einblick in sibirische Verhältnisse gewinnen und mir ein eigenes Urteil über sie bilden zu können. Ich habe mich dann im Laufe meiner halbjährigen Wanderung bemüht, nicht nur Land und Leute an den großen Verkehrsstraßen — auf denen sich ja nirgends das Volksleben richtig beurteilen läßt — zu beobachten, sondern auch, so oft es irgendwie angängig und lohnend erschien, keine Anstrengungen gescheut, gerade die wenig oder gar nicht bisher von Westeuropäern betretenen Gegenden zu besuchen. Fünf Monate verwandte ich zur Bereisung des östlichen Sibiriens im geographischen Sinne, d. h. der Länder zwischen dem Baikalsee und dem japanischen Meer. Nur einen Monat dagegen brauchte ich zur Durchquerung des weniger interessanten Gebietes von Irkútsk bis zum Ural.

Weit entfernt davon, zu glauben, daß es mir überall gelungen ist, das Leben und Treiben der Russen wie der Eingeborenen vollkommen richtig zu erfassen, hoffe ich doch, daß dieses Büchlein dazu beitragen wird, erweiterte und der Wirklichkeit entsprechendere Auffassungen über Sibirien — und damit auch über Rußland — in meiner Heimat zu verbreiten. Sollte die Lektüre dem Leser auch eine angenehme Unterhaltung bieten, so habe ich den Zweck erreicht, welchen ich bei der Niederschrift meiner Erlebnisse und Beobachtungen verfolgte.

Die dem Buch beigefügte Kartenskizze ist nach meinen Angaben in Anlehnung an die vom russischen Generalstab herausgegebenen Specialkarten angefertigt. Sie giebt eine ziemlich genaue Übersicht aller von mir jenseits des Baikalsees bereisten Länderstriche.

Russische Worte habe ich möglichst so, wie sie ausgesprochen werden, zu schreiben gesucht. Da die russische Sprache aber mehrere uns ganz fremde Laute besitzt, so ließ sich die phonetische Schreibweise nicht völlig durchführen. Immerhin halte ich sie für richtiger als die allgemein gebräuchliche Wiedergabe der einzelnen, im Russischen häufig ganz anders als im Deutschen ausgesprochenen Buchstaben. Den weichen Zwischenlaut „sch" habe ich mit dem französischen „g", das gutturale russische „ü" aber mit „y" bezeichnet. Mit „kh" suche ich den harten Kehllaut am Anfang eines Wortes, wie wir ihn nur hinter den Vokalen a, o, u, (z. B. in Dach) haben, wiederzugeben.

Die Abbildungen sind zum größten Teil nach von mir aufgenommenen Photographieen auf mechanischem Wege vervielfältigt. Eine Reihe von Platten verdarb mir bei dem häufig recht schwierigen Transport. Der Liebenswürdigkeit des Kunstmalers Herrn Heinrich Binde zu Berlin verdanke ich es, daß ich auch zwei dieser verdorbenen Bilder hier verwenden konnte. Von seiner Hand stammen das Bild auf dem Einband und auf Seite 94. Auch der Direktion des Museums für Völkerkunde in Berlin bin ich zu großem Dank verpflichtet, da sie mir bereitwilligst mehrere Platten aus der Sammlung des Herrn von Schimkewitch in Khabárowsk, deren Verkauf ich vermittelte, zur Verfügung stellte. Nach letzteren Photographieen sind die Abbildungen auf Seite II, 75, 91, 121, 259, 278, 301 gefertigt.

Ganz besonderen Dank aber spreche ich hierdurch all den russischen Freunden und Bekannten aus, welche mir in so freundlicher Weise vor und während der Reise mit Rat und That zur Seite stehen.

Königsberg i. Pr., im Juli 1897.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Bei dem engen wirtschaftlichen und politischen Zusammenhang, in welchem die in diesem Buch beschriebenen Teile Russisch-Asiens mit Nordchina stehen, und bei dem erhöhten Interesse, welches das Reich der Mitte auch für uns Deutsche seit vorigem Jahre gewann, glaubte ich, in dieser Auflage etwas mehr als in der ersten auf chinesische Verhältnisse und deren Bedeutung für die westliche Welt eingehen zu müssen. Ferner habe ich neben kleineren Bemerkungen noch einige Reiseepisoden eingefügt und bei der Durchsicht des Zahlenmaterials die Ergebnisse der letzten russischen Volkszählung vom Jahre 1896 berücksichtigt. Endlich findet der Leser Aufschluß über den Fortgang der sibirischen Bahn.

Hoffentlich sind auch diese Zusätze willkommen.

Königsberg i. Pr., im April 1898.

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
Vorwort		VII
I.	Wladiwoſtók	1
II.	Ein Ausflug an der ſüdſibiriſchen Meeresküſte	21
III.	Sſachalin, die Inſel der Verbannten	42
IV.	An der Amurmündung	67
V.	Der Unterlauf des Amur und das Uſſurigebiet	100
VI.	Von Wladiwoſtók nach Albaſin	128
VII.	Die Goldwäſchereien an der Dſchilinda	155
VIII.	Ein Ritt längs des Ufer des Amur und des Argún	180
IX.	Anſiedler und Sträflinge im öſtlichen Transbaikalien	212
X.	In der ruſſiſchen Mongolei:	
	1. Unter den Burjäten	255
	2. An der ruſſiſch-mongoliſchen Grenze	279
	3. Durch die Baikal-Landſchaft	294
XI.	Von Irkútsk zum Ural	308

Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite
Burjäten-Priester	II
Walfischfänger „Nikolai“	23
Sträflingsansiedelung Korsſákowsk	45
Sträflinge vor dem Krankenhaus in Korsſákowsk	49
Golde in Fischhautkleidung	75
Giljakisches Pfahlhaus und Giljakenkinder	87
Schamane	91
Giljakisches Totenhäuschen	94
Zur Jagd gerüsteter Golde	121
Eine Hauptstraße von Blagowjéschtschensk	143
Ansicht des Amur bei der Landungsstelle einer Kosakenstanitza	149
Goldwäschereibetrieb an der Dschilinda	163
Goldwaschende Mandschu	166
Orotschonen und ihre Zelte	174
Argúnlandschaft bei Jegdotschi	197
Meine Kosaken und Pferde auf dem Ufereise des Argún	209
Transbaikalische Bauernfamilie beim Morgenthee	227
Hauptgefängnis Serentui	235
Erdhütten des „freien Kommandos“ beim Minengefängnis Serentui	238
Lamaistische Totendenkmäler	259
Ansicht der Tempelstadt Oninsk	263
Der Schiretui des Dazans bei Oninsk	267
Burjäten-Mädchen im Festgewand	278
Chinesisches Kaufhaus in Mai-má-tschin	286
Im Theepackhof zu Kiachta	287
Der Haupttempel des Groß-Lamas der Burjäten	297
Zam-Tanz-Maske	301

I. Wladiwostók.

Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in Nordchina war ich wieder in Schanghai angelaufen, um von dort aus Korea zu besuchen. Die im Gefolge des chinesisch-japanischen Krieges ausgebrochene Cholera hielt indessen die Schiffe von den koreanischen Häfen, wo sie besonders heftig auftrat, fern, sodaß ich vor die Wahl gestellt war, entweder den Abstecher nach Korea aufzugeben, oder noch längere Zeit in Schanghai zu verbleiben. Dort aber herrschte dauernd eine Hitze, die alle körperliche oder geistige Thätigkeit unmöglich machte und in jedem Europäer die Sehnsucht nach der gemäßigten Zone stärker denn je wach rief. Als ich daher erfuhr, daß der mir schon bekannte englische Dampfer „Singan" in wenigen Stunden zur Abfahrt nach Wladiwostók klar sein würde, bat ich den Kapitän, mir irgend einen Platz am Bord des überfüllten, nur auf wenige Passagiere erster Kajüte eingerichteten Schiffes einzuräumen und erhielt auch glücklich die ganz wohnliche Kabine des Compradors, d. h. des chinesischen Rechnungsführers. Zwölf Stunden später schon umfing uns die kühle Luft des chinesischen Meeres und erfrischte die ermatteten Nerven.

Fünf Tage hielt das schöne Wetter an. Weder Taifun noch Nebel, die Schrecken jener Meere, störten unsere Fahrt. Klar in Sicht lagen die Felseninseln Quelpart und Port-Hamilton, vor dem die Engländer endlich in ihrem Eroberungszuge nach den Stationen des Weltverkehrs Halt machen mußten, und nur die Spitzen des koreanischen Küstengebirges zogen, in einen

Wolkenschleier gehüllt, an uns vorüber. Erst die letzte Nacht brachte eine ziemlich heftige Bö, die uns jedoch nicht hinderte, den Kurs fest nach Norden gerichtet zu halten. Mit dem Morgengrauen des sechsten Tages tauchte die südlichste der russischen Inseln vor uns auf.

Wenige Stunden später dampften wir um die Insel Rußki in die Meerenge Bosporus, welche die beiden Teile der Bucht Peters des Großen, die Amur und Ussuri-Bai verbindet, und vor uns lag die Einfahrt zum „Goldenen Horn", dem Hafen von Wladiwostók.

Majestätisch, wie ihr Name — er bedeutet Herrscher des Ostens und weist allein schon auf die Ziele der russischen Politik im fernen Orient hin — ist auch die Lage der Stadt. Jeder, der den Hafen von Wladiwostók gesehen hat, muß ihn nicht nur für einen der besten Ankerplätze, sondern auch für eine der sehenswertesten Buchten der Erde erklären. Durch vorgelagerte Inseln vor dem Südsturm geschützt, schneidet er tief in die lange Halbinsel ein, welche die erwähnten Meeresbuchten trennt. Berge umringen die durchsichtige grüne Flut und bieten dem Auge mit ihrem üppigen Pflanzenwuchs einen unvergleichlich schönen Anblick. Malerisch heben sich die verschiedenartigen Bauten der vielsprachigen Bewohner der Stadt von der Pflanzen- und Felsenwildnis des Hintergrundes ab.

Es war ein selten sonniger Sommertag, an dem wir in den Hafen einliefen. Selten sonnig muß ich sagen, da jene Küste fast während des ganzen Sommers in Nebel gehüllt zu sein pflegt. Erst im September tritt die Sonne ihre volle Herrschaft an, um sie jedoch schon Ende Oktober zu verlieren. Wladiwostók liegt auf 43° n. Br., also noch etwas südlicher wie Florenz. Trotzdem fällt das Quecksilber im Winter auf — 30° C. Auch die Sommertemperatur stellt sich unter der Einwirkung der Seenebel erheblich niedriger als in gleichen Breiten europäischer Länder. Erst jenseits der Randgebirge des japanischen Meeres kommt die südliche Lage der Khankasteppe und des Ussurigebietes wenigstens in den Sommermonaten zur Geltung, während im Winter auch dort Kältegrade beobachtet werden können, wie wir sie in Deutschland kaum erleben.

Alle, die wir zum erstenmal Sibirien betreten sollten, waren begreiflicherweise gespannt auf den Anblick dieses Landes, dessen Name in

Europa fast nur mit dem Begriffe des Geheimnisvollen und Grausigen verknüpft ist. Herrscht doch im russischen Volke sogar der Glaube, daß in Sibirien die Sonne nicht scheint, und daß seine Bewohner unter der Erde hausen. Wie sahen die Stätten aus, welche wenige freiwillig betraten und an denen so viele Hoffnungen für immer vernichtet wurden? Dies war wohl die Frage, welche sich den meisten von uns beim Erscheinen der sibirischen Küste aufdrängte.

Wladiwostók nun ist, wie gesagt, seiner ganzen Lage nach geeignet, den freundlichsten Eindruck von Sibirien bei dem Ankömmling hervorzurufen, besonders von den Schiffsplanken aus betrachtet. Und vor der Hand sollten wir es noch einige Zeit von diesem günstigen Standpunkte besehen. Denn als wir den Eingang zum inneren Hafen passierten, wurde auf dem dort verankerten alten Wachtschiff plötzlich die gefürchtete gelbe Flagge gehißt und das Signal „Halt" gegeben. Wohl oder übel mußte der Kapitän beidrehen und den Anker fallen lassen. Ein Ruderboot löste sich von dem Wachtschiff los, um nach einigen Minuten bei uns anzulegen. Ihm entstiegen ein russischer Marinelieutenant, ein Arzt und zwei Infanteristen, von denen einer sofort als Wache am Deck postiert wurde. Zu meiner angenehmen Überraschung erkannte ich in dem Offizier meinen mehrmonatlichen Reisegefährten Baron K., der jedoch zunächst die Freude des Wiedersehens trübte, indem er mich bat, dem Kapitän zu verdolmetschen, daß wir bis auf weiteres in Quarantäne zu liegen hätten. Zu ändern war da nichts. Während der Kapitän seinem Unmut über den unerwarteten Zeit- und Geldverlust in für die russischen Behörden wenig schmeichelhaften Worten freien Lauf ließ, zog ich es vor, meinem Freunde eine Abgabe in russischen Produkten aufzuerlegen und ihn zu recht häufigen Inspektionen unseres verseuchten Schiffes einzuladen. Schlimm war ja unsere Quarantänestation nicht. In Gesellschaft liebenswürdiger Menschen läßt es sich schon einige Tage auch auf einem vor Anker liegenden Schiffe aushalten. Zudem bot das damals im Hafen herrschende ungewöhnlich rege Leben einen abwechslungsvollen Anblick. Dreiundzwanzig russische Kriegsfahrzeuge verschiedener Größen waren nach Abschluß des Friedens zwischen Japan und China von den verseuchten Häfen dieser Länder nach Wladiwostók geflüchtet. Drei stattliche englische Panzer-

schiffe erschienen zum Besuch und wurden mit allen Ehren empfangen. Ein Festtag — ich weiß nicht mehr welcher — veranlaßte die ganze Flotte Flaggenschmuck anzulegen, und abends tönte von verschiedenen Schiffskolossen, die im Dunkel der Nacht mit ihren Hunderten von Lichtern schwimmenden Städtchen glichen, die Musik der Matrosenkapellen zu uns herüber.

Weniger erfreulich muß das Leben auf unserem Quarantänenachbar, einem Transportschiff, welches chinesische Arbeiter von Tschifu gebracht hatte, gewesen sein. Dort herrschte die Seuche ernstlich. Alltäglich sahen wir, wie das schwarze Sanitätsboot einige Opfer der Krankheit zur Bestattung an Land brachte. Von dreihundert und fünfzig Chinesen sollten schon sechszig dahingerafft sein und weitere Erkrankungen standen zu erwarten, da auf dem überfüllten Schiff bei der Unvernunft seiner gelben Fahrgäste keine genügende Isolierung getroffen werden konnte. Die armen Kerle suchten auf jede Weise aus ihrem Gefängnis zu entkommen. Allnächtlich sprang eine Anzahl über Bord, um schwimmend das Ufer zu erreichen, obgleich die Posten, ihrer Weisung auf die Flüchtlinge zu schießen, streng nachkamen. Es war allen Laien von vornherein unverständlich, weshalb man den verseuchten Transportdampfer am Hafeneingang dicht neben den anderen Schiffen und nahe dem Lande aufstellte. Erst nachdem er längere Zeit dort gelegen hatte, gelangte auch die Sanitätsbehörde zu der Einsicht, daß dies nicht der geeignete Ankerplatz sei, und ließ ihn nach einem entfernten Teil der Bucht bugsieren. Die Folge der ersten Nachlässigkeit zeigte sich bald. Ein Teil der entkommenen Chinesen erkrankte nachträglich und verschleppte die Cholera unter ihre in der Stadt wohnhaften Landsleute.

In der Frühe des vierten Tages kam die erlösende Botschaft, daß wir landen durften. Einen Quai aber gab es für uns nicht. Nur die „freiwillige Flotte"*) durfte bisher einen solchen anlegen. Im übrigen hat sich der Fiskus, dem der Strand größtenteils gehört, bisher geweigert,

*) D. i. bekanntlich die nach dem letzten russisch türkischen Kriege mit Staatsbeihilfe gebildete Handelsflotte des Schwarzen Meeres, deren Schiffe im Kriegsfalle militärischen Zwecken dienen

etwas für den Handel herzugeben und es somit vereitelt, daß die Stadt- oder Privatunternehmer eine Landungsstelle erhielten. So kann der Reisende gleich bei seinem Eintritt in Sibirien die Beobachtung machen, daß es die russische Staats-Verwaltung bisher nicht gerade eilig mit der Förderung des Handels hatte. Seit dem Jahre 1860 besteht die Ansiedelung Wladiwostók. Nachdem der Kriegshafen von Nikolajewsk dahin verlegt wurde, wuchs sie rasch zur größten Hafen- und Handelsstadt des sibirischen Küstengebiets heran. Aber erst seitdem der jetzige Zar Sibirien bereiste, erwachte auch bei den Behörden lebhafteres Interesse an dem wirtschaftlichen Gedeihen des Landes, und mancher Hemmschuh, den die Beamten bis dahin dem Handel und Gewerbe anlegten, wurde hinweggeräumt.

Um an Land zu kommen, winkte ich mir also einen der flachen, unseren Dampfer umlagernden chinesischen Kähne, Sampan genannt, heran, nahm inmitten meiner Siebensachen Platz, rief dem alten gelbhäutigen Fährmann „na bjereg", „ans Ufer" zu und schaukelte in wenigen Minuten an Land. Wie in allen russischen Städten, so rasten auch dort mehrere „Iswoschtschiks"*) heran, deren einer mich im gestreckten Galopp die Anhöhe nach der Hauptstraße hinauf und diese entlang bis zum Hotel Moskwá brachte. Als großstädtisch erwies sich dieses, obgleich es für das beste der Hotels „ersten Ranges", galt, gerade nicht. Aber die Verpflegung war gut, die Räume einigermaßen sauber, und die Fremdenzimmer enthielten sogar ziemlich rein bezogene Betten, wie man sie selbst in den ersten russischen Hotels Moskaus nur auf Verlangen erhält.

In jedem Ort Sibiriens erfordert es die Sitte, daß man gleich nach der Ankunft dem höchsten Beamten seine Aufwartung macht. Dies zu unterlassen, könnte für den Reisenden sehr üble Folgen haben. Zum Besuch bei einem Gouverneur aber sind Frack, weiße Binde und Handschuhe obligatorisch. Man muß also diese Ausrüstung des Gentleman durch die Wildnis mit sich schleppen, will man eines liebenswürdigen Empfanges gewiß sein, und ich würde keinem raten, sich auf einen künstlerisch-genialen Standpunkt in der Toilettenfrage bei offiziellen Besuchen in Sibirien zu stellen. Der hohe

*) Droschke, Droschkenkutscher.

sibirische Beamte ist unbedingter Herrscher in seinem Verwaltungsbereich. Er kann jeden ohne weiteres hindern, sein Herrschaftsgebiet zu betreten, und seine Ungnade würde jedem schnell alle Thüren verschließen. Ich muß indessen gleich hinzufügen, daß ich mit Ausnahme eines einzigen Falles stets das größte und liebenswürdigste Entgegenkommen fand. Wenn ich auch durch Vermittelung unserer Botschaft von dem russischen Ministerium des Innern sämtlichen Gouverneuren empfohlen war, so hatte ich doch auf solche Hilfe und Bereitwilligkeit, wie sie mir zu teil geworden ist, nicht gerechnet. Fast alle Gouverneure gingen darin weit über das hinaus, wozu sie ihr Amt verpflichtet hätte. Überhaupt fand ich in Sibirien, daß zwischen den höchsten Beamten und ihren Untergebenen ein unglaublicher Abstand in Bezug auf Bildung und gesellschaftliche Formen bestand. Dadurch allein schon ist es erklärlich, daß soviel gut gemeinte Pläne tüchtiger Gouverneure scheiterten. Es fehlte beinahe gänzlich an Organen und Mitarbeitern, welche Verständnis für höhere kulturelle Aufgaben besaßen.

Gleich in dem Gouverneur der Küstenprovinz, General Unterberger, lernte ich den angenehmsten Typus des sibirischen Beamten kennen. Seine hohe schlanke Gestalt, seine blonde Haarfarbe und seine Haltung verrieten auf den ersten Blick die germanische Abstammung. Er sprach vorzüglich und auch gern deutsch und gab mir sogleich alle Empfehlungen, deren ich zur ungehinderten Bereisung seines Gebietes bedurfte. Hätte ich davon in vollem Maße Gebrauch machen wollen, so wäre ich wahrscheinlich heute noch nicht in der Heimat zurück. Die Küstenprovinz dehnt sich von Korea bis an das Eismeer aus. Das Ussurigebiet, der untere Amur von Khabarówsk ab, Kamtschatka und die Länder der Korjäken und Tschuktschen gehören dazu. Schwerlich hat je ein Gouverneur dieses Gebiet in seiner ganzen Ausdehnung bereist. Ich wollte mich jedenfalls damit begnügen, die Küste des japanischen und tatarischen Meeres, den unteren Amur, das Ussurigebiet und endlich die — einem besonderen Gouverneur unterstehende — Insel Sachalin kennen zu lernen. Dafür hatte ich mir 10 Wochen ausgesetzt, und das war immerhin eine knappe Zeit. Vor der Hand aber ging noch kein Schiff nach Sachalin, sodaß ich Muße hatte, mich mit Wladiwostók und seinen Bewohnern bekannt zu machen.

Die Stadt zählte damals etwa zwanzigtausend Einwohner, deren größter Teil Russen waren, nachdem die Garnison im Laufe der letzten Jahre bedeutende Verstärkungen erfuhr. Chinesen, Koreaner und Japaner überwogen jedoch in den untersten Schichten der bürgerlichen Bevölkerung. Indessen gab es auch drei Chinesen, welche als Kaufleute erster Gilde eingetragen waren, und vieles sprach dafür, daß sich ihre Zahl in wenigen Jahren bedeutend vermehren würde.

Wer mit offenen Augen die Verhältnisse im fernen Osten betrachtet, sieht schon jetzt, daß der gelbe Mann überall, wo er in den wirtschaftlichen Wettstreit mit Europäern eintritt, uns zum mindesten gewachsen ist. Bisher ist dies nur bei den Japanern auffallend hervorgetreten. Sie haben angefangen, außer ihren eigentümlich nationalen Erzeugnissen auch solche Waren auf unseren Markt zu bringen, deren Verfertigung noch vor kurzem Monopol der europäischen und amerikanischen Produktion war. Doch in unserem Vaterlande wird ihnen ja dafür unbegrenzte Hochachtung gezollt. „Der Japaner, das ist ein fixer Kerl, der hat doch Sinn für unsere Kultur!" Oder: „Alle Hochachtung vor den Japanern; das sind schneidige Leute! Wie sie nur die Chinesen vor sich her getrieben haben!" Solche und ähnliche Äußerungen kann man noch jetzt häufig auf jeder Bierbank hören. Die Zeitungen allerdings sind seit einiger Zeit zurückhaltender mit derartigen Lobeserhebungen. Unser Geschäftsmann im fernen Osten aber sympathisiert schon lange sehr wenig mit diesen Anschauungen seiner Landsleute in der Heimat. Denn einerseits kennt er nur zu wohl die vielen schlechten Eigenschaften des Japaners, andrerseits weiß er, daß mit jedem Fortschritt Japans in europäisch-technischen Fertigkeiten ein Stück Exportgebiet für ihn verloren geht. Er fürchtet nicht mit Unrecht, daß der Spieß sich sehr bald gänzlich umkehrt, so daß wir uns gegen japanische Einfuhr schützen müssen. Der wohlfeile Sieg der Japaner über ein schlecht gerüstetes und noch schlechter geleitetes, unkriegerisches Volk aber konnte keinem dort ansässigen Europäer Anerkennung abnötigen.

In China liegt die Sache zur Zeit glücklicherweise für uns erheblich günstiger als in Japan. Die hartnäckige Verschlossenheit des Chinesen ist noch lange nicht gebrochen. Wenn er auch gezwungen würde, uns seine

Häfen in immer weiterem Umfange zu erschließen, wenn bei ihm auch europäische Waren von Tag zu Tag steigenden Absatz finden, so bürgt uns seine historische Entwickelung, sein starr konservativer Charakter dafür, daß der Zeitpunkt, da chinesisch geleitete Exportfabriken und überseeische Handlungen entstehen werden, noch in weiter Ferne liegt.

Würde jemand im Fluge aus einer Hauptstadt Westeuropas oder Nord-Amerikas in eine beliebige andere Zentrale dieser Weltteile getragen, so würde er bei der ersten Betrachtung kaum wesentliche Unterschiede zwischen der alten und der neuen Umgebung finden. Auch beim gemächlichen Reisen von Land zu Land in unserem Kulturkreise fällt es keinem Gebildeten schwer, sich rasch in die neuen Verhältnisse einzuleben. Land und Leute weisen da überall eine Menge gleicher oder verwandter Züge auf. Selbst ein Besuch der Kulturvölker im Gebiete des Islam und im südlichen Asien entrückt uns nicht vollständig unserem Ideenkreise, unserer Anschauungsweise. Ganz anders ergeht es uns in China. Schon so mancher Reisende hat es ausgesprochen, daß der Chinese in jeder Hinsicht, in Denken und Fühlen, in Sprechen und Handeln geradezu der Antipode des Europäers ist. Mit dem Augenblicke, in dem man die Grenze einer europäischen Ansiedelung verläßt, tritt man in eine so fremdartige Welt, daß man sich ebensogut auf einen anderen Planeten versetzt wähnen könnte. Bei näherer Betrachtung aber weicht das Staunen häufig der Bewunderung für dies eigenartige Volk, welches ganz für sich und aus sich heraus eine Zivilisation entwickelte, deren Alter das aller modernen Kulturnationen des Erdenrundes übertrifft und deren Höhe die überragt, welche wir bis zum neunzehnten Jahrhundert erreicht hatten.

Freilich blieb China seit langer Zeit auf der gleichen Stufe stehen, oder richtiger gesagt, es ging auch dort wie bei jedem Stillstand zurück. Schon bei äußerlicher Betrachtung von Land und Leuten drängt sich uns diese Beobachtung auf. Die einst prächtigen Chausseen, welche sich von Peking, der „nördlichen Residenz", nach allen Gegenden des Reichs hinziehen, sind dem Verfall preisgegeben. Ihre mächtigen Steinquadern sind zum Teil herausgerissen oder liegen regellos umher. Nur mühsam bewegen sich die Gefährte durch die Untiefen der Landstraßen. Ein Bild des Verfalls

bieten die öffentlichen Bauten, sei es, daß sie profanen Zwecken, wie die riesigen Mauern der Städte oder die gewaltigen Kanalanlagen, dienen, sei es, daß sie dem Kultus, wie die Pagoden oder selbst die Grabdenkmäler gestürzter Dynastieen, geweiht sind. Einen erschreckenden Niedergang hat die Staatsleitung genommen, und gänzlich zerrüttet ist das religiöse Leben. Die Lehren des Konfucius, Buddhas und des Laotze werden noch gepredigt, aber nur wenige gebildete Chinesen nehmen sie ernst. Das Volk huldigt dem finstersten Dämonenkultus.

Trotz alledem wird niemand, der China besucht hat, glauben, daß seine Bewohner schon jetzt dem Untergange in den Fluten der Völkerbewegung geweiht sind. Wenn der Sturmwind einherzieht, so stürzt er nur die morschen Baumriesen, deren Herrschaft im Walde das Gedeihen des jungen Nachwuchses hindert. Junge, kraftvolle Keime, welche eines solchen Sturmes warten, aber birgt China in Überfülle. Seine herrschenden Klassen und deren Anschauungen sind morsch und hemmen die Entwickelung der kräftigen Elemente. Im chinesischen Volke aber schlummern wirtschaftliche Kräfte, die mit denen der westlichen Welt den Kampf getrost aufnehmen können.

China ist das Land des Rationalismus. Der Missionar Huc, einer der besten Kenner des Reiches der Mitte, berichtet,*) daß religiöse Gespräche der Anhänger verschiedener Glaubensbekenntnisse gewöhnlich mit der höflichen, gegenseitigen Versicherung: „Die Religionen sind verschieden, aber die Vernunft ist nur eine," endigen. Die geistigen Urheber und die Leiter der französischen Revolution hätten sich ihre Weisheit bei Konfucius holen können. In Europa ist dies Dogma schnell verweht worden, dem Chinesen ist es im Laufe vieler Jahrhunderte in Fleisch und Blut übergegangen; sein ganzes Denken und Handeln ist rein materiell. Darin liegt sowohl die Stärke als auch die Schwäche des chinesischen Reiches. Schwach ist es, weil das Fehlen idealer Triebfedern zum Untergange eines jeden Staatswesens führt, stark aber ward es dadurch, daß die wirtschaftlichen Kräfte der einzelnen Individuen in dem rücksichtslosen Kampfe ums Dasein auf das Äußerste angespannt und gestählt wurden.

*) Huc, Das chinesische Reich. Bd. 2. Deutsche Ausgabe, Leipzig 1854.

Die Bedürfnislosigkeit des Chinesen grenzt an das Unglaubliche. Mit einem Maß von Speisen, welches bei uns nicht für einen Mann ausreichen würde, begnügt sich in China eine ganze Familie. Heiter und zufrieden verrichtet der gelbe Mann bei seiner schmalen Kost die schwersten Arbeiten. Rastlos ist er von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang thätig. Zu der Stunde, da sich der Europäer zu seinem Tagewerke erhebt, hat der Chinese ein großes Stück Arbeit hinter sich. Betritt man mit dem Morgengrauen die Straßen einer chinesischen Stadt, so sieht man schon vor und in den Häusern den Handwerker emsig bei seinem Werke. Und wie in der Stadt, so herrscht auch auf den Landstraßen und auf den Feldern die regste Thätigkeit beim fahlen Licht des anbrechenden Tages. Wie könnte auch der chinesische Landmann seinen Lebensunterhalt erwerben, wenn er nicht den größten Fleiß auf die Bearbeitung seines kleinen Besitzes verwenden würde! Die Preise der Produkte sind lächerlich niedrig, der des Landes aber infolge der Dichtigkeit der Bevölkerung verhältnismäßig hoch. Großgrundbesitz giebt es so gut wie gar nicht. Tagelang kann man reisen, ohne auf ein unbebautes Grundstück zu stoßen. Jedes Fleckchen Erde, ja sogar jeder Tümpel und jeder Graben*) ist durch sorgfältigen Anbau nutzbar gemacht, sodaß wir durch einen ungeheueren Garten zu wandern glauben.

Bei der in China herrschenden Menschenfülle, die durchschnittlich so groß wie in unseren bevölkertsten Industriegegenden ist, nimmt es Wunder, daß die Bewohner des Reiches unter dem Himmel nicht längst das Bestreben hatten, dessen Grenzen in Massen zu überfluten. Hätte sich eine solche elementare Bewegung in China geltend gemacht, so wären wohl die strengen Verbote der Regierung, welche der Wanderung in die Länder der Barbaren von jeher abhold war, wenig erfolgreich gewesen. Aber die Anhänglichkeit des Chinesen an seine Heimat gehört zu seinen hervorstechendsten Charaktereigenschaften. Nur sehr wenige verlassen sie freiwillig für immer. Dies erscheint um so wunderbarer, als der Chinese für den besten Handelsmann des Ostens angesehen werden muß. Mit seinem Fleiß und seiner peinlichen

*) Hauptsächlich durch Anpflanzen des Nenuphar, dessen Wurzeln und Fruchtkerne eine beliebte Speise bilden.

Genauigkeit verbindet er große Geschäftsgewandtheit und im Gegensatz zum Japaner auch Zuverlässigkeit. Wo er, wie in Amerika und Sibirien, mit Europäern in Wettbewerb trat, hat er sich jedenfalls als recht schätzenswerter und gefährlicher Konkurrent erwiesen.

In Wladiwostók aber wußte sich der „Mansa"*) auch sonst unentbehrlich zu machen. Nicht nur als Kaufmann und Krämer spielt er da eine bedeutende Rolle, sondern auch als Hafenarbeiter, Handwerker, Koch und Diener. Besonders in letzterer Stellung ist er für den Europäer geradezu unersetzlich. Der chinesische „Boy" ist zuverlässig und unglaublich anstellig. In wenigen Wochen lernt es der frisch aus Tschifu importierte junge Chinese, sich den völlig fremden Verhältnissen anzupassen. Er wird mit den Bedürfnissen seines Herrn auf das schnellste vertraut. Selten ist es nötig, ihm einen Handgriff mehr als einmal zu zeigen. Sogar Sauberkeit kann man ihm in kürzester Zeit beibringen. Nur eins läßt er nicht: das Hazardspiel. Ihm huldigen die Chinesen mehr als jede andere Nation. Alltäglich kann man in China sehen, wie sogar Lebensmittel ausgespielt werden. Der arme Teufel, welcher nur wenige Kupfermünzen am Tage erwirbt, widersteht selten der Versuchung, in welche ihn der Obstverkäufer mit seinen Glücksstäbchen führt. Verliert er seinen Tagesverdienst, so sucht er seinen Hunger zu verschlafen.

Ich hatte bereits in China so gute Erfahrungen mit meinem bezopften Koch und Diener gemacht, daß ich gleich nach meiner Ankunft in Wladiwostók wieder einen jungen Chinesen als „Boy" nahm. Auch Mischka, so war der schlitzäugige kleine Kerl von seinem früheren Herrn getauft worden, erwies sich als ausgezeichneter Diener, wie ich ihn unter den sibirischen Russen schwerlich gefunden hätte.

Leicht wird übrigens den Chinesen in Sibiren der Aufenthalt nicht gemacht. Sie gelten, gleichviel, ob sie nur vorübergehend russisches Gebiet betreten, oder, wie die Bewohner vieler Dörfer, schon seit Generationen dort leben, als Ausländer und Menschen zweiter Klasse. Die chinesische Regierung verbietet die Ansiedelung ihrer Unterthanen im russischen Reich, und

*) Die in Sibirien für Chinesen und Mandschu übliche Bezeichnung, welche von dem chinesischen „Mand-se" herzuleiten ist.

die Russen haben diesem Verbot da, wo ihnen der gelbe Mitbewohner lästig wurde, öfters einen vielleicht nicht ganz humanen, aber politisch sehr gerechtfertigten Nachdruck verliehen. Die meisten Chinesen halten sich auch in Sibirien nur so lange auf, bis sie ein kleines Kapital erworben haben. So finden wir denn dort so gut wie gar keine Chinesinnen. Die Chinesen, welche dauernd dort bleiben, holen sich entweder Frauen aus der Mandschurei, oder huldigen dem Junggesellentum. Sie bilden den schlechtesten Teil der gelben Bevölkerung, da sie vielfach gute Gründe haben, sich in der Heimat nie wieder blicken zu lassen.

Von zwei Geschäftszweigen hielt sich der Chinese in Wladiwostók ganz fern: dem des Droschkenkutschers und des Packträgers. Jenen behauptet unbestritten der Russe, diesen der Koreaner. Überall in der Stadt bietet uns letzterer seine Dienste an. Schon von weitem erkennen wir ihn an seinem hohen, schwarzen Hut. Man könnte auf den Gedanken kommen, daß der Erfinder unseres Cylinders jenen als Modell genommen hat. Glücklicherweise aber gestaltete er unsere feierliche Kopfbedeckung doch noch etwas praktischer, wie es die koreanische ist, welche aus Roßhaar geflochten und durchsichtig, dem Winde und Staube, dem Regen und der Sonne freien Zutritt gewährt.

Auch der Japaner gehört zu den Figuren des täglichen Lebens der Hafenstadt. Geschäftigen Schrittes eilt er durch die Straßen und begegnet uns da, wie überall, mit vollendeter Höflichkeit und verschmitztem Lächeln. Er ließ auch das schöne Geschlecht nicht zu Hause zurück. Trippelnd, schwatzend und graziös den Fächer schwingend, begegnen uns die japanischen Dämchen; besonders in den abgelegeneren Stadtteilen. Der Wohnungswechsel hat sie nicht verändert, sodaß Pierre Loti auch in Wladiwostók einige Studien zur „Madame Chrysanthème" hätte machen können.

Während nun diese Vertreter verschiedener Nationen in ihren Trachten und in der inneren Einrichtung ihrer Behausungen den Gewohnheiten der Heimat treu geblieben sind, zeugt die äußere Bauart der Häuser dafür, daß wir uns in Rußland befinden. Das Blockhaus dominiert in Wladiwostók, und nur vereinzelt erheben sich massive Gebäude über die einstöckigen Kollegen.

Das stattlichste derselben ist unzweifelhaft das Geschäftshaus der deutschen Firma Kunst & Albers. Weithin sichtbar ragt der umfangreiche Bau an der Hauptstraße am Ufer empor. Weit in die Bucht hinaus leuchten zur Nachtzeit die Strahlen des elektrischen Lichts, welches hier zuerst in Sibirien verwendet wurde.

Es ist leider in Deutschland wenig bekannt, welche Bedeutung der deutsche Handel*) und welches Ansehen der deutsche Kaufmann sich in ganz Ostasien binnen weniger Jahrzehnte zu erwerben verstand. Mit Neid und Besorgnis sieht der Engländer auf diese Fortschritte, mit Stolz müssen wir der Vertreter des Deutschtums im fernen Orient gedenken. Nur die Unkenntnis dieser Verhältnisse macht es erklärlich, daß ein großer Teil unserer Presse wie der Mitglieder unseres Reichstages sich den Regierungsforderungen gegenüber, welche eine Unterstützung des deutschen Handels in Ostasien durch Subventionen an Dampferlinien oder durch Entsendung von Kriegsschiffen bezweckten, dauernd widerstrebend verhielten. Vergleicht man aber das, was andere Mächte zur Stärkung ihres Ansehens in Japan und China thaten, mit dem, was von deutscher Seite geschah, so muß man die Erfolge des deutschen Kaufmanns doppelt hoch schätzen. Er würde zweifellos noch viel mehr erreichen, wenn er an der Heimat einen stärkeren Rückhalt fände.

*) Eine Übersicht über den Schiffsverkehr und die Wareneinfuhr in Wladiwostók ergeben folgende nach den Angaben des „deutschen Handelsarchivs" zusammengestellte Tabellen. Die eingeklammerten Zahlen beziehen sich auf Segelschiffe.

Nationalität der Schiffe	1893		1894		1895	
	Zahl	Register-tons	Zahl	Register-tons	Zahl	Register-tons
Deutsch . .	35	29 015	55	40 165	52	39 088
Russisch . .	45	49 533	51	60 300	59 (1)	74 563
Japanisch . .	22	24 577	16	20 097	7	8 420
Britisch . .	17	21 233	13 (1)	18 537	26 (2)	42 900
Norwegisch .	15	11 157	8	8 372	19	23 804
Amerikanisch .	(3)	1 113	(1)	1 524	(4)	2 336
Französisch .	—	—	—	—	1	2 937
Summen	136	134864	144	148995	144	194087

Herkunft der Waren	1893	1894	1895
	Tonnenzahl	Tonnenzahl	Tonnenzahl
Deutschland .	5 555	4 583	4 210
Rußland . .	32 695	49 324	107576
Gr.-Britannien	2 863	6 906	8 912
Japan China (Incl. Transit)	25 128	38 846	52 206
Sibir. Häfen .	14 315	12 088	12 620
San-Franzisko	1 273	2 031	3 158
Korea . . .	—	—	693
Summen	81 829	113871	189375

Ganz besonders trifft dies auch für Sibirien zu. Der Großhandel im ganzen Amur- und Ussurigebiet befindet sich seit Jahren zum großen, wenn nicht zum größten Teil in deutschen Händen. Dort haben die Handelshäuser von Kunst & Albers und von Dieckmann & Co. bald nach der russischen Okkupation des Landes festen Fuß gefaßt und von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewonnen. Der erste Privatdampfer auf dem Amur gehörte Dieckmann & Co. Zur Zeit besitzt die Firma Kunst & Albers größere oder kleinere Zweiggeschäfte in jeder wichtigeren Ansiedelung. Nur ein russisches und ein amerikanisches Kaufhaus kommen noch neben den deutschen in Betracht. Trotz der staatlichen Hilfe, die ersterem zu teil wird, aber ist sein Erfolg kein bedeutender. Die Firma Kunst & Albers hat es verstanden, ihr Geschäft in wahrhaft meisterhafter Weise zu organisieren und sich eine Schaar von Beamten heranzuziehen, die an Fleiß und Kenntnissen in Sibirien ihres Gleichen nicht finden. Der deutsche Kaufmann gilt in Sibirien für den geachtetsten, sodaß sehr viele Russen sich lieber mit ihm als mit ihren Landsleuten in Geschäfte einlassen.

Wer überhaupt längere Zeit in Rußland gelebt hat, wird die Beobachtung machen, daß sich die deutsche Nation zwar bei vielen Russen geringer Sympathieen erfreut, der einzelne Deutsche aber meistens im besten Einvernehmen mit seiner russischen Umgebung lebt. Es ist viel über das schlechte Verhältnis von Deutschen und Russen gerade in den letzten Jahrzehnten gesprochen und geschrieben worden. Man hat die Verschärfung dieses in früheren Zeiten wenig hervortretenden Gegensatzes auf die Hetzereien der Panslavisten, ja auf einzelne Persönlichkeiten zurückgeführt, ohne zu bedenken, daß die antideutsche, oder besser gesagt, die antiwestliche Bewegung tiefer wurzeln muß als in den Köpfen einer immerhin geringen Anzahl fanatischer Patrioten. Werfen wir einen Blick auf die russische Kulturgeschichte seit Peter dem Großen, so finden wir, daß die Träger des kulturellen Fortschritts im russischen Reich zum größten Teile Ausländer und zwar zumeist Deutsche waren. In ihren Händen lag die Verwaltung vieler und wichtiger Hof- und Staatsämter, sie spielten im Handel und im feineren Handwerk eine bedeutende Rolle, und als Landwirte standen sie von Petersburg bis zum schwarzen Meer unerreicht da. Alle Zweige der

Wissenschaft wurden von ihnen lange Zeit ausschließlich vertreten. In der Universität Dorpat besaß die deutsche Wissenschaft eine Heimstätte, wie in wenigen heimatlichen Hochschulen. Diese geistige und wirtschaftliche Oberherrschaft des fremden Elements mußte naturgemäß angefochten werden, sobald ein bedeutender Teil der oberen russischen Volksschichten sich die Kenntnisse und Fertigkeiten der westlichen Kulturträger angeeignet hatte und zur Erkenntniß der eigenen Kräfte gekommen war. Wie aus den schriftstellerischen Erzeugnissen unschwer zu ersehen ist, trat dieses Erwachen in der Mitte dieses Jahrhunderts ein, und damit begann der Kampf mit dem „Sápadnik", dem westländischen Eindringling. Die russischen Patrioten machten ihn, der auf sie mit Geringschätzung herabsah, für alles Übel verantwortlich, welches ihre entschleierten Blicke im eigenen Lande gewahr wurden. Das alte Rußland ohne westliche Kultur galt ihnen als Eldorado. „Rußland allein für die Russen", dies wurde die Losung, welche sie mit Erbitterung verfochten.

Die Vertreter des Deutschtums aber fußten auf ihren erworbenen Rechten naturgemäß ebenso hartnäckig. Im Kampf um die Existenz ist ja vom besonnenen Einlenken keine Rede. Die Deutschen in Rußland verkannten die Stärke der patriotischen Bewegung. Sie hielten nach wie vor ihre russischen Mitbürger für weit unter ihnen stehende Menschen und thaten nichts, um durch Entgegenkommen den angefachten Rassenhaß und Kulturneid zu besänftigen.

Alles spricht dafür, daß wir jetzt in eine neue Phase dieses Wettkampfes des fremden mit dem einheimischen Element getreten sind. Die Nationalidee hat endgültig die Oberhand gewonnen und der Russe sich sein Land gesichert. Der Deutsche, welcher willig anerkennt, daß die russische Nation einer großen Zukunft entgegenstrebt und nicht wie ein großmäuliger Berliner Ladenjüngling auftritt, findet in Rußland heutzutage die freundlichste Aufnahme. Unzweifelhaft steht das Kulturniveau in Rußland noch heute niedriger, wie in sämtlichen westeuropäischen Ländern, unzweifelhaft sind die wirtschaftlichen Zustände des Landes vielfach außerordentlich primitive, unzweifelhaft ist auch die Moral einzelner Stände keine erfreuliche. Trotz alledem wäre es ungerecht, zu verkennen, daß in jeder Hinsicht ganz

bedeutende Fortschritte binnen weniger Jahrzehnte gemacht wurden und fortdauernd gemacht werden. Der in Rußland lebende Deutsche, welcher sich in blindem Hochmut dieser Erkenntnis verschließt und nur für die Schäden Rußlands tadelnde Blicke und Worte hat, kann sich nicht wundern, wenn er von dem Russen als ein Fremdling betrachtet wird, welcher vertrieben oder vernichtet werden muß.

Die Deutschen in Wladiwostók lebten in bestem Einvernehmen mit den russischen Einwohnern. Vor allen erfreute sich Herr Datton, der in Wladiwostók wohnende Mitinhaber der Firma Kunst & Albers des größten Ansehens bei seinen Mitbürgern. Er bekleidete auch das Amt eines deutschen Vizekonsuls, des einzigen deutschen Beamten in Sibirien. Die deutsche Regierung hätte keinen liebenswürdigeren und landeskundigeren Vertreter finden können als ihn. Wie jedem Deutschen, der diese Gegenden besuchte, so stand er auch mir in überaus dankenswerter Weise mit Rat und That zur Seite.

Man schließt im fernen Osten schneller Bekanntschaften wie bei uns. Besonders in Sibirien ist die Ankunft eines Fremden ein Ereignis, dessen Kunde sich rasch verbreitet. Da ich außerdem unter den Marineoffizieren Verwandte und Freunde zählte, so fühlte ich mich nach wenigen Tagen unter den Honoratioren Wladiwostóks nicht mehr fremd.

Der Ausdruck „Honoratioren" paßt allerdings für die wenigsten Bürger dieser Stadt, wenn man damit den Begriff hausbackener Würde und Ehrbarkeit verbinden will. Der Kreis Eingesessener, die sich alltäglich in den besseren Wirtshäusern von Wladiwostók zum Früh-, Abend- und Nachttrunk versammelten, setzte sich doch aus anderen Gestalten wie die Tafelrunden in gleich großen deutschen Städten zusammen. Kleidung und Haltung der Herren — letztere allerdings nur beim Beginn des Zechens — ließ nichts zu wünschen übrig. Auch der Bildungsgrad war durchschnittlich kein ganz geringer; denn wenn einer oder der andere zwar manches aus Büchern zu lernen versäumte, so brachten doch jedem des Lebens Erfahrungen reichen Ersatz für die Buchstabenweisheit. Kein einziger saß da in der Tafelrunde, der nicht auf eine wechselvolle Vergangenheit zurückblickte. Es wäre indiskret gewesen, nach dieser näher zu fragen. Der Leser würde

aber irren, wenn er glaubte, daß man in Wladiwostók viele ehemalige Sträflinge trifft. Es kommt auch da vor, daß man gemütlich beim Glase Bier, dem luxuriösestem Getränk*), mit jemanden plaudert, der es einmal mit dem Leib oder Gut seines Nächsten nicht genau genommen hat, im allgemeinen aber hat man es mit Menschen zu thun, die im Leben auf andere Weise Schiffbruch erlitten, und erst im fernsten Osten eine behagliche Existenz fanden. Die Unterhaltung mit solchen Leuten ist nie langweilig. Handel und Schiffahrt, Goldsuchen, Pelzjägerei, Fischfang und andere Unternehmungen, zuletzt die stets blühende Skandalchronik der Stadt bieten unerschöpfliche Unterhaltungsthemata. In sich gänzlich abgeschlossene Kreise giebt es mit Ausnahme der Linienoffiziersgesellschaft, deren Verkehrston ein sehr eigentümlicher ist, in Wladiwostók noch nicht. Der Interessenkreis des einzelnen ist ein weiter und Einseitigkeit oder Verspimpelung eine seltene Erscheinung. Der hat die Meere, jener die Wildnis durchstreift, und die meisten geben gern aus ihrem oder ihres Nächsten Leben Episoden zum besten, die einem Cooper Stoff zu den spannendsten Erzählungen liefern würden.

Unter anderen lernte ich da ein kleines vertrocknetes Männchen kennen, der mit großen Brillengläsern bewaffnet, den Eindruck eines Schulmeisters machte. Schweigsamer wie alle anderen saß er in unserem Kreise. Jeder Unbekannte mußte ihn für einen wenig unternehmenden Spießbürger halten. Groß war daher mein Erstaunen, als ich späterhin erfuhr, daß ich die Ehre gehabt hatte, neben dem furchtlosesten Tiger- und Mandschu-Jäger zu sitzen. Von Beruf Seemann, hatte er sich nach langjährigen Fahrten mit Frau und Kind an der sibirisch-mandschurischen Grenze angesiedelt und schien endlich ein sorgenfreies Dasein gefunden zu haben. Als er jedoch eines Tages von einer Geschäftsreise zurückkehrte, fand er seine Familie erschlagen und sein Haus ausgeplündert vor. Mandschurische Räuber hatten die Ansiedelung während seiner Abwesenheit überfallen. Er verfolgte sie in Begleitung eines in der Nähe wohnenden Freundes, erjagte sie auch glücklich und schoß ihrer vier nieder. Die übrigen entflohen. Doch damit war

*) Einheimisches kostet 0,30, Rigaer 0,75, Münchener 1,50 Rubel die Flasche. In Nikolájewsk stellt sich jede Sorte um 25 Kopeken teurer.

sein Rachedurst nicht befriedigt. Mandschurische Räuber, auf russisch-sibirisch „Konchusen" genannt, treiben sich viele im Ussurigebiet herum. Auf sie hatte es der Kapitän seit jener Zeit abgesehen, und er soll in wenigen Jahren noch deren achtzehn getötet haben. Damals genügte sein Name, um jeder Gelbhaut Schrecken einzujagen.

So unerschrocken wie den Konchusen aber stellte er sich dem König der sibirischen Wildnis, dem Tiger gegenüber. Man erzählte sich, daß er einmal im Angesicht eines Tigers erst seine dunstbeschlagenen Brillengläser abwischte, bevor er ihn niederstreckte. Als ich den alten Herrn kennen lernte, war er wieder zu seinem früheren Beruf zurückgekehrt und verwandte seinen Überschuß an Energie auf seine Matrosen. Man kann sich denken, daß diese in jenen Gegenden nicht gerade aus den besten Elementen bestehen, sodaß ein Kapitän oft Gelegenheit hat, streng aufzutreten. Nicht lange vor meiner Ankunft versuchte die Mannschaft unseres Helden zu meutern. Einer wurde in die Kapitänskajüte als Abgesandter geschickt. Da kam er jedoch schlecht an. Der Kapitän schlug ihn bei den ersten Worten zu Boden und schnürte ihm das Halstuch so fest, daß ihm der Atem verging. Dann beruhigte er die übrigen mit dem Revolver.

Ähnliche Geschichten sind über manchen Wladiwostóker Bürger im Umlauf.

Einen beliebten Unterhaltungsstoff gaben auch die Ereignisse während des Bahnbaues bei der Stadt ab. Dabei wurden in der ersten Zeit hauptsächlich Sträflinge als Arbeiter verwendet. Ihre Überwachung war mangelhaft, so daß sie zu Scharen entliefen und die Stadt und ihre Umgebung unsicher machten. Diebstahl, Raub und Mord sollen an der Tagesordnung gewesen sein, so daß niemand sich unbewaffnet und allein aus der Stadt herauswagte oder nachts in den entlegeneren Stadtteilen spazieren ging. Unter anderen mußten zwei französische Marineoffiziere, die allen Warnungen zum Trotz die Stadt verließen, um sich im Walde zu ergehen, ihre Unvorsichtigkeit mit dem Leben büßen. Beim Begräbnis des einen wurde noch auf die Nachzügler unter den heimkehrenden Leidtragenden ein kleines Tirailleurfeuer eröffnet.

Die friedfertigen Bürger der Stadt griffen damals des Nachts zu einem Sicherheitsmittel, wie ich es nur in China öfters anwenden sah.

Sie verbarrikadierten die Hauseingänge und schossen öfters aus den Fenstern, um zu zeigen, daß sie gegen jeden Angriff gewappnet wären.

Diese idyllischen Zustände schwanden mit der Fertigstellung der Bahn und dem Abzug der Sträflinge. Zur Zeit meiner Anwesenheit war die Sicherheit in Wladiwostók größer als in europäischen Großstädten. Als ich allerdings die Umgebung der Stadt jagend durchstreifen wollte, riet man mir dringend ab, dies allein oder in Begleitung wenig bekannter Leute zu thun, da es nicht selten vorkäme, daß jemand spurlos in der Wildnis verschwände. Diese beginnt unmittelbar an der Stadtgrenze. Dicht an den Häusern trifft man den wilden Fasan und traf man bis vor kurzem den Tiger. Sechs Jahre vor meiner Anwesenheit fing sich ein solcher in der Brauerei und wurde lebend nach Petersburg geschickt. Alljährlich werden aber auch jetzt noch Tiger wenige Meilen von Wladiwostók erlegt. Freilich geschieht dies fast nur im Winter. Zur Sommerszeit, wenn die üppige Vegetation jenes Landes den Urwald beinahe undurchdringlich macht, ruht das Waidwerk ganz. Erst im Herbst, wenn die Blätter fallen, und die Schlinggewächse und Gräser absterben, greift der Jäger zur Flinte. Die Frühlingsstürme mit ihren Regengüssen führen wiederum eine Unterbrechung herbei, bis mit dem Siege des Lenzes die Jagd auf den Hirsch beginnt, dessen Geweih in der Zeit der Entwickelung von den Chinesen beinahe mit Gold aufgewogen wird. Außer dem Edelhirsch kommt im südsibirischen Küstengebiet noch eine kleinere Hirschgattung*) häufig vor. Er erreicht etwa die Größe unseres Damhirsches und wird von den dortigen Russen „Pantátsch" genannt, ein Wort, das von „Panta", der chinesischen Bezeichnung für das junge, weiche Geweih abgeleitet ist. Letzteres wird auf besondere Weise gekocht, getrocknet und zu Pulver verarbeitet, um dann als hochgeschätzte Arzenei in China in den Handel gebracht zu werden. Einer meiner Bekannten verkaufte das Geweih eines Achtenders für 600 Rubel.

*) Es soll eine Art Axis-Hirsch sein. Nach Geweih und Decke zu schließen, — ein unzerlegtes Exemplar dieses Tieres habe ich selbst nicht gesehen — kann diese Behauptung zutreffend sein. Der sibirische Edelhirsch, auf russisch-sibirisch Isubo genannt, nähert sich in Stärke beinahe dem Elch. Eine Kreuzung mit unserem Rothirsch würde vielleicht gute Resultate ergeben.

Auf dieser Hirschjagd soll übrigens doppelte Vorsicht geboten sein. Es wird behauptet, daß es eine Gattung von Jägern giebt, die es vorziehen, lieber auf den beutebeladenen heimkehrenden Jäger, als auf den mühsam zu jagenden Hirsch zu schießen.

Der Verkehr mit Einwohnern Wladiwostóks scheint demnach nicht immer gemütlich zu sein. Abgesehen davon, wird sich jeder, der an europäische Gesellschaft gewöhnt ist, auf die Dauer im Kreise sibirischer Bürger doch nicht recht wohl fühlen, besonders, wenn er das Bedürfnis hat, seine Gedanken mit wissenschaftlich Gebildeten auszutauschen und nur mit Menschen zu verkehren, die er bis auf den Gegenbeweis für anständig halten darf. Dennoch kann ich versichern, daß es recht interessant ist, kürzere Zeit in einer Stadt wie Wladiwostók zu verbringen. Die Tage, welche ich dort verlebte, vergingen im Fluge.

II. Ein Ausflug an der südsibirischen Meeresküste.

Das Festland weit im Umkreise von Wladiwostók ist so gut wie unbewohnt. Russische Kolonieen finden wir erst jenseits des Sichóta-Alin-Gebirges im südlichen Theil der Khankásteppe bei dem Städtchen Nikólsk, welches etwa 170 km von Wladiwostók liegt. Dies gesamte südliche Randgebirge galt bis vor kurzem als menschenleer. Erst vor wenigen Jahren entdeckten russische Beamte einige chinesische Dörfchen, welche sich im Verborgenen eines zwar rechtlosen aber blühenden Daseins erfreuten.

Die Besetzung des Landes durch die Russen nahm ihren Ausgang an der Grenze, also am Ussuri und in dem Strich, welcher sich vom Südende des Khankasees bis zur Possjet-Bucht hinzieht. Beide Gebietsteile aber waren die für die Besiedelung denkbar ungünstigsten. Auf die Ussuriufer komme ich noch weiterhin zu sprechen. Hier sei nur bemerkt, daß weder das der Überschwemmung größtenteils ausgesetzte Uferland dieses Stromes noch die sumpfige Umgebung jenes Sees einen zum landwirtschaftlichen Betriebe geeigneten Boden bietet. Kámjen-Rybolóff, die erste Ansiedelung am Khankasee, fristet daher noch heute das gleiche elende Dasein wie vor dreißig Jahren. Erst als man begann, Bauern in die höher gelegenen Teile der Khankasteppe unweit der Ausläufer des Küstengebirges zu schicken, trat die Kolonisation des südlichen Küstengebiets in ein neues Stadium. Im Osten von Nikólsk trifft man zur Zeit auf stattliche Bauerndörfer. Wenn sich ihre Einwohner immerhin nur eines

mäßigen Wohlstandes erfreuen und nicht einmal genügend Getreide ernten, um davon an Nikólsk, Wladiwostók oder die Bewohner des Ussuri- und Amurgebiets abgeben zu können, so ist daran lediglich ihre geringe Betriebsamkeit schuld. Was ein fleißiger Landwirt in jenen Gegenden leisten kann, das haben die Chinesen und Koreaner gezeigt. Es ist vorgekommen, daß die russischen Ansiedler es sich bequem machten, indem sie die bezopften Einwohner einfach aus einem Dorf vertrieben und von den gut bestellten Äckern Besitz ergriffen. Die Freude an dem schönen Lande dauerte jedoch nur kurze Zeit. Nach wenigen Jahren befanden sich die Felder in demselben Zustande, als ob sie stets im Besitz von Kosaken oder russischen Bauern gewesen wären. Ältere Kolonisten haben es ganz aufgegeben, selbst Ackerwirtschaft zu treiben. Sie verpachten ihr Land an Chinesen, welche ihnen dafür die Hälfte des Ertrages abgeben müssen.

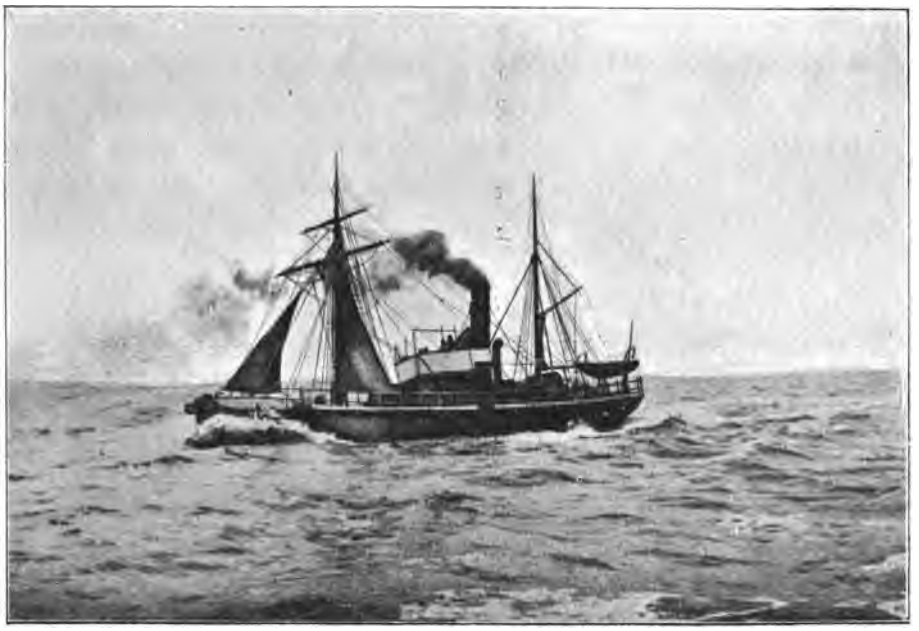
In den letzten Jahren hat die Regierung mehr und mehr ihr Augenmerk der Besiedelung der Meeresküste zugewendet. Nachdem sich gezeigt hatte, daß die Kolonieen am Ssuifun und Ssutschán besser als alle anderen gediehen, wurde die Seßhaftmachung kleinrussischer Bauern an anderen Küstenflüssen gefördert.*) Einige dieser jüngsten Ansiedelungen lernte ich auf

*) Nach den neuesten amtlichen Feststellungen vom Jahre 1896, welche m. E. jedoch keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit haben, stellen sich die Einwohnerzahlen und der Flächeninhalt der einzelnen sibirischen Verwaltungsgebiete ohne die Steppengouverments im Westen wie folgt:

Bezeichnung des Verwaltungsbezirks	Gesamt-Flächeninhalt in qm	Bebaubare Fläche in qm	Gesamte Einwohnerzahl	Zahl der eingeborenen und zugewanderten Asiaten	Einwohnerzahl auf 100 qm
Küstengebiet und Insel Ssachalin	1 921 000	300 000	240 435	70 000	13
Amurprovinz	447 000	270 000 (?)	112 396	18 000	23
Transbaikalien	594 000	360 000	669 721	200 000	11
Gouv. Jakutsk	3 970 000	?	283 954	250 000	7
Gouv. Irkutsk	726 000	500 000	501 237	100 000	69
Jeniseiprovinz	2 542 000		562 807	45 000	23
Gouv. Tomsk	848 000	700 000	1 917 527	180 000	226
Gouv. Tobolsk	1 387 000		1 438 655		104
Summen	12 345 000	2 130 000	5 731 730	863 000	—

Ausflügen kennen, die ich von Wladiwostók in die benachbarten Buchten unternahm. Auf einer dieser Fahrten bitte ich den Leser, mich jetzt zu begleiten.

Als mein Auge bei unserer Einfahrt ins goldene Horn die vielen stolzen Schiffe, welche dort vor Anker lagen, überflog, blieb es auf einem



Walfischfänger „Nikolai".

winzigen Dampfer haften, welcher unter der Menge der Oceanriesen beinahe verschwand. Ich glaubte schon von fern in dem Schiffchen einen alten, guten Bekannten wieder zu erkennen, und ein Blick durch den Krimstecher zeigte wir, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Es war der meinem Vetter Grafen Heinrich Keyserling gehörige Walfischdampfer Nikolai, auf welchem ich die lange Fahrt von Christiania bis Nagasaki zurückgelegt hatte. Mein Vetter hatte es als kaiserlich russischer Marineoffizier unter dem Protektorat des Zaren unternommen, den Walfischfang an der sibirischen Küste im

großen zu betreiben. Er ließ zwei Walfischdampfer in Christiania bauen und führte sie selbst nach Wladiwostók. Ich hatte ihn auf dieser vielleicht nicht ganz ungefährlichen aber schönen und erlebnisreichen Fahrt bis Japan begleitet. Das Glück wollte es, daß ich gleich bei meiner Ankunft in Sibirien, eines der Schiffchen und darauf auch meinen Vetter antraf. Er hatte Gaidamák, einen natürlichen Hafen im Saliw Wostótschny (der „östlichen Bucht") für seine Niederlassung gewählt. Die Arbeiten waren schon in vollem Gange und einige Wale hatten ihren Thran bereits hergeben müssen. Mit Freuden folgte ich der Einladung, die Anlagen zu besehen und einige Zeit auf Walfische zu jagen. Gaidamák liegt 45 Seemeilen östlich von Wladiwostók. Bei Tagesgrauen lichteten wir den Anker und dampften zunächst quer durch die Ussuribucht, um uns bei der Insel Askóld jedoch wieder der schönen, bergigen Küste zuzuwenden. Wir waren dem nordöstlichen Ufer der Bucht Wostótschny ganz nahe gekommen, ohne daß ich einen Hafeneingang entdecken konnte. Zwei einsame Riffe, welche sich unweit der Einfahrt aus dem Meer erhoben, verdeckten sie dem Blick. Erst als wir diese umschifft hatten, zeigte es sich, daß die schmale Landzunge, welche den Meereseinschnitt Gaidamák von der Außensee trennt, einen etwa hundert Schritt breiten Zugang zu demselben frei läßt. Dahinter dehnt sich der 500 m lange und 20 m breite, von Bergen umrahmte Hafen aus, welcher schon wenige Schritt vom Ufer 3 m, weiterhin aber 10 m tief ist. Ein Flüßchen ergießt sich von Nordosten her in die kleine Bucht und spendet dem Kolonisten klares Süßwasser. Die Stelle scheint wie zur Ansiedelung geschaffen. Trotzdem ließ sich bis dahin kein russischer Bauer dort nieder. Nur ein alter einäugiger Chinese hatte seine ärmliche Hütte am Bergeshang aufgeschlagen und einige Kohlfelder angelegt.

Schon einige Jahre, bevor mein Vetter mit Schiffen, Maschinen und Arbeiterscharen dahin zog, hatte ein anderer russischer Marineoffizier Namens Dedimoff das gleiche Unternehmen im kleinen dort zu begründen versucht. Nur wenige Monate indessen begünstigte ihn das Glück. Auf einer Fahrt in der Nähe von Korea geriet sein Schiff in einen der fürchterlichen Schneestürme, welche im Winter auf dem japanischen Meere wüten, und ging mit Mann und Maus zu Grunde. Das Häuschen in Gaidamák

blieb seitdem verlassen, Bäume und Sträucher schossen ringsumher auf und bildeten einen Wall, hinter dem ein Dornröschen ungestört hätte schlafen können.

Als ich dort ankam, hatten Axt und Hacke schon wieder freie Bahn geschaffen und nur einige Bretterschuppen lagen noch hinter dichtem Pflanzenwuchs verborgen. Reges Leben herrschte an beiden Ufern der Bucht. Die vorhandene Siederei war soweit wieder in Gang gesetzt, daß sie interimistisch zur Verarbeitung der Fische gebraucht werden konnte. Daneben hatte man ein Blockhaus zur Aufbewahrung des Proviants errichtet, und in einer Bretterbude waren die Maschinen zur Herstellung von Kisten und Blechbüchsen aufgestellt. Nebenan hämmerten Schlosser und Schmiede an den Eisenteilen für die Neubauten, welche auf der anderen Seite des Hafens errichtet wurden. Das Gerüst aus Cedernholz für den mächtigen Kesselraum war unter den Händen japanischer Handwerker bis zum Dachstuhl gediehen und der Bau des ersten Wohnhauses für die europäischen Beamten bereits in Angriff genommen. Damals schliefen und aßen wir in dem alten Dedimoff'schen Hause. Es war etwas eng und die Gesellschaft, welche neben Russen, Deutschen und Norwegern, einen Amerikaner, einen Griechen und einen Singhalesen zählte, ziemlich bunt, aber es lebte sich dennoch recht gemütlich. Der gelbhäutige Troß, welcher sich aus Chinesen, Japanern und Koreanern zusammensetzte, hatte seine Behausungen abseits aufgeschlagen. Jede der drei Nationen wohnte in gesondertem Lager und hatte ihre Hütten nach heimatlicher Sitte eingerichtet. Das Häuschen der Japaner war das luftigste und glänzte vor Sauberkeit. Die Strohmatten, welche den Fußboden bedeckten, wurden dort nur mit Strümpfen betreten. Unweit der Hütte stand ein Lehmofen mit einem großen Kessel, in dem das Wasser zur täglichen Waschung erhitzt wurde. Die Chinesen fühlten sich ohne solche Reinlichkeit wohl. Nur die längs der Wände hinlaufende, erhöhte Lagerstätte,*) der „Kung" war mit Matten bedeckt, deren helle Farbe längst durch Schmutz verdunkelt worden war. Überall lagen und hingen schmierige Kleidungsstücke herum, denen der üble spezifisch chinesische Duft entströmte. Von der Schilderung des Koreaner-

*) In China ist sie meistens aus Backsteinen, die durch eine einfache Heizvorrichtung im Winter erwärmt werden, hergestellt.

heims aber, welches im großen und ganzen dem chinesischen gleicht, will ich lieber absehen, da es in Gaidamák wie überall an Unreinlichkeit alle Beschreibung übertraf.

Wenn ich meine Mahlzeit bei einer dieser drei Kolonieen hätte einnehmen müssen, so hätte ich immer noch die chinesische bevorzugt. Bei den Koreanern war die Zubereitung zu wenig appetitlich, bei den Japanern aber die Kost nicht gerade verlockend. Letztere schwelgten nämlich in Walfischfleisch, welches sie gesalzen, frisch gekocht oder auch roh mit Behagen verzehrten. Am Vormittage meiner Ankunft wurde gerade ein Wal eingebracht. Sobald er an Land gezogen war, stürzten sich mehrere Japaner auf ihn und schnitten Stückchen aus dem Schwanz, um sie gierig herunterzuschlingen. Die Chinesen, welchen die Arbeit beim Zerlegen des Fisches oblag, verschmähten dagegen sein Fleisch und seinen Thran gänzlich.

Die Verarbeitung der Wale ging damals noch ziemlich langsam von statten. Das Heraufziehen des gewaltigen Tieres auf den schräg aus dem Wasser aufsteigenden Holzboden erforderte viele Mühe. Eiserne Ketten wurden um den Schwanz geschlungen. Zwanzig Mann spannten sich dann vor und brachten den Fisch so weit ans Ufer, daß der Kopf gerade noch über die Wasserfläche hinausstand. Ein auf dem Bauch liegender, ausgewachsener Wal überragte mit dem Rücken die Chinesen nahezu um das doppelte. In seinem Rachen arbeiteten zwei aufrecht stehende Männer.

Nachdem der Wal in die angegebene Lage gebracht war, bewaffneten sich einige Arbeiter mit langen Messern, bestiegen den Rücken und machten auf diesem tiefe bis zum Schwanz laufende Längsschnitte. In die so entstandenen, vom Kopf durch einen Kreisschnitt getrennten Speckstreifen wurden große Haken eingeschlagen, von denen Ketten nach einer Handwinde liefen. Beim Aufdrehen der Ketten schälten sich die langen Streifen los und damit war der leichteste Teil der Arbeit erledigt. Denn nun mußte der übrige Körper zerhauen und zerkleinert werden, bis die Stücke bequem in den Siedekessel hineingingen. Zwanzig Mann brauchten etwa drei Tage, bis sie einen 26 m langen Walfisch zerlegt hatten. Sind dagegen die nötigen Dampfwinden, Hackmaschinen u. a. vorhanden, so wandert auch der größte Fisch in einem Tage in den Kessel.

Mit dem bloßen Thransieden und Ausschälen der Barten aber ist der Ertrag des Walfisches noch nicht ausgebeutet. Abgesehen davon, daß die minderwertigen Thransorten im Handel wenig einbringen, sodaß bei intensivem Betriebe auf deren nutzbringendere Verwendung durch Anlage von Seifen-, Wagenschmiere- und Lederzubereitungsfabriken Bedacht genommen werden muß, können Knochen und Fleisch noch recht bedeutenden Gewinn abwerfen. Erstere geben ein ausgezeichnetes Düngemehl, letzteres aber ein im fernen Osten vielbegehrtes Salzfleisch ab. Nur für die oberste Haut, welche nicht stärker wie Briefpapier ist, hat man bisher im Handel keine Verwendung gefunden. Die Arbeiter reinigten und trockneten sie, um sie als Wundpflaster zu gebrauchen. *)

In der Umgebung von Thransiedereien pflegt gewöhnlich kein angenehmer Duft zu herrschen. In Gaidamák empfand man diesen Übelstand nur in unmittelbarer Nähe der Kessel und der Schlachtstätte. Selbst mehrere Wochen am Strande liegende Fleischreste waren kaum in Fäulnis übergegangen. In der wunderbar reinen und trocknen Luft machte die Zersetzung sehr langsame Fortschritte. Überdies sorgten große Scharen von Möven, Kormoranen, Elstern u. a. Vögel auf das beste für die Sanitätspolizei. Mit Recht wachte mein Vetter auf das strengste darüber, daß diesen harmlosen und nützlichen Tieren kein Leid zugefügt wurde. Wer seine Jagdlust befriedigen wollte, fand in der Umgebung von Gaidamák genügend andere Gelegenheit.

An den mit dichten Strauchwerk bewachsenen Berghängen hielten sich Ringfasanen auf und im Uferschilf des Flüßchens nisteten Enten und Bekassinen.

Ein noch ergiebigeres Jagdgebiet aber erreichte man, wenn man das Flußthal verließ und seine Schritte über eine Landenge hin dem westlichen Meeresufer zuwandte. Durch eine schmale Düne, vom Meer geschieden, lag dort ein See, auf dem sich hunderte von Wasservögeln, vom Schwan bis zur kleinsten Taucherente tummelten. Das hohe und dichte Schilf um den See

*) Der Wert eines ausgewachsenen Blau- oder Buckel-Wales betrug damals mindestens 5000 Mk., der eines Grönlandwales aber bis zu 40 000 Mk. Bei letzterem bilden die langen Barten den kostbarsten Teil der Ausbeute.

und die sich daran schließenden großen Grasflächen aber waren nicht nur von Sumpfvögeln, sondern, wie ich aus den Spuren ersah, auch von zahlreichen Vierfüßlern bevölkert. Es gelang mir indessen weder ein Reh noch ein anderes Säugetier zu erlegen, da die Dichtigkeit und die Höhe des Grases oder Schilfes das Pürschen so gut wie unmöglich machten. Zu meinem Leidwesen erfuhr ich dies, als ich in dem weichen Boden der Seeufer die frische Fährte eines Panthers entdeckte. Zunächst widerstand ich der Jagdpassion nicht, sondern schlich vorsichtig auf der Fährte nach. Die harte Mühe, welche das Durchdringen des Schilfgrases kostete, dämpfte jedoch bald meine Aufregung. Ich kam rasch zu der Einsicht, daß der Panther mich oder meinen chinesischen Diener eher erjagt haben würde, als wir ihn, und lenkte meine Schritte nach Gaidamák zurück. Als ich am nächsten Tage noch einmal denselben Weg abging, bemerkte ich in der That, daß das Raubtier uns umkreist hatte. Seitdem ist mir die Lust, auf Panther im Dickicht zu pürschen, vergangen.

Ergiebiger als die Jagd zur Sommerszeit war der Fischfang. Abends und morgens pflegten wir einige Fischzüge zu machen, um unsere Tafel mit der Beute zu bereichern. Leer wurde das einfache Netz, welches bequem von zwei Menschen ausgeworfen und gezogen werden konnte, nie ans Land gebracht. Eines Morgens fingen wir mit einem Zuge nicht weniger als 20 kg Makrelen.

Aufregender als dieser kleine Fischfang aber gestaltete sich die Jagd auf den König der Gewässer, den Wal. In der Frühe des vierten Tages nach unserer Ankunft von Wladiwostók brachen wir auf dem „Nikolai" zur Walfischjagd auf. Bevor ich jedoch diese selbst schildere, muß ich auf die Schiffe und Geräte, welche dabei verwendet wurden, etwas eingehen.

Der „Nikolai", welcher 29 m lang und 5,7 m breit war, einen mittleren Tiefgang von 2,7 m und einen Rauminhalt von 49 Registertons hatte, gehörte zu den größten bis dahin gebauten Waldampfern. Als Segler betrachtet, würde er unter die Schoner zu rechnen sein, da er einen Fockmast mit Raatakelage und einen Großmast mit Schratsegeln besaß. Auf der Jagd kamen indessen die Segel gar nicht zur Verwendung. Die Raaen wurden alsdann abgenommen, eine Tonne als Mastkorb wurde in

Höhe der Untermarsraa angebracht und die Schraube diente allein zur Fortbewegung des Schiffes. Die Maschine entwickelte die verhältnismäßig bedeutende Stärke von 300 indicierten Pferdekräften.

Wer noch keinen Walfischdampfer betreten hat, wird geneigt sein, zu glauben, daß der Aufenthalt darauf recht ungemütlich und daß insbesondere die Sauberkeit eine sehr zweifelhafte ist. Es mag sein, daß es in Norwegen oder Amerika Walfänger giebt, welche diesen Vorstellungen entsprechen. Durch den Geschäftsbetrieb werden solche Übelstände indessen nicht mehr bedingt, seitdem die Jagd mit der Kanone betrieben wird und die Verarbeitung der Beute nicht mehr an Bord erfolgt. Dem frischen Walfisch entströmt keinerlei unangenehmer Geruch und die Schiffsmannschaft kommt mit dem Thran nur in Berührung, wenn sie ihre Stiefeln damit schmiert.

Der „Nikolai" suchte jedenfalls seines Gleichen an Sauberkeit. Die Deckwäsche wurde fast so sorgfältig betrieben, wie auf einem Kriegsschiff, die Ordnung in den Kabinen aber durch einen chinesischen Diener mit der seiner Nation eigentümlichen Peinlichkeit aufrecht erhalten.

Auch an Raum für die Insassen fehlte es trotz der Kleinheit des Schiffes nicht. Im Mannschaftsraum unter dem Oberdeck des Vorschiffes befanden sich zehn feste Kojen für die Matrosen und in einem besonderem Raum noch zwei für die Maschinisten. Auf der Jagd bestand die gesamte Bemannung nur aus dem Kapitän, einem Steuermann, vier Matrosen und zwei Maschinisten. Die Kabinen für den Kapitän und zwei Steuermänner, welche unter dem Achterdeck lagen, aber waren nicht nur geräumig, sondern auch ebenso komfortabel eingerichtet, wie die kleine Messe, in welcher um den dreieckigen Tisch fünf Personen auf einem lederbezogenen, halbkreisförmigen Sitz bequem Platz hatten. Als Zierrat dienten Porträts des Zaren und der Zarin, ein schönes russisches Heiligenbild, nautische Instrumente und ein Dutzend Jagdbüchsen, welche in saubergedruckten Ständern handrecht zu beiden Seiten des Eingangs standen. Kurz, der Aufenthalt war recht angenehm — wenn man nicht zur Seekrankheit neigte. Wer diesem Übel verfällt, dem rate ich überhaupt davon ab, auf die Walfischjagd zu gehen, da die Zwergdampfer sich bei der leichtesten Brise wie Möven auf den Wellen schaukeln. Selbst nicht jeder Matrose hält es auf

den Walfischdampfern aus. So mußten auch auf dem „Nikolai" mehrere entlassen werden, weil sie infolge anhaltender Seekrankheit arbeitsunfähig waren.

Den größten Teil des Schiffsraumes nahmen die Kohlenbunker, die Maschine und die Fanggeräte ein. Unter letzteren aber beanspruchten wieder die drei Harpunentaue, deren jedes 256 m lang war, den meisten Platz. Sie befanden sich im Laderaum vor dem Fockmast und wurden von da durch eine eisenverkleidete Öffnung an Deck geleitet, wo sie über die Dampfwinde bis zur Kanone liefen. Diese war auf einem festen Gestell in der Weise angebracht, daß sie zur Hälfte über Bord hinausragte. Trotz ihres erheblichen Gewichts — sie war 1,5 m lang und hatte ein Kaliber von 8 cm — konnte sie doch am Handgriff leicht von einem Mann bewegt werden. Horizontal war eine Drehung des Rohres beinahe im Halbkreis und vertikal eine Neigung soweit möglich, daß auch noch ein 10 m vor dem Bug vorbeischwimmender Wal aufs Korn genommen werden konnte. Die Harpune endlich, welche von vorn in das glatte Rohr gesteckt wurde, bestand in einem 1,6 m langen Schaft, dessen hinteres Ende nur in einer Länge von 20 cm voll war und zur Führung des Geschosses diente, während der übrige Teil abgeflacht und der Länge nach so durchbrochen war, daß der Ring, welcher das Tau mit der Harpune verband, in derselben hin und herlaufen konnte. Am vorderen Ende des Schaftes saßen die vier Widerhaken — ein jeder 30 cm lang — und vor diesen wurde die Granate aufgeschraubt, welche einen Durchmesser von 11 cm und eine ebenso lange scharfe Spitze hatte. War die Kanone geladen, so ragte von dem Harpunenschaft soviel hervor, daß die anliegenden Widerhaken bis an die Mündung reichten. Der das Tau haltende Ring war bis an das vordere Ende der Führungsrinne geschoben. Ersteres hing dicht vor der Mündung herunter.

Der „Schießer", welcher nächst dem Kapitän beinahe die wichtigste Rolle auf dem Walfänger spielte, stand auf einer Plattform hinter der Kanone und gab, sobald das Schiff in die Nähe der Walfische kam, häufig selbst die Kommandos nach dem Maschinenraum, um die Schnelligkeit der Fahrt zu regeln.

Der „Nikolai" legte mit Volldampf bei günstigem Wetter $9^1/_2$ Seemeile in der Stunde zurück. „Volldampf voraus" aber ertönte es von der

Kommandobrücke, sobald der Mann am Ausguck „Wale in Sicht“ gemeldet hatte. Dieser Ruf erscholl schon gegen 10 Uhr morgens, als wir uns in der Höhe von Kap Powerotny der kalten Meeresströmung näherten, welche von der Tatarischen Straße herkommend, nahe an der Küste vorbei nach Süden geht. Dort halten sich gewöhnlich die großen Züge kleiner Fische auf, denen der Wal nachstellt.

Nach wenigen Minuten schon erblickten wir den Rücken eines solchen Kolosses in der Ferne. Es war ein gestreifter Blauwal, ein Vertreter der in den dortigen Meeren am häufigsten vorkommenden Walart. Er ging sehr unruhig und ließ uns nicht auf Schußweite heran, sodaß unsere Bemühungen den ganzen Tag vergebliche blieben. Leicht zu jagen sind nämlich diese Wale nur, wenn sie in Herden von mindestens dreien zusammen schwimmen. Dann lassen sie sich in ihren Bewegungen durch nichts stören, sodaß man sich ihnen unschwer nähern kann. Schuld an dem Mißerfolg unserer Jagd trug aber vor allem die Brise, welche gegen Mittag mehr und mehr auffrischte. Bei starkem Seegang ist der Zug der Fische unberechenbar und damit die Jagd so gut wie aussichtslos. Als die Abenddämmerung hereinbrach, wurden die Segel beigesetzt, die Maschine gestoppt und auf hoher See übernachtet.

Der nächste Morgen zeigte ein freundlicheres Gesicht. Der Wind hatte sich über Nacht gelegt, so daß alle frischen Mutes ans Tagewerk gingen, obgleich noch keine Wale in Sicht waren. Trübere Gesichter machte die Mannschaft jedoch, als sich zahlreiche Haifische zeigten. In der That stören sie stets die Jagd, da die Wale ihnen zu entfliehen trachten; und das sehr begreiflicher Weise. Der erbarmungslose Räuber greift den unbeholfenen, wehrlosen Riesen an, wo er ihn trifft und reißt ihm große Stücke vom lebendigen Leibe. Fast immer sieht man bei erlegten Walen Wundnarben, die von den Zähnen des Hais herrühren.

Wir beschlossen also unser Glück anderwärts zu suchen und dampften in der kalten Strömung gen Westen. Unser Kurs führte uns zunächst wieder dicht am Ufer der schönen, wild- und goldreichen Insel Askóld vorüber. Aber als auch diese schon weit hinter uns lag, war immer noch kein Lebwesen auf der weiten, tiefblauen Flut zu erblicken. Das Meer

schien in der That an jenem Tage den homerischen Beinamen des „unfruchtbaren" zu rechtfertigen. Endlich, als die Höhen, welche die Bucht Possjet umschließen, in Sicht kamen, löste sich die Erschlaffung, welche sich aller bei der andauernden Erfolglosigkeit der Jagd naturgemäß bemächtigt hatte. Der ersehnte Anblick des Wasserstrahls, welchen der Wal beim Auftauchen ausstößt, zeigte sich wieder am Horizonte. Das Kommando „Volldampf" rief alle Mann an ihre Posten. Der Schießer trat ans Geschütz, der Maschinist an das Dampfspill und der Matrose am Ausguck kam hurtig die Wanten herunter.

Die See war spiegelglatt, so daß jedes auftauchende Wesen weithin sichtbar wurde. Ein Irrtum im Kurse, welcher bei hohem Wellengang leicht auf der Jagd vorkommt, war ausgeschlossen. Als der Wal zum zweiten Mal auftauchte, befanden wir uns nur wenige hundert Schritt von ihm. „Halbdampf" ertönte es sofort von der Kommandobrücke nach dem Maschinenraum. Die Schraube arbeitete geräuschloser als zuvor, brachte uns aber in wenigen Minuten dicht an den Fisch, so daß wir die einzelnen Teile seines mächtigen Körpers mit unbewaffnetem Auge genau besehen konnten. Es war ein Kameels- oder Buckel-Wal, der scheußlichste und vom Jäger gefürchtetste Vertreter seines Geschlechts. Ein häßlicheres Meerungeheuer als ihn, giebt es schwerlich. Mit seinem Nilpferdskopf, seinem Kameelsbuckel und seinem ungeschlachten, mit Muscheln und Schmarotzern besäten Schwanz gehört er zu den Meerungeheuern, welche den Seefahrern früherer Zeiten Anlaß zu den abenteuerlichsten Schilderungen geben konnten.

Jener alte Herr — es war ein Exemplar von seltener Größe — schien sich sehr wohl zu fühlen. Er lag der Jagd auf kleine Fische ob und machte reiche Beute. Behaglich wälzte er sich unter seinen Opfern, von denen Dutzende gleichzeitig in seinem breiten Rachen verschwanden. Wenigen nur glückte es, wieder den Barten zu entspringen, wenn er das scheußliche Maul im Vollgefühl des Behagens weit aufsperrte. Etwas mehr als sieben Minuten blieb er stets auf der Oberfläche sichtbar, um ebensolange wieder in der Tiefe zu verschwinden. Die kurze Zeit des Auftauchens muß der Jäger ausnützen. Das aber ist in der Praxis schwerer, wie es in der Theorie vielleicht erscheint; denn nur eine Art Walfische, die sogenannten

Grönlandswale, setzen ihren Weg unter Wasser in gerader Linie fort, so daß das Schiff in der Richtung des Strudels, der den Weg des Fisches kennzeichnet, so lange er sich in geringer Tiefe befindet, langsam folgen kann. Alle übrigen Wale machen Wendungen unter der Oberfläche. Es ist daher mehr oder weniger Glückssache, wenn sie in der Schußrichtung wieder auftauchen. Bei der Jagd auf kleine Walarten, wie sie besonders von den Amerikanern betrieben wird, werden deshalb auch drei Kanonen benützt. Eine ist am Bug, die beiden andern aber sind an jeder Bordseite angebracht. Das Geschütz nebst den Fangvorrichtungen für die Jagd auf große Wale erfordert zu viel Raum, als daß mehr denn eins an Bord der kleinen Dampfer gebracht werden könnte.

Auch damals hielt der Kameelswal keinen geraden Kurs. Bald kam er seitwärts von der Schußlinie, bald hinter uns an die Oberfläche. Einmal tauchte er sogar unter dem Schiffe durch. Da er dafür übel berüchtigt ist, daß er Hindernisse mit dem Schwanz aus dem Wege zu räumen pflegt, so war der Moment des Untertauchens kein angenehmer. Wir waren recht zufrieden, als er mit gewaltigem Schnauben etwa 100 Schritt vom Steuerbord wieder zum Vorschein kam. Von neuem erscholl das Kommando zum Beidrehen des Schiffes. Doch gerade als die Mündung des Geschützes glücklich gerichtet war und der Schießer sich zurücklegte, um abzudrücken, versank der Wal in die Tiefe. So hielt das Jagdpech weiter bis zum Hereinbruch der Dämmerung an. Der Kameelswal verschwand auf Nimmerwiedersehen im Dunkel der Nacht.

Als wir uns mit Sonnenaufgang in Bewegung setzten, erblickten wir zwar keine Walfische, aber Tausende von Delphinen. Nirgends habe ich solche Mengen dieser graziösen Tiere gesehen. Soweit der Blick nach allen Richtungen reichte, war das Meer von ihnen belebt. Dutzende schossen im Wettlauf mit dem Schiff vor dem Bug hin, andere begleiteten es zu beiden Seiten und schnellten sich spielend von Zeit zu Zeit hoch über die Wasserfläche empor.

Es war ein bezaubernder Anblick. Den Seeleuten behagte er indessen ganz und gar nicht. Wo der lustige Delphin sich in großen Schwärmen tummelt, wird der behäbige, phlegmatische Walfisch in seiner Ruhe gestört.

Somit waren die Jagdaussichten schlechte. Nur kurze Zeit schauten wir daher dem Treiben der Delphine ruhig zu; dann griffen wir zur Büchse. Wieder einmal hatte ich Gelegenheit, die schauderhafte Wirkung des 8 mm-Halbmantelgeschosses zu beobachten. Jeder Delphin — und es waren Fische von 3 bis 4 m Länge —, welcher einen guten Schuß erhielt, legte sich wie vom Blitz getroffen auf den Rücken. Ein roter Blutstrom färbte die Meeresoberfläche, auf welcher der sterbende Fisch einige Minuten schwamm, ehe er in die Tiefe versank. Leider hatten wir keine Handharpunen zur Stelle, um eines unserer Opfer an Bord zu bringen. Der Delphin liefert, wie ich mich mehrfach überzeugte, einen ganz schmackhaften Braten, wenn er von sachverständiger Hand zubereitet wird.

Fünf waren unseren Schüssen zum Opfer gefallen. Da zogen es die übrigen vor, die Nähe des Schiffes zu meiden und nach Korea hin weiter zu ziehen. Der Meergott aber rächte den Mord seiner Lieblinge, indem er an jenem Tage auch die Walfische von uns fern hielt und in der Nacht eine heftige Bö schickte. Der folgende Tag schien stürmisch bleiben zu wollen und unser Proviant, dessen Ergänzung der Koch versäumt hatte, ging zur Neige. Mein Vetter beschloß daher in die Bucht Wraugel, einen natürlichen Hafen der Amerikabai einzulaufen, um uns für eine Woche mit Eßvorräten und Trinkwasser zu versorgen.

Die Amerikabai, welche nördlich vom Kap Poworotny (Wendekap) in die Küste einschneidet, nimmt einen der bedeutenderen Küstenflüsse, den Sutschán, in sich auf. Dort lagen mehrere blühende Ansiedelungen. Wir dampften an der Mündung des Flusses indessen vorüber, da sich in ihrer Nähe weder eine bequeme Landungsstelle noch ein sicherer Hafen befand. Einen solchen gab es nur im südöstlichen Teile der Bucht, wo eine vorspringende, gebirgige Landzunge ein vor Winden geschütztes Bassin vom offenen Wasser abschnitt.

Wie wenig die Sutschanmündung vor Winden geschützt ist, lehrte uns der Augenschein. Die ganze Küste der Amerikabucht war damals mit behauenen Balken besät, welche die sturmgepeitschten Wellen einem Holzhändler fortgespült hatten. Übrigens bietet kein Hafen und wäre er so vortrefflich, wie der von Wladiwostók oder Nagasaki, sicheren Schutz vor den

Wirbelstürmen, welche auch im Norden des japanischen Meeres von Zeit zu Zeit auftreten und in die innersten Winkel der von Bergen umhegten Buchten dringen. Damals war in der Wrangelbucht von dem Wellengange auf hoher See nichts zu merken. Kein Windhauch kräuselte die kristallklare grüne Flut, in der sich die hohen bewaldeten Ufer wiederspiegelten. Ein Flüßchen mündete auch da in die Bucht.

Dem Hörensagen zufolge sollte sich einige Werst von der Mündung eine Ansiedelung befinden. Dort wollten wir uns verproviantieren. Vier Matrosen wurden vorausgeschickt, während mein Vetter, ich und Mischka erst im Laufe des Nachmittags nachkommen wollten. Vorher beabsichtigten wir, unsere Speisekarte noch etwas durch die Jagd zu bereichern.

Der Chinese wurde mit den Büchsen bepackt, während wir beide uns mit Schrotflinten bewaffneten, um zunächst dem Flugwild in der Flußniederung nachzustellen. Diese war etwa 1 km breit und dicht mit Schilf und Sumpfgräsern bestanden. Unsere Hoffnung, auf Enten zu treffen, erwies sich jedoch als trügerisch. Nur einige Bekassinen hielten sich im Schilf auf und mußten zum Teil ihr Leben lassen.

Nach längerem Waten im Sumpf versuchten wir daher unser Glück auf dem Trockenen und drangen durch eine Schlucht in den Wald vor. Dieser ist in Südsibirien unmittelbar am Meere gewöhnlich ziemlich licht. Knorrige Eichen erheben sich aus dem dichten Buschwerk. Selten bilden die Bäume ein zusammenhängendes Laubdach. Der Bergabhang aber, auf welchem wir uns damals hinan zu arbeiten suchten, war vor Winden geschützt. In der Glut der südlichen Sonne hatte sich eine Vegetation entwickelt, welche der im südsibirischen Binnenlande nichts an Üppigkeit nachgab. Bis wir den geschlossenen Wald erreichten, galt es zunächst, mannshohes Gras und Buschwerk zu durchdringen. Das ging immer noch verhältnismäßig leicht. Am Hochwald aber war das Gestrüpp so dicht, daß wir uns nur noch mit dem Jagdmesser Bahn schaffen konnten. Sträucher und Schlingpflanzen bildeten ein schier undurchdringliches Dickicht. Vor allem hinderte die edle Weinrebe (vitis amurensis), welche im Amurgebiet und an der Küste des japanischen Meeres in Fülle gedeiht, unsern Weg. Von den starken kurzen Stämmen zogen sich die Ranken gleich den Fäden eines

Fangnetzes am Waldboden hin und umschlossen die Sträucher, unter denen Spiräen und Jasmin am häufigsten vertreten waren. Hier und da entfaltete ein Rhodendron seine tiefgrünen Blätter.

Der Wald bestand ausschließlich in Laubholz. Eichen und Eschen herrschten darin vor. Weiter im Binnenlande ist die Baumflora vielgestaltiger. Dort sieht man die schlanke Fichte, die mandschurische Ceder und Lerche über Eichen, Ulmen und Linden hervorragen. In der Nähe der Flußufer tritt hier und da die Pappel und Akazie auf, an den Berghängen aber hebt sich die dunkele Tanne von dem lichten Birkenwald ab und an geschützteren Stellen haben Nußbaum und Phellodendron*) Wurzeln geschlagen. Allenthalben trifft man in Mengen wilde Apfel-, Birn- und Pflaumenbäume.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß die Jagd in solcher Wildnis so gut wie aussichtslos ist. Ab und zu hörten wir ein Tier vor uns im Dickicht aufspringen, ohne daß wir indessen auch nur den Schatten zu sehen bekamen. Keuchend und schweißtriefend machten wir alle Augenblicke halt. Nicht einmal die säuerliche Traube des Weinstocks entschädigte uns für unsere Mühen, da sie sich eben erst blau zu färben begann. Wir gaben daher nach einer Stunde unsere Bemühungen auf, arbeiteten uns nach der Flußniederung zurück und folgten an ihrem Rande einem Fußpfad, der uns nach kurzem Marsch zu einer kleinen Ansiedelung brachte. Kleinrussen hatten dort seit einem Jahr ihr Heim aufgeschlagen. Sie jammerten fürchterlich über ihr Dasein und beneideten ihre Landsleute, welche das Land weiter im Thal einige Jahre vor ihnen besetzt hatten. In der That schien ihre Lage zwischen der Sumpfniederung des Flusses und den mit Gestrüpp und Urwald bedeckten Hügeln keine günstige. Viel Schweiß bei harter Arbeit hätte rinnen müssen, bevor die Berghänge urbar gemacht und mit Äckern bestellt gewesen wären. Solche Anstrengungen scheuten die Leutchen und versuchten ihr Heil lieber im Fischfang. Auch damit hatten sie wenig Glück gehabt. Die Regierung hatte sie bei ihrer Ankunft mit Geldmitteln unterstützt. Diese aber wurden, wie ich später erfuhr, in Wladiwostók größtenteils ver-

*) Phellodendron amurense Rubr., von den Russen Korkbaum genannt, da seine Rinde eine bis 4 cm starke Korkschicht enthält.

trunken, da man die Unvorsichtigkeit beging, den Männern, welche angeblich zum Einkauf von Geräten in Wladiwostók blieben, das Geld dort auszuhändigen und nur die Frauen und Kinder sofort nach der Ansiedelungsstelle zu schaffen. Während letztere die ersten Arbeiten zur Gründung des neuen Heims verrichteten, verjubelten erstere alles Bare in der Stadt.

Natürlich konnten wir uns bei den armen Teufeln, welche selbst kaum etwas zu beißen hatten, nicht verproviantieren. Dies hatten auch unsere Matrosen eingesehen und waren nach dem größeren Dorfe, welches 5 km flußabwärts lag, gewandert. Wir folgten ihnen. Die sumpfige Niederung erstreckte sich nur bis zum Engpaß, an dessen Eingang die kleine Ansiedelung lag. Von dort ab waren die Ufer des Flüßchens hoch und das Wasser klar und stellenweise auch mehrere Fuß tief. So blieb es auch, als wir nach kurzem Marsch in ein zweites Thal eintraten, welches sich in beträchtlicher Breite zwischen flach abfallenden Hügeln hinzog. Sie waren wenig mit Bäumen, sondern nur mit dichtem Strauchwerk oder hohem Gras bestanden. Über ihren Kamm hin sah man die bewaldeten Lehnen höherer Berge hervorragen, deren schroffe Gipfel von zackigen Felsen gekrönt wurden. Der Urwaldgürtel, welcher sie umgab, hatte sie bis dahin vor dem Besuch der Menschen bewahrt. Der Adler und der Steinbock bewohnten noch ungestört diese unzugänglichen Stätten.

Der Pfad, dem wir folgten, führte bald auf dem linken, bald auf dem rechten Ufer des sich in vielen Windungen dahinschlängelnden, mit Erlen und Weiden umsäumten Flüßchen hin. Als Brücken dienten umgefallene Baumstämme.

Eine halbe Stunde etwa mochten wir gegangen sein, als sich die ersten Spuren der Kultur zeigten. Große, brachliegende Felder zogen sich auf beiden Seiten des Wasserlaufes hin. Sie waren anscheinend nur so lange bebaut worden, als der jungfräuliche Boden bei geringer Arbeit reichen Ertrag lieferte. Damals hatte er schon wieder genügende Kraft gewonnen, um Gräser und Unkraut mannshoch aufschießen zu lassen. Nach kurzer Wanderung erreichten wir die bebauten Äcker der Ansiedler. Es waren in der Hauptsache Buchweizen- und Krautfelder, deren schöner Stand von der Fruchtbarkeit des Erdbodens zeugte. Da es noch früh am Nachmittage

war, so durchstreiften wir diese auf der Suche nach Flugwild und erlegten auch glücklich zwei Ringfasanen.

Die weitgestreckte Ansiedelung von etwa dreißig Blockhäuschen lag ziemlich fern von den Feldern und war von schönen Wiesen umgeben. Unsere Matrosen kamen uns schon entgegen und zeigten uns das Haus, dessen Besitzer Lebensmittel zu verkaufen bereit war. Wir wurden von der stattlichen Bäuerin freundlich bewillkommnet, erhielten einen Imbiß von Gurken, Honig, Schwarzbrot und Milch und erhandelten Hühner, Ferkel, Brot und Butter. Die Preise waren lächerlich niedrig. Den Leuten galten ihre mit geringer Mühe erworbenen Produkte offenbar wenig. So kauften wir die etwa dreimonatlichen Ferkel für 0,75 Rubel das Stück, ein Pud Butter aber für 6 Rubel. Überhaupt schien den Bauern wenig am Gelderwerb zu liegen. Sie hatten genug, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen und kannten, wie die meisten ihrer Landsleute, nicht den Wunsch, ihre Lage zu verbessern. Was sie zur Nahrung und Kleidung brauchten, lieferte ihnen die Wirtschaft, für etwaige Luxusbedürfnisse reichte der Ertrag der Jagd hin. So waren sie auch schwer zu bewegen, uns für gutes Geld ein Pferd und einen Karren zum Fortschaffen unserer Einkäufe zu leihen. Das Pferd mußte von der wenige hundert Schritt entfernten Weide geholt und eingespannt werden, und ein Mensch es die Meile bis zum Meer begleiten; das war zu viel der Mühe. Erst nach langem Hin- und Herreden schickte der Bauer sein siebenjähriges Mädchen nach der Weide, um das Pferd zu holen und anzuspannen. Er selbst blieb rauchend auf der Ofenbank sitzen. Nach einer halben Stunde kam das Kind unverrichteter Sache zurück, da es natürlich seiner Aufgabe nicht gewachsen war. Zu unserem Glück erschien der erwachsene Sohn des Hauses und zeigte sich willfähriger als sein Vater. Mein Vetter, ich und Mischka begaben uns sogleich auf den Rückweg, da wir noch einige Fasanen schießen wollten, und überließen die Matrosen der Führung des Bauern.

Wir hatten bald alle Ursache, diesen Entschluß zu bereuen. Als wir nach einigem Umherschweifen die erste kleine Ansiedelung passiert hatten, war die Nacht bereits hereingebrochen. Der Himmel hatte sich mit Gewölk bezogen, sodaß nur hier und da ein Stern sichtbar wurde. Bald herrschte

eine Finsternis, daß man keine fünf Schritte weit sehen konnte. Am Vormittag hatten wir den Pfad, welcher zum Meere führte, nur teilweise kennen gelernt. Wo wir ihn beschritten hatten, lief er über ziemlich trockenen Boden. Nunmehr aber machten wir die unangenehme Entdeckung, daß er zur Hälfte den Sumpf durchschnitt. Wir versanken darauf häufig bis an die Kniee im Morast. In dem Glauben, daß wir eine Abzweigung des Steges über trockenes Land in der Dunkelheit übersehen hätten und in der Hoffnung, daß wir weiter bergan festeren Boden finden würden, wateten wir in der Richtung auf den Waldrand die Berglehne hinan. Zwar stießen wir da auf keinen Fußweg, aber wir entdeckten wenigstens einen stark betretenen Wildpfad, der über verhältnismäßig trockenen Grund nach den Bergen an der Bucht zu führen schien. Glücklich langten wir auch am Fuß der ziemlich steilen Höhen an. Dort aber wandte sich der Wildsteig wieder flußwärts nach dem Sumpf. Es blieb also nichts übrig, als den Felsen durch das Gestrüpp zu erklimmen. Wir schickten uns gerade an, dies zu thun, als seitwärts im Gebüsch das Gebrüll eines Raubtieres erscholl. Erst leise, dann stoßweise stärker werdend, hallte es schließlich wie Donnergrollen durch den Bergwald. Was für eine Bestie ihr Nachtlied sang, und in welcher Entfernung sie sich von uns befand, wußten wir nicht. Die Gegend wimmelte nach den Erzählungen der Bauern von Tigern und Panthern. In den letzten Wochen waren ihnen elf Pferde zerrissen worden. Da das Vieh brüllte, nahmen wir an, daß es keine Lust zum Fressen haben würde. Trotzdem machten wir die Büchsen schußfertig und krochen, nach jedem Schritt aufhorchend, bergan. Den Chinesen, welchen der Tiger dem Europäer als Braten vorzieht, hatten wir in die Mitte genommen. Trotzdem schien der arme Junge gewaltige Angst auszustehen.

Die 400 Schritt, bis wir den Berggrat erklommen hatten, waren auch nicht gerade angenehm. Auf der Höhe aber wurden wir für die Strapazen durch die prachtvolle Scenerie, welche sich unseren Blicken darbot, reichlich belohnt. In dem Augenblick, als wir der Lichter unseres Schiffes und der Fackeln, bei deren Schein einige Matrosen Fische stachen, tief unter uns ansichtig wurden, teilten sich die Wolken über dem jenseitigen Ufer der Bucht, der aufgehende Vollmond erschien zur Hälfte über dem Waldkamm

des Berges und bestrahlte die zu unseren Füßen liegende spiegelglatte See. Weiterhin breitete die Nacht noch ihre tiefen Schatten über Wasser und Wildnis aus.

Der Abstieg vollzog sich verhältnismäßig leicht, sodaß wir gegen Mitternacht geborgen in der Kajüte saßen. Bald darauf langten auch unsere Matrosen mit dem Proviant wohlbehalten an. Am anderen Morgen ging es wieder auf die Waljagd und diesmal mit gutem Erfolg. Gegen Mittag kamen mehrere Herden von drei bis sieben Blauwalen in Sicht. Die Tiere verhielten sich außerordentlich ruhig. Ohne sich im mindesten um das Schiff zu kümmern, setzten sie ihren Weg fort. Als sie das fünfte Mal vor uns auftauchten, krachte der Schuß, und das Geschoß saß. Aufsteigende Luftblasen zeigten, daß die Granate im Körper explodiert war. Blitzschnell lief das Harpunentau über das Spill. Gleichzeitig wurde die Schiffsmaschine zum Stillstehen gebracht und die Fortbewegung dem Walfisch überlassen. Es ging im Anfang wie mit Volldampf. Nach wenigen Minuten tauchte der wunde Riese wieder etwa 150 m vor uns auf, um Luft zu schöpfen. Wir sahen, daß die Harpune etwas zu weit hinten eingeschlagen hatte, sodaß wir noch einige Mühe haben würden. In der That dauerte es noch über eine Stunde, bis der Wal matt wurde. Die Zeitspannen, während deren er in der Tiefe verschwand, wurden kürzer und kürzer, und der Gang des Schiffes verlangsamte sich mehr und mehr. Allmählich versagten dem Tier die Kräfte ganz, und der Todeskampf begann. Bald stieg es beinahe senkrecht aus dem Wasser und sperrte den Rachen nach Luft schnappend weit auf, bald schoß es im Bogen um das Schiff herum. Keuchend stieß es den mit Blut untermischten Wasserstrahl aus der Nase. Rings um seine Bahn rötete sich das Meer. Der Anblick war ebenso schauerlich als erbarmungswert. Aber es gab keine Zeit, um über die menschliche Grausamkeit nachzusinnen. Der Todeskampf des Wales ist der gefährlichste Moment der Jagd. Der Kapitän muß genau auf die Bewegungen des Kolosses achten, um ihm rechtzeitig auszuweichen. Ein Zusammenstoß von Schiff und Wal bringt ersterem ziemlich sicher den Untergang. Darum heißt es auch, den Todeskampf möglichst beschleunigen. Sobald der Wal seine Vorwärtsbewegung aufgegeben hatte, wurde ein Boot mit drei Mann ausgesetzt. Einer

ruderte, ein anderer und ich saßen darin mit Büchse und langem Speer bewaffnet. Wir brachten dem Wal zunächst einige Schüsse an tödlicher Stelle bei, und näherten uns ihm, als er ganz ermattet war, um ihm mit der Lanze vollends den Garaus zu machen. Beim Blau- und Grönlandswal, welche nicht mit dem Schwanze schlagen, ist die Sache weniger gefährlich, wie sie vielleicht klingt. Das kleine Boot läßt sich mit einem Ruderschlage wenden, und der Wal ist zu unbeholfen, um plötzliche und scharfe Wendungen zu machen. Bei einiger Ruhe kann der Jäger sein grausames Werk leicht vollenden. Auch unsere Beute verursachte uns geringe Mühe. Nach kurzer Zeit verendete sie und versank lautlos in die Tiefe.

Wir begaben uns zurück an Bord, wo sogleich die Arbeit des Aufwindens begann. Das Dampfspill wurde in Gang gesetzt. Unter der gewaltigen Last neigte sich das Schiff nach vorn. Als der Körper bis an die Oberfläche gehoben war, wurden Ketten um den Schwanz geschlungen und in der Weise am Schiff befestigt, daß der Wal längs des Steuerbords zu schwimmen kam. Er war nur 3 m kürzer als das Schiff.

Der Abend war unterdessen hereingebrochen. Noch einmal übernachteten wir auf hoher See, um uns jedoch schon mit Morgengrauen heimwärts in Bewegung zu setzen. Am frühen Vormittag langten wir wieder in Gaidamák an, von wo mich mein Vetter einige Tage später nach Wladiwostók zurückbrachte.

III. Sſachalin, die Inſel der Verbannten.

Während der guten Jahreszeit, d. h. von Mai bis Mitte September wurde der Verkehr zwiſchen Sſachalin und dem Feſtlande durch Dampfſchiffe der Firma Schewelióff & Co., welche dafür eine hohe Subvention von der Regierung empfing, aufrecht erhalten. Etwa alle drei Wochen gingen Schiffe von Wladiwoſtók aus oder kamen von Nikolájewsk zurück. Außer dieſen lief ab und zu noch ein deutſches oder engliſches Schiff, welches Waren nach der Amurmündung führte, bei Alexándrowsk, der Hauptſtadt Sſachalins, mit Gütern an, oder ein Dampfer der freiwilligen Flotte brachte Sträflinge nach der Inſel.

„Malo, malo" — allmählich, allmählich - iſt einer der Lieblingsausdrücke des Sibiriers. Und er iſt damit ehrlicher wie der europäiſche Ruſſe, der zwar das Wort „ſſjetſchaß", ſogleich, fortwährend im Munde führt, aber nie darnach handelt. Gemächlich geht ein jeder an alles heran, gemächlich wird alles ausgeführt; die Zeit koſtet in Rußland noch wenig.

Mit großer Ruhe nahmen wir dann auch die Reiſe nach Sſachalin in Angriff. Donnerſtag, den 4. Auguſt, mittags ſollte die „Wladimir" in See gehen, und, als ich mich pünktlich einſtellte, wehte wirklich das Abfahrtsſignal, die weiße Flagge mit dem blauen Viereck, vom Top. Von weitem jedoch ſchon ſahen wir, daß der rote Teil des Schiffsrumpfes hoch über den Waſſerſpiegel hinausragte. Die Befrachtung war alſo noch nicht weit gediehen.

Welcher Unterschied zwischen Wladiwostók und den Vertragshäfen des fernen Ostens! Da entwickelt sich sofort mit dem Einlaufen eines Dampfers das emsigste Treiben, gleichviel zu welcher Tages- oder Nachtzeit das Schiff anlangt. Hunderte von Kulis stürzen sich, sobald einer der Oceanriesen am Quai anlegt, in die Packräume, um sie in Verlauf weniger Stunden zu entleeren und mit neuen Gütern zu füllen. Ununterbrochen tönt bei der eifrigen, gutgeleiteten Arbeit der eintönige klagende und doch so anziehende Gesang der gelben Gesellen. — In Wladiwostók oder Nikolájewsk vergehen nicht Stunden, sondern Tage, bis ein Schiff wieder befrachtet und klar ist. Bald ist die Ware nicht zur Stelle, bald fehlt es an Arbeitern oder diese sind lässig, und ist schließlich an Bord alles in Ordnung, so muß der Kapitän noch stundenlang auf die Ausfertigung der nötigen behördlichen Papiere warten.

Auch der Freitag verfloß, ohne daß wir die Ladung auf die Wladimir bekommen hätten. Im Gegenteil ging es noch langsamer wie an den vorhergehenden Tagen, da der größte Teil der chinesischen und koreanischen Arbeiter davongelaufen war, weil das Gerücht ging, daß die Cholera erheblich stärker auftrete. Böse Zungen behaupteten indessen, daß die Gelbhäute weniger die Krankheit als die Polizei mit ihren recht energischen Vorsichtsmaßregeln fürchteten. Daß diese Furcht bei den Chinesen und Koreanern vorhanden ist, hatte ich mehrfach Gelegenheit zu beobachten. So erwiderte uns ein alter Bootführer, den wir scherzhaft fragten, ob er nicht ein Räuber sei, sehr ernsthaft in seinem Kauderwelsch:

„Mich nicht sein Khonchus, Khonchus sein Polizei."

Gegen Abend des zweiten Wartetages versammelten sich alle Passagiere, und es wurde bei einer guten Sakuska*) Bekanntschaft geschlossen. Eine eigentümliche Gesellschaft, wie man sie nur an den Gestaden Sibiriens trifft, hatte sich in der Messe zusammengefunden. Alexei Jegoritsch N. der Kapitän, ein aus Aleska gebürtiger Russe, trug weit mehr das Wesen eines Yankee als eines Sibiriers zur Schau. Vorurteile schien er nur wenig zu besitzen. Seine erste Frau, eine Amerikanerin, welche ihm wohl für die

*) Imbiß mit verschiedenen Schnäpsen.

Länder am japanischen Meer nicht geeignet erschien, ließ er im neuen Weltteil und verband sich in Nagasiki ehelich mit einer schlitzäugigen Tochter des Inselreiches. Den letzteren Schritt hatte auch sein Freund Mr. D., ein Amerikaner gethan, wohl hauptsächlich, um mit Hilfe seiner japanischen Verwandten guten Absatz für sein Fischdüngermehl und seinen Seekohl in Japan zu finden. Er brachte seinen Sohn an Bord, welcher — der äußeren Erscheinung nach mehr Japaner als Engländer — kein schlechtes Zeugnis für den Erfolg einer Kreuzung der japanischen und angelsächsischen Race ablegte.

Der Bruder des Kapitäns, ein Goldarbeiter aus San Francisko, ferner ein russischer Kapitän mit seiner jungen Frau — einer Beamtentochter von der Verbannteninsel, die in Wladiwostók die erste größere Stadt kennen gelernt hatte, — dann ein Auditeur, der Typus des mißvergnügten Tschinowniks,*) und endlich die beiden Steuermänner und meine Wenigkeit, das waren die Insassen der ersten Kajüte.

Am Schornstein auf Deck neben ihrem Gepäck hockte eine Frau im Arbeitergewand, welche ihrem Vermögen nach gleichfalls in die erste Kajüte gehört hätte. Es war die reichste Kaufmännin auf ganz Sachalin. Sie sollte sich des Besitzes einer halben Million Rubel erfreuen, und fast unsere ganze Ladung für die Ansiedelung Korsákows war für sie bestimmt. Trotzdem kampierte sie auf der Überfahrt nicht besser wie der ärmste Kuli. Nachdem ich ihre Kleidung näher betrachtet hatte, war es mir ganz angenehm, sie nicht zur Tischgenossin oder gar zur Nachbarin zu haben.

Endlich den dritten Morgen kam regeres Leben in das Verladungsgeschäft. Soldaten waren dazu befohlen worden, sodaß wir bei sinkender Nacht in See stechen konnten. Einen Tag dampften wir an der felsigen Küste des Festlandes dahin, dann ging es nach Nordosten. Das Wetter blieb günstig, sodaß wir am dritten Tage die 1960 m hohe Bergspitze des japanischen Inselchens Risiri auftauchen sahen. Bald lag auch dieses und sein Nachbar Rebunsiri hinter uns, und gegen Abend liefen wir in die Straße La Perouse, die Pforte zum stillen Ocean ein.

*) Beamter.

Nur noch wenige Meilen trennten uns von der Küste Sachalins, da überzog sich die See mit dichten Nebelschleiern. Zwar war die Gefahr des Zusammenstoßens mit anderen Schiffen in jenen verlassenen Gewässern kaum vorhanden, aber die Felsenriffe längs der Küste und die starken und wechselnden Meeresströmungen geboten bei Nacht doppelte Vorsicht.

Sträflingsansiedelung Korsákowsk.

Erst im Morgengrauen konnten wir wieder vollen Dampf aufnehmen. Als die Sonne die Dunstschicht durchbrach, erblickten wir das Gestade der weitgeschweiften Bucht Aniva mit seinen finsteren Waldungen. Keine Spur menschlicher Thätigkeit zeigte sich. Nach mehrstündiger Fahrt durch die Bucht erst tauchten hinter einem bewaldeten Hügel die Kuppeln eines weißleuchtenden Kirchleins auf, und einige Zeit darauf erschienen die Blockhäuser von Korsákowsk.

Jede Ankunft eines Schiffes in diesen abseits von aller Civilisation liegenden Gegenden ist ein freudiges Ereignis. Daher wurde für dieses Mal meine Geduld nicht auf die Probe gestellt. Schon wenige Minuten, nachdem der

Anker gefallen war, sahen wir den Kreischef mit mehreren Beamten in eine Dampfbarkasse steigen, um die Strecke von etwa 1 km, welche uns vom Ufer trennte, zu durchmessen.

Nahe am Strande legt kein größeres Schiff bei einer der Ansiedelungen Sachalins an. Die Insel besitzt nirgends einen guten, natürlichen Hafen, der vor den dort so plötzlich wie in wenigen Meeren der Erde auffrischenden Winden Schutz böte. Künstliche Häfen anzulegen — wozu mehrere Stellen günstige Gelegenheit böten — daran hat bisher niemand ernstlich gedacht. Auch in Korsákowsk sind die Fahrzeuge den heftigen Südostwinden schutzlos preisgegeben. Das Ein- und Ausladen wird mit fieberhafter Eile besorgt, um bald wieder das gefährliche Gestade verlassen zu können. So bat uns denn der Kapitän, obgleich wir das schönste Wetter hatten, doch nur soweit vom Hafen fortzugehen, daß wir im Falle eines Wetterumschlags das Signal der Dampfpfeife hören und binnen einer halben Stunde wieder am Strande anlangen könnten.

Ich besaß keine Empfehlungen für Korsákowsk. Was ich über den Kreischef gehört hatte, bestärkte mich gerade nicht in der Hoffnung, daß ich viel von diesem Teil der Insel sehen würde. Auch das Äußere dieses Beamten, der die hohe Würde, welche er zu verkörpern glaubte, gehörig zur Schau zu tragen suchte, erweckte in mir geringes Vertrauen. Indessen zeigte sich Seine Excellenz, der Gouverneur von Südsachalin, wie er sich gern nennen hörte, wider Erwarten gnädig. Ich durfte an Land und erhielt sogar die Erlaubnis, Mischka nebst photographischem Apparat mitzunehmen. Nur die Besichtigung des Gefängnisses wurde uns untersagt.

Nachdem die Herren Tschinowniki eins „aufgebissen" hatten, entfernten sie sich der Choleragefahr wegen rascher wie gewöhnlich vom Büffet, und das Dampfboot brachte uns an die lange hölzerne Landungsbrücke.

Mit welchen Gefühlen mag diese von den meisten, die dorthin kommen, betreten werden? Geht doch wirklich keiner zum bloßen Vergnügen nach Sachalin. Selbst der Kaufmann, dem dort noch reicherer Gewinn als auf dem Festlande blüht, begiebt sich ungern dahin. Wer die traurige Verlassenheit der Verbannteninsel auch nur wenige Tage kennen lernte, atmet erleichtert auf, sobald er ihr den Rücken kehrt.

Bei der Landung unterzog man uns einer leichten Desinfizierung. Sie wurde zwar ebenso formell wie an den Grenzen europäischer Länder gehandhabt. Man schien den Kulturländern aber in der Erkenntnis der Zwecklosigkeit des Besträubens voraus zu sein. Mein Chinese entging dem Sprühregen ganz. Der mürrische schielende Lazarettgehilfe verjagte ihn von der Spritze mit den Worten: „Pack Dich Mansa! Du wäscht Dich ja doch nie."

Nach der Beendigung dieser Prozedur kümmerte sich kein Mensch mehr um uns, und ich konnte ungestört mit dem amerikanischen Goldarbeiter und dem japanisch-russischen Seekohlfischer auf Entdeckungsreisen gehen.

Am Ufer lungerte eine Menge Sträflinge. Einige angelten, andere rauchten, die meisten lagen und standen verdrossen und nichtsthuend herum. Arbeiten sah ich an Land keinen einzigen. Ketten trug keiner. Es waren also alles Gefangene, die schon längere Zeit auf der Insel lebten.

Auffallend wenig russische Gesichter bemerkte ich in Korssákowsk. Dies rührte, wie mir später gesagt wurde, daher, daß seit längerer Zeit dorthin hauptsächlich Kaukasier, die wegen Blutrache verurteilt waren, geschickt wurden. Manche schöne Gestalt fiel mir unter ihnen auf, und die armen Kerle, welche als Opfer ihrer sittlichen Anschauung aus der Freiheit ihrer Berge in das Inselgefängnis gerieten, dauerten mich herzlich. Wer ihre sehnsüchtigen, schwermütigen Blicke über das Meer schweifen sah, der begreift erst die ganze Härte der Verbannung, auch wenn die Zwangsarbeit auf Sachalin weniger schwer ist wie in europäischen Zuchthäusern. Für die Mehrzahl dieser Menschen wäre gewiß der Tod eine leichte Strafe im Vergleich zu dem geistigen und moralischen Hinsiechen, dem sie auf der Insel verfallen.

Unter ihnen befanden sich auch zwei persische Prinzen, die allerdings aus wenig edlen Motiven gemordet hatten. Auf Anstiftung ihrer Schwester erschlugen sie ihren ältesten Bruder, um in den Besitz seines Vermögens zu gelangen. Die Schwester zeigte sie der Behörde an, und soll infolgedessen frei ausgegangen sein und die Erbschaft erhalten haben, während die beiden Brüder nach Korssákowsk wanderten. Sie wurden dort zu Schreiberdiensten verwendet.

Korssákowsk ist ein trauriger Ort und dennoch ein Eldorado im Vergleich zu den nördlichen Ansiedelungen. Es liegt auf der gleichen Breite

wie Trieſt. Wenn auch die kalten Meeresſtrömungen ungünſtig auf das Klima wirken, ſo muß dies doch als erträglich bezeichnet werden. Als ich die Anſiedelung betrat, hatte die Vegetation gerade ihre volle Pracht entfaltet. Die ſauberen Straßen mit ihren hübſchen Holzhäuſern, an denen tadelloſe Holzſteige entlang liefen, waren an vielen Stellen von üppigem Gebüſch umrahmt. Keine Straße im öſtlichen Sibirien war ſo gut gepflaſtert und ſo reinlich gehalten, wie der Fahrweg vom Quai nach der Stadt, und wie die Hauptſtraße, welche ſich geradlinig bis auf den Gipfel des Hügels hinzog, an deſſen Hängen das Städtchen lag. Ringsumher leuchtete dunkelgrün der mit Tannen untermiſchte Laubwald, von deſſen Grenze ſich ſcharf die weithin glitzernde Meeresflut abhob.

Die gleiche Stille wie am Hafen herrſchte im Ort. Ich ſchrieb dies damals dem Umſtande zu, daß bei weitem die Mehrzahl der Sträflinge zu den Arbeiten in das Innere der Inſel gegangen war. Später in Alexandrowsk habe ich geſehen, daß dieſe Lautloſigkeit, welche auch anderen Beſuchern der Inſel auffiel, ein Merkmal der troſtloſen Verlaſſenheit ihrer Einwohner iſt.

Das Gefängnis lag am Ende der Hauptſtraße auf der Spitze des Hügels. Thore und Fenſter ſtanden weit auf, der große Hof war leer und auch die inneren Räume ſchienen wenig beſetzt. Faul ſtanden die Soldaten der Wache am Fenſter und ſaßen auf der Bank am Eingang. In ihrem Äußeren glichen die Gefängnisanlagen den meiſten, die ich in Sibirien ſah. Ein großes Blockhaus bildete das Hauptgebäude, welches ſamt ſeinen Nebenbauten von einem doppeltmannshohen Lattenzaun umgeben war. Abſeits davon lag nur das Krankenhaus.*) Das Ausbrechen aus den Gefängnisgebäuden konnte nicht ſchwer ſein. Doch thut es wohl niemand, da jeder Gefangene viel bequemer bei der Arbeit entſpringen kann. Weshalb auch fortlaufen? Höchſtens um einige Wochen goldene Freiheit in der Wildnis zu genießen. Ein Entweichen von der Inſel iſt in Korſſakowsk noch weit weniger denkbar wie im Norden, wo einige Sträflinge alljährlich verſuchen, zur Winterszeit über die tatariſche Straße das Feſtland zu erreichen,

*) Abbildung Seite 49.

Sträflinge vor dem Krankenhaus in Korsſákowsk.

indessen meistens von dem Giljaken erschlagen werden oder in der Wildnis durch Hunger und Kälte umkommen. Man spricht zwar davon, daß es Verbannten gelang, mit dem Boot nach Japan und von dort nach Amerika zu entkommen. Aber das dürfte Dichtung sein, die der Hoffnung auf Erlangung der Freiheit entsprang.

Die Besichtigung der Ortschaft nahm, obwohl wir sie Schritt für Schritt ausführten und obendrein noch den japanischen Konsul besuchten, keine drei Stunden in Anspruch. Nicht lange und auch unser bemächtigte sich das Gefühl der Langeweile, welche wie ein Alp in Sachalin über allen lastet. Wir gingen noch ein Stückchen im Wald spazieren, brachten zwei Stunden im Gespräch mit den Hafenaufsehern hin und waren herzlich froh, als das Dampfboot nach unserem Schiff abging, wo wir in der freundlichen Kajüte die Tageseindrücke bei einem guten Mahle austauschen konnten.

Mit Anbruch der Nacht hatten Sträflinge die Waren ausgeladen, das Abfahrtssignal ertönte, die Schraube setzte sich in Gang, und schnell verschwanden die Lichter von Korsákowsk hinter der Höhe.

Schon als wir uns dem Ausgange der Meerenge La Perouse näherten, ging es mit der ruhigen Fahrt zu Ende. Die tatarische Straße aber, welche wir gegen Morgen erreichten, rechtfertigte ihren üblen Ruf vollkommen. Ein scharfer Nordwestwind blies uns kalt an und zwang uns, eilig das sommerliche Gewand mit warmer Kleidung zu vertauschen. Dort schon bereute ich es, nicht dem Beispiel meiner Reisegefährten gefolgt zu sein, welche vorsorglich Pelzjacken mitgenommen hatten.

Unser Kurs war nunmehr gerade nach Norden gerichtet. Es ist ein langer Weg von der Süd- bis zur Nordspitze der Insel, da sie zwischen 43° 54′ und 54° 53′ nördlicher Breite liegt. In Europa entspräche ihre Lage also etwa der der Länderstrecke von Triest bis Königsberg in Preußen. Ihre Breite wechselt zwischen 25 und 130 km.

Wir fuhren die ganze Zeit vier bis fünf Seemeilen von der Küste entfernt, sodaß ihre bis 300 m hohen, dicht bewaldeten Berge, welche oft hart an das Meer herantreten, deutlich sichtbar waren. Keine russische Ansiedelung lag an diesem Teil des Ufers. Selten nur erblickten wir einige niedrige Hütten der Ainos, der Ureinwohner der Insel. Schon in

Korsſákowsk hatte ich Gelegenheit, mehrere Angehörige dieſes merkwürdigen Volksſtammes, der den Ethnographen viel vergebliches Kopfzerbrechen machte, zu beobachten.

Die Frauen gleichen denen der Nachbarſtämme auf dem Feſtlande, der Giljaken und Tunguſen, die Männer dagegen unterſcheiden ſich in ihrem Äußeren ſtark von allen anderen Mongolen. Steckte man ſie in ruſſiſche Kleidung, ſo könnte man ſie beinahe für ruſſiſche Bauern halten. Klein aber unterſetzt von Geſtalt, mit auffallend ſtarkem Bart- und Kopfhaar und gerade geſtellten, gutmütig dreinſchauenden, braunen Augen, ſind ſie entſchieden ſchöner wie ihre Ehehälften. Die Kennzeichen der mongoliſchen Race treten wenig hervor. Erſt bei näherem Hinſchauen bemerken wir, daß auch bei ihnen das Geſicht viereckiger, die Jochbeine vorſpringender, die Naſe platter und die Lippen wulſtiger ſind wie bei den kaukaſiſchen Völkern.

Sie ſollen ihre kleinen Anſiedelungen ausſchließlich am Meeresſtrand und an den kleinen Küſtenflüßchen aufſchlagen, wo ſie ihre Nahrung durch Fang von Fiſchen und Seetieren ſuchen. Die Zahl der Ainos auf Sſachalin iſt in raſchem Schwinden begriffen. Sie gehören offenbar zu den unkultivierten Völkerſchaften, welchen der Verkehr mit Europäern den Untergang bringt. So gereichte ihnen die Beſetzung der Inſel durch die Ruſſen zum Verderben. Während man ihre Zahl vor zwanzig Jahren noch auf 3000 ſchätzte, giebt der amtliche Bericht vom Jahre 1895 nur noch 1382 an. Auf der japaniſchen Nachbarinſel Jezo dagegen ſollen ſich die Ainodörfer auch jetzt noch in blühendem Zuſtande befinden.

Eine ihrer Hauptanſiedelungen berührten wir gegen Mittag. Mauka, ſo hieß dieſe, iſt gleichzeitig die größte Fiſchereiſtation der ruſſiſchen Firma Sſemjónof & Co. und auch die größte auf Sſachalin. Von hier aus wird ein ſchwunghafter Handel mit Seekohl, einer tangartigen Pflanze, welche als Gemüſe bei Japanern und Chineſen beliebt iſt, und mit Herings-Düngermehl betrieben. Alljährlich kommen im Sommer mehrere Hundert Japaner zur Arbeit nach Mauka und führen die gewonnenen Produkte nach ihrer Heimat, wo der Zentner Seekohl durchſchnittlich mit 12 Mk. bezahlt wird.

Gern wäre ich der freundlichen Einladung meines Reisegefährten Herrn D. gefolgt und hätte mir unter seiner Führung die Fischerei angesehen. Aber der Nordwind blies mit erhöhter Heftigkeit, als wir bei Mauka einliefen, sodaß der Kapitän sich nicht näher als eine Seemeile an das Ufer herantraute. Schon von weitem wurde das Ankunftssignal mit der Dampfpfeife gegeben, und nur wenige Minuten, nachdem der Anker gefallen war, wogte ein großer Frachtkahn, von den nervigen Armen japanischer Ruderer getrieben, heran. Der Proviant wurde in größter Eile in den Kahn, welcher bei der hohen See nicht dicht an das Schiff heran durfte, geworfen. Erleichtert atmete der Kapitän auf, als er wieder den Befehl zum Ankerlichten erteilen konnte.

Über Nacht beruhigte sich die See, und der Morgen brachte uns den schönsten Sonnenschein. Delphine spielten um das Schiff, die Küste lag klar vor uns, und die ärmlichen Hütten der Eingeborenen machten einen freundlicheren Eindruck wie am vergangenen Tage.

Um die Mittagsstunde dampften wir dicht an Duë, der früheren Hauptstadt und ältesten Strafanstalt von Sachalin, vorüber. Mächtige Kohlenlager, welche bis dicht an das Meeresufer stoßen, bildeten wohl die Veranlassung für die russische Regierung, dorthin im Jahre 1868 die ersten Verbrecher vom Festlande aus zu schicken.

Das Bergwerk ist an eine Gesellschaft verpachtet, welcher von der Regierung Sträflinge als Arbeitskräfte gestellt werden. Im Gefängnis zu Duë, dem schlechtesten von Sachalin, und dem einzigen, welches den üblen Ruf der sibirischen Strafanstalten rechtfertigt, befanden sich zur Zeit meiner Anwesenheit auf der Insel etwas über 800 Verbrecher.

Da ich selbst nicht Gelegenheit hatte, das Gefängnis zu besuchen, so lasse ich hier eine Schilderung desselben, von A. Tschechof,*) welche mit denen anderer Augenzeugen, die ich sprach, übereinstimmt, in der Übersetzung folgen:

„Das Gefängnis von Duë", berichtete Tschechof, „ist kleiner, älter und

*) Anton Tschechof. Die Insel Sachalin. Moskau. J. A. Kruschnojof & Co. 1895. Tschechof besuchte Sachalin im Sommer 1890.

um vieles schmutziger als das in Alexándrowsk. Auch hier sind die Zellen für mehrere Gefangene eingerichtet und die Pritschen zum Schlafen liegen dicht nebeneinander, aber die Unterkunft ist ärmlicher und die Ordnung schlechter. Wände und Fußböden sind gleich schmutzig und vom Alter und der Nässe so schwarz geworden, daß sie kaum rein werden würden, wenn man sie waschen wollte. Nach dem ärztlichen Bericht vom Jahre 1889 kommt auf jeden Gefangenen 1,12 Kubikfaden*) Luftraum. Wenn es schon im Sommer bei geöffneten Fenstern nach Ausgüssen und Exkrementen riecht, so stelle man sich vor, welcher Gestank hier im Winter herrscht, wenn draußen in der Früh der Reif liegt und die Eiszapfen vom Dache hängen. Gefängnisaufseher ist hier ein ehemaliger Lazarettgehilfe, ein Pole, der im Range eines Kanzleigehilfen steht" . . . . .

Dieser Beschreibung des ernsten und gewissenhaften Schriftstellers, dem jede tendenziöse Darstellung fern lag, bleibt nichts hinzuzufügen. Welches aber sind die Resultate dieser mit so vielen Leiden verknüpften Arbeit? Die Regierung bezieht gar keinen Gewinn, sondern sie setzt noch zu. Der volkswirtschaftliche Nutzen ist gleichfalls ein kaum nennenswerter. Rund einundzwanzig Tausend Centner Kohle wurden im Jahre 1893 ausgeführt. Erheblich höhere Ausbeuten aber sind auch in anderen Jahren nicht erzielt worden. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Unternehmer neben den Gefangenen noch Ansiedler und zwar diese lieber, beschäftigen. Die Gewinnung der Kohle erfolgt allerdings auf die ursprünglichste Art und Weise ohne jeden Maschinenbetrieb, wenn man nicht als solchen die erst kürzlich eingerichtete Beförderung der Kohle mittels Handwagen, die auf Schienen bis zum nahen Ufer laufen, bezeichnen will. Das Ganze bietet ein anschauliches Bild von der Ausbeutung der Reichtümer Sibiriens, wie sie in der Mehrzahl der Fälle bis auf den heutigen Tag betrieben wird.

Eine Stunde Fahrt brachte uns weiter nach der Rhede von Alexándrowsk. Auch da gab es keinen Hafen. Die flache Bucht erlaubt größeren Schiffen, sich gleichfalls nur bis auf eine Seemeile dem Strande

*) 1 Kub.-Faden (Sfagen) = 9,71 cbm.

zu nähern. Kleine Dampfbarkassen vermitteln dann den Verkehr zwischen Schiff und Ufer und schleppen die güterbeladenen Kähne.

Alexándrowsk, die größte Ansiedelung Sachalins und Residenz des Gouverneurs, ist nicht ungefällig gelegen. Das Thal, in dem sich die Holzbauten des Städtchens erheben, wird im Halbkreise von bewaldeten Hügeln umschlossen, hinter denen höhere Berge hervorragen. Im Süden der Bucht, auf der Höhe des Kaps Jonquiere, als dessen Ausläufer drei zackige Felsen, die „drei Brüder", drohend aus dem Meer hervorragen, befand sich ein kleiner Leuchtturm. Leider stand er da nur zu hoch. Häufig, wie auch ich es am zweiten Tag meiner Anwesenheit erlebte, wird die Anhöhe von dichten Nebeln umwallt, während im Thal und auf der See das schönste klare Wetter herrscht. Dann macht es einen komischen Eindruck, wenn vom Leuchtturm das Nebelsignal ertönt und die im freundlichsten Sonnenschein sich wiegenden Schiffe durch Böllerschüsse geweckt werden. Nachts aber, wenn das Licht den Nebelschleier nicht zu durchdringen vermochte, brachte die unpraktische Stellung des Leuchtfeuers schon ernste Gefahren mit sich.

Die Landungsbrücke führte weit ins Meer hinaus. Wie in Korssákowsk war sie ein hoher Holzbau, doch ungleich größer als dort, sodaß die Barkassen und Kähne im Schutz der mit starken Bohlen verkleideten Pfähle sicher vor dem Anprall der Wogen lagen.

Meine Ankunft in Alexándrowsk war schon bekannt. Ein Fremder, der dorthin lediglich aus Wißbegierde fährt, ist eine Seltenheit. Von manchen Beamten wird ein solcher neuerdings nicht mehr gern gesehen, und das, wie ich leider sagen muß, nicht mit Unrecht. Haben sich doch die meisten, welche Sibirien bereisten, darin gefallen, nachher übertriebene, wenn nicht gar fabelhafte Schilderungen der Zustände zu entwerfen und die russische Regierung häufig auf das ärgste zu verleumden.

Meine Aufnahme in Alexándrowsk entsprach dem guten Rufe sibirischer Gastfreundschaft. Ich war Herrn v. B., dem Staatsanwalt von Sachalin, empfohlen. Ihm verdanke ich es in erster Linie, daß ich in kurzer Zeit einen Einblick in die Verhältnisse der dortigen Verbannten erhielt.

Vor der Landung mußte ich mich vom „Wladimir" und meinen bisherigen Reisegefährten trennen. Das Dampfschiff setzte noch denselben Tag seine Fahrt fort und ich ließ mein Gepäck auf den deutschen Dampfer „Velox" schaffen, welcher noch einige Zeit vor Alexándrowsk liegen sollte.

Am Quai machte ich gleich die Bekanntschaft einer merkwürdigen Persönlichkeit. Beim Betreten der Landungsbrücke stellte sich mir nämlich ein für Sachaliner Verhältnisse auffallend gut gekleideter Herr vor und bot mir sein Fuhrwerk zur Fahrt nach der Stadt an. Es war dies, wie ich nachträglich erfuhr, ein ehemaliger Gardeoffizier, der wegen Doppelmordes auf die Insel verbannt worden war. Seine gute Führung trug ihm teilweisen Erlaß der Strafe ein, und durch seine Energie gelang es ihm, sich zum geachtetsten Kaufmann von Alexándrowsk emporzuarbeiten. Solche Fälle stehen im ganzen vereinzelt da. Meistenteils verliert der gebildete Verbrecher bald jeden Halt und sinkt womöglich noch unter die sittliche Stufe seiner Mitsträflinge herab.

Vom Quai bis zur Stadt fuhr ich etwa zwanzig Minuten auf einem recht mangelhaften Wege durch ödes Bruchland. Zur Rechten dehnte sich ein etwas gelichteter Tannenwald aus, der sich bis an die Höhen hinzog, wo er in dichte Wildnis überging. Ein Blick dahin genügte, um uns eine Vorstellung zu machen, welche Mühen die Urbarmachung dieser Gegend verursacht.

Noch vor wenigen Jahren kam es vor, daß sich Bären in dieser Dickung bis dicht an die Ansiedelung wagten. So wurde einem höheren Beamten gleich bei seiner Ankunft der Vorschlag gemacht, an einem Treiben auf Bären am Wege nach der Stadt teilzunehmen. Die Strecke bestand in einer Bärin mit vier Jungen.

Auch in Alexándrowsk waren alle Häuser aus Holz und einstöckig. Sie wurden nur von der hübschen griechisch-katholischen Kirche und der zum Gedächtnis an die Verhütung des Attentates auf den russischen Thronfolger errichteten Kapelle überragt.

Den größten Gebäudekomplex umfaßte naturgemäß die Strafanstalt. Von einem Pfahlzaun umgeben, bestand sie aus neun Gebäuden, deren

fünf sich um einen großen viereckigen Hof gruppierten. Alles machte einen sauberen, ordentlichen Eindruck.

Die großen Schlafsäle waren luftig und angeblich auch im Winter nicht überfüllt. Die hölzernen Lager waren mit Matratzen bedeckt, und jedem Gefangenen stand eine wollene Decke zur Verfügung. Die anwesenden Sträflinge sahen durchweg gesund aus. Die Mehrzahl derselben befand sich auch hier auswärts auf Arbeit.

Küche und Bäckerei entsprachen in ihrer Einrichtung gleichfalls allen berechtigten Anforderungen. Sie waren ähnlich wie in unseren Kasernen eingerichtet. Ein Teller Suppe, welche außer den Fasttagen stets Fleisch enthält, wurde mir zum kosten gereicht. Sie schmeckte angenehm und kräftig. Das Brot aber stand an Güte unserem besten Kommißbrot nicht nach. Die Rationen sind reichlich bemessen, die Brotportionen sogar so hoch, daß viele Gefangene sie nicht verzehren können und einen Teil an die Ansiedler verkaufen oder — untereinander verspielen.

Unter den Gefängnisgebäuden fehlte auch ein geräumiges, sauberes Badehaus nicht.

Ein zweites, kleineres Häuserviereck war für die schwersten und die infolge eines in der Verbannung begangenen Verbrechens in Untersuchungshaft gesetzten Gefangenen bestimmt. Erstere waren sämtlich an Händen und Füßen und die gefährlichsten sogar an ihre Arbeitskarren gekettet. Diese eisernen Fesseln aber waren in der Weise angebracht, daß von der um den Leib geschlungenen und geschlossenen Kette vier lose hängende Ausläufer nach den Hand- und Fußgelenken, an welche sie geschmiedet wurden, liefen. Das klingt schlimmer als es thatsächlich ist. Die Ketten hindern wenig an der freien Bewegung und stören besonders weder bei der Arbeit noch beim Schlafen. Sobald übrigens der Aufseher außer Sicht ist, oder es gestattet, streifen die Gefangenen sie von Händen und Füßen leicht ab. Ich wollte dies anfänglich nicht glauben, da mir die Ringe ziemlich eng an den Gelenken zu liegen schienen, überzeugte mich aber später selbst davon, mit welcher Geschicklichkeit sich die Sträflinge ihrer Fesseln entledigen. Es ist keine Seltenheit, daß man Gefangenentransporten begegnet, die ihre Ketten

über den Schultern tragen. Ehemalige politische Häftlinge versicherten mir auch, daß sie vom Kettentragen keine besonderen Unannehmlichkeiten gehabt, sondern sich schnell an diese Last gewöhnt hätten.

Trotz alledem halte ich das Kettentragen ebenso wie das Abrasieren der einen Hälfte des Haupt- oder Barthaares, welches noch in allen sibirischen Zuchthäusern stattfindet, für eine ebenso überflüssige wie barbarische Zugabe zur Strafe. Beides müßte nicht minder abgeschafft werden, wie einst das Brandmarken auf Stirn und Brust mit dem Buchstaben „K.“*) Übrigens ist Rußland nicht der einzige europäische Staat, welcher seinen Verbrechern, auch wenn kein Widerstand oder Fluchtversuch zu befürchten ist, Fesseln anlegt. In der Strafanstalt auf einer Insel der Bucht von Bajä, sah ich, daß die Sträflinge zu zweien aneinander gekettet arbeiteten. Weder ein Fluchtversuch noch eine Gewaltthätigkeit der Sträflinge aber dürfte nach dem oben Gesagten durch die sibirische Fesselung verhindert werden. Die durch sie bezweckte Verschärfung der Strafe könnte wie überall, so auch in Sibirien durch Einzelhaft weit wirksamer herbeigeführt werden. Diese aber kommt in sibirischen Gefängnissen bisher sehr selten, nämlich nur als Disziplinarstrafe und während des Untersuchungsverfahrens zur Anwendung. Außerdem hörte ich von Gefängnisbeamten, daß sie öfters Sträflinge, welche aus irgend einem Grunde die Rache ihrer Mitgefangenen fürchteten, auf deren eigene Bitten isolierten.

Die Zeit, während der Fesseln getragen werden müssen, unterliegt nicht der willkürlichen Bestimmung der Strafanstaltsbeamten, sondern ist gesetzlich im Verhältnis zur Höhe der zuerkannten Strafe festgesetzt. Sie schwankt zwischen einem und acht Jahren. Die Gefangenen, welche diese schwerste Strafzeit verbüßt haben, werden gesondert von der ersten Kategorie beschäftigt und erhalten bei guter Führung die Erlaubnis, außerhalb des Zuchthauses, aber in dessen Nähe zu leben; auch dürfen sie dann Ehen eingehen und sich frei beschäftigen. Während der Zeit der strengen Aufsicht besteht die Thätigkeit der Sträflinge auf Sachalin im Fällen von Bäumen

*) „K.“ bedeutet Kátorschnik d. h. Zuchthäusler.

zur Sommerszeit, um sie später im Schnee nach den Ortschaften zu schleifen, ferner in der Arbeit in den Häfen und in den Kohlengruben und endlich im Wegebau. Letztere Beschäftigung soll die anstrengendste sein und besonders in dem unwirtlichen Sumpfland des Innern von Südsachalin viele Beschwerden mit sich bringen. Auch die Hafenarbeiter haben schwere Tage. Doch ist dieses Kommando sehr beliebt, weil es dabei lange Ruhepausen und, was noch mehr lockt, häufig Schnaps giebt. Wehe dem Kapitän, welcher es wagte, sich diesem Tribut zu entziehen. Ihm wird alles gestohlen, dessen die Sträflinge habhaft werden können. Einem Engländer, der das Verbot der Behörde, Branntwein zu verschenken, ernst nahm, wurde über Nacht sogar der Schiffskompaß abgeschraubt. Erst durch hohes Lösegeld in Gestalt gebrannten Wassers soll er ihn wiedererlangt haben.

Alle die angeführten Beschäftigungen der Sträflinge erheischen, daß diese das Gefängnis verlassen. In der That giebt es auf Sachalin so gut wie gar keine handwerks- oder fabrikmäßige, intramurane Arbeit. Zwar führten mich die Beamten mit großem Stolz in die Handwerksstätten, wo Tischlerei, Schmiedearbeit, Stellmacherei u. a. betrieben wurde, doch machten mir diese sämtlich einen recht unbedeutenden Eindruck. Man hob mir gegenüber besonders hervor, daß sogar eine Dampfbarkasse von Grund aus repariert worden sei, ein Gefängnisinspektor teilte mir jedoch später mit, daß diese Reparatur viel teurer zu stehen gekommen sei, als wenn man das Boot neu aus Europa hätte kommen lassen. Landwirtschaftliche Werkzeuge, welche auf Sachalin sehr notwendig wären, sah ich gar nicht verfertigen. Dagegen machten einige Gefangene in ihren Freistunden reizende Cigarettendosen aus rotem Holz. In den Werkstätten wurden keine fünfzig Sträflinge beschäftigt, da ein Teil der Handwerker den in dem betreffenden Fach vorgebildeten Gefangenen, welche ihre Strafhaft verbüßt hatten, entnommen war. Sie wurden wie freie Arbeiter besoldet.

Nach Ablauf der gerichtlich festgesetzten Strafzeit hört naturgemäß jeder Arbeitszwang auf. Der Verbannte darf jedoch nicht in die Heimat zurückkehren oder auch nur auf das sibirische Festland wandern. Er muß für gewöhnlich auf der Insel sein Leben lang bleiben. Nur in Ausnahme-

fällen wird ihm gestattet, sich in der Küstenprovinz oder dem Amurgebiet einen Wohnsitz oder eine Beschäftigung zu suchen, eine Erlaubnis, von der er selten keinen Gebrauch macht. Bleibt er auf Sachalin, so beginnt mit dem Augenblick der Entlassung die schwerste Zeit. Jeder, der die russische Ansiedlungsweise kennen lernte, versteht die bittere Wahrheit, welche in dem Ausspruch des früheren Generalgouverneurs Baron Korff liegt, welcher sagte: „Die Zwangsarbeit beginnt nicht mit dem Zuchthaus, sondern mit der Ansiedelung."*)

Zur Erläuterung dieser Worte will ich zunächst einige Daten über die Bevölkerung der Insel und die Landwirtschaft anführen.

Nach den amtlichen Angaben**) zählte Sachalin im Jahre 1893 alles in allem 22 240 Einwohner, darunter 5124 weiblichen Geschlechts. In den sechs Gefängnissen befanden sich zusammen 6103 Sträflinge. Die ackerbauende Bevölkerung aber wurde auf 9124 Menschen angegeben, von denen 4655 Deßjätinen***) bestellt wurden. Auf jede Wirtschaft entfielen $^4/_5$ bis $1^1/_5$ Deßjätinen.

Die Ernte betrug in dem nicht ungünstigen Jahre 1893 an:

Winterroggen .	4 348	Pud†)	d. h.	2,1	Korn	der Aussaat
Sommerroggen .	20 790	„	„	4,8	„	„ „
Weizen . . .	37 613	„	„	4,1	„	„ „
Gerste . . .	14 962	„	„	3,4	„	„ „
Hafer	17 675	„	„	4,4	„	„ „
Kartoffeln . .	180 124	„	„	4,9	„	„ „

An Vieh wurden 1641 Pferde, 5207 Rinder und 935 Stück Kleinvieh gehalten.

---

*) Vgl. Tschechof Seite 305.
**) Amtlicher Sachaliner Kalender für 1895.
***) Eine Deßjätine = 109,25 ar.
†) Ein Pud = 40 russische Pfund = 16,38 kg.

Das ist ein trauriges Bild nicht nur von der Ausdehnung, sondern auch von dem Ertrage der Landwirtschaft.

Ich habe die Dörfer der Verbannten im Innern der Insel nicht gesehen, muß mich also auf die schriftlichen und mündlichen Schilderungen von Augenzeugen verlassen und kann selbst nur Rückschlüsse auf die Kolonisation im Innern Sachalins aus den Beobachtungen ziehen, die ich auf den Ansiedelungen an der Küste der Insel und auf dem sibirischen Festlande machte. Das aber, was ich da reichlich Gelegenheit hatte zu sehen, stimmt mit dem, was mir über das Innere der Insel berichtet wurde, überein.

Die Mehrzahl der Ansiedelungen liegt auch jetzt in dem mittleren Teil Sachalins, welcher sich ebensowenig wie der Norden zur Kolonisation eignet. In diesen von der Natur so stiefmütterlich behandelten Gegenden würde es selbst dem tüchtigsten Landmann schwer fallen, seinen Unterhalt zu erwerben. Wie viel weniger kann man da von dem Sträfling, welcher vielfach keine Ahnung von der Landwirtschaft hat, eine erfolgreiche Bodenkultur erwarten!

Der Erdboden war gut, wo ich ihn an der Küste sah; so z. B. in Korsákowsk und Slobodka, dem Nachbardorf von Alexándrowsk. Auch im Innern der Insel soll er besonders in den Thälern und an den Flußläufen meistenteils allen berechtigten Anforderungen entsprechen. Was nützt aber der schönste Boden bei einem Klima, in welchem die mittlere Jahrestemperatur 0,5° C. beträgt, wo die Bestellung frühestens Ende Mai beginnen kann, und wo Anfang September schon wieder starke Fröste eintreten?

In anderen Länderstrichen mit gleich kurzer Kulturperiode versendet die Sonne während der Sommerszeit um so heißere Strahlen. In der zeitweiligen Sonnenglut Südsibiriens keimt, wächst und reift alles in wenigen Wochen. Anders auf Sachalin. Auch während der Sommermonate wärmt die Sonne nur wenig. Die kalten Meeresströmungen, welche die Küsten tagelang in Nebel hüllen, und die eisigen Nordwinde paralisieren auch während der Sommermonate die Wirkung der Sonnenstrahlen.

Im Juli und August erreicht die mittlere Temperatur 16° C.*)

*) Die nachstehende klimatische Tabelle, welche ich nach verschiedenen Quellen zusammenstellte, giebt eine kurze Übersicht der eigenartigen sibirischen Temperaturverhältnisse. Zu berücksichtigen ist, daß sich die Zeit, in welcher sich Pflanzen entwickeln können, in wenigen Strichen mehr als 5 Monate, nördlich vom 50° n. Br. aber vielfach nur auf 3 Monate erstreckt. Vergleichsweise gebe ich in der letzten Kolonne die analogen meteorologischen Notizen für die Stadt Königsberg in Preußen:

Durchschnittstemperaturen in Celsiusgraden	Ost-Sibirische Küste und Insel Sachalin				Amurgebiet			Transbaikalien		
	Petropawlowsk	Due	Murawiowsk	Wladiwostok	Nikolajewsk	Chabarowsk	Blagowjeschtschensk	Nertschinsk	Tschita	Werchne-Udinsk
Im Jahr:	2	0,5	2,3	4,5	—2,6	0	—1,3	—5,8	—3	—1,2
Im Winter:	—8	—15	—11	—12	—22	—22	—22	—30	—19,2	—18,4
Im Sommer:	13	14	13	18	15	19	19	16,2	17	18,6
Im kältesten Monat:	—	—16	—12	—16	—	—25	—25,5	—33,5	—32,1	—31
Im wärmsten Monat:	—	16	17	21	—	20	21	18,5	19,3	20,5
Während der Zeit des Pflanzenwuchses:	10,6	12	14	16	11,6	17	11,6	12,7	13,2	14
Atmosphärische Niederschläge:	124	—	—	336	500	560	462	—	326	178

Durchschnittstemperaturen in Celsiusgraden	Nordöstliches Sibirien (Binnenland)			Westliches Sibirien					Königsberg i. Preußen
	Waldzone	Tundren	Njumansk	Irkutsk	Tomsk	Barnaul	Waldzone	Tundren	
Im Jahr:	—8	—17	—7,7	—0,4	—7,9	—0,82	—2	—5	6,7
Im Winter:	—33	—47	—31,5	—18,8	—	—	—20	—21	—6,1
Im Sommer:	15	15	13	18,1	—	—	14	13,5	16,3
Im kältesten Monat:	—36	—49	—36	—20	—19,6	—18	—22	—23	—6,9
Im wärmsten Monat:	17	17	15,3	18,6	19	20,1	18	18	17,4
Während der Zeit des Pflanzenwuchses:	11	—	10,3	15	—	—	12	9	13,1
Atmosphärische Niederschläge:	348	—	—	380	383	259	470	—	629

Im Gegensatz zu den üppig gedeihenden Gärten bei Korsákowsk hinterließen denn auch die Gärten und Felder in der Nähe von Alexándrowsk und Slobódka den traurigsten Eindruck in mir. Nur zu deutlich waren überall die Spuren der Nässe und des Frostes zu sehen.

Bei dieser Ungunst des Klimas müßte man denken, daß doppelte Sorgfalt auf das Aussuchen der zur Ansiedelung bestimmten Orte verwendet wird. Daß dieses unterblieb, als man die Insel zu kolonisieren begann, geht schon daraus hervor, daß der Süden zunächst gar nicht berücksichtigt wurde. Hören wir nun, was Tschechof in seinem mehrerwähnten Werk über die Aussuchung der Ansiedelungsorte bis zum Jahre 1890 sagt:

„Schon früher sprach ich von einem Beamten, welcher den Eingeborenen und Ansiedlern keinen Glauben schenkte, als sie ihn darauf aufmerksam machten, daß der Ort, welchen er für eine Dorfschaft ausgesucht hatte, im Herbst und nach heftigen Regengüssen überschwemmt würde. In meiner Gegenwart besichtigte ein Beamter einen Ort zur Ansiedelung, indem er dazu 15—20 Werst herumfuhr und am selben Tage schon wieder heimkehrte. In zwei bis drei Stunden gelang es ihm, die Örtlichkeit genau zu besehen und zu billigen. Er äußerte, daß die Spazierfahrt sehr angenehm verlaufen sei.

Die älteren und erfahrenen Beamten gehen selten und sehr ungern auf die Suche nach neuen Ansiedelungsstellen, schon weil sie von anderen Geschäften in Anspruch genommen zu sein pflegen; die jüngeren aber sind ebenso unerfahren, wie gleichgültig . . . . . .

Die Frage, ob ausgesuchte Stellen geeignet sind, kann die Regierung nur gleich wie ein Rätsel beurteilen. Deshalb entscheidet sie sich schließlich aufs Geradewohl für den einen oder den anderen Ort. Das „Vielleicht" ist bestimmend und nachher wird weder das Gutachten des Arztes noch des Topographen, den es übrigens auf Sachalin nicht giebt, eingeholt. Der Landmesser erscheint vielmehr erst, wenn die Erde schon gerodet wurde und Ansiedler dort leben . . . . . ."

An diesem Verfahren, welches selbst unter tüchtigen Gouverneuren Platz griff, hatte man bis zum Jahre 1895 nichts geändert. Es fehlte dort wie fast überall in Sibirien an tüchtigen, kenntnisreichen und pflichttreuen Beamten, die ihren schweren Aufgaben gewachsen gewesen wären.

Wer will es unter solchen Verhältnissen den Ansiedlern verargen, daß sie sich von der Insel hinwegsehnen, und daß es ihnen von vornherein an Lust gebricht, das zugewiesene Land mit Sorgfalt zu bearbeiten! Solange sie in Strafhaft waren, sorgte der Staat für sie. Haben sie ihre Strafe verbüßt, so hört die staatliche Hilfe auf. Da hast Du Land, sorge wie Du weiter kommst, heißt es. Wer keine eigenen Mittel hat, sieht sich dem äußersten Elend preisgegeben. Besitzt aber einer etwas Geld oder — um nicht zu sagen, und damit — Protektion, so bleibt er lieber in der Stadt oder geht nach einem schon bestehenden Dorf, wo er sich ein Anwesen kauft oder mit einem alten Ansiedler gemeinschaftlich wirtschaftet.

Die Ansiedelung auf Sachalin hat nach alledem bisher nicht die erwünschten und erwarteten Erfolge gehabt. Das Los der Verbannten ist, so lange sie Sträflinge sind, leichter als in unseren Zuchthäusern, es wird unendlich traurig, sobald sie eine beschränkte Freiheit erhalten.

Unter diesen Verhältnissen sind die weiblichen Gefangenen beinahe mehr zu bedauern als die männlichen, weil sie überhaupt keine Haft kennen lernen. Gleich nach ihrer Ankunft auf der Insel werden sie von den Beamten als Dienstboten genommen oder Ansiedlern als Genossinnen zugeteilt. Das Weib, welches mit einem Ansiedler lebt, wird aber in den meisten Fällen nicht dessen eheliche Frau, sondern dessen illegitime Genossin. Im Jahre 1893 gab es auf Sachalin 1800 legitime Ehen von Verbannten. Davon wurden jedoch 1147 schon in Europa geschlossen; da 1061 Frauen und 86 Männer ihren Gatten bezw. Gattinnen freiwillig in die Verbannung gefolgt waren.

Eine merkwürdige Eheschließung hatte kurz vor meiner Ankunft stattgefunden. Wegen Mordes aus politischen Motiven war ein Student nach Sachalin verschickt worden. Ihm folgte seine junge Braut, die Tochter eines Generals, freiwillig und ging, sobald der Sträfling die Erlaubnis dazu erhielt, den Bund der Ehe mit ihm ein.

Öfters wurde der Versuch gemacht, die Frauenfrage auf Sachalin zu lösen und die bestehenden, allen moralischen Prinzipien Hohn sprechenden Verhältnisse zu bessern. Doch vergeblich. Es sollen sich solche Schwierigkeiten in den Weg gestellt haben, daß man von diesem löblichen Vorhaben

bald wieder Abstand nahm. Vor allem glaubt man, durch die bestehende Behandlung der weiblichen Sträflinge die Kolonisation zu fördern.

Unter den vielen traurigen Menschen lernte ich auch einige kennen, die sich des Lebens Freudigkeit auch dort noch zu erhalten wußten. Ich möchte zwar nicht behaupten, daß die schöne Hochstaplerin, welche unter dem Namen „Goldhändchen" sich einst eines europäischen Rufes erfreute und bereits zum zweitenmale Quartier auf Sachalin genommen hatte, ihr lustiges Leben weiter führte. Aber schon der oben erwähnte Offizier schien sich mit seinem Lose ausgesöhnt und das Lachen wieder gelernt zu haben.

Noch weit mehr gefiel es offenbar einem Teil der Beamten in Alexándrowsk. Einer von ihnen versicherte mir wiederholt, daß er sich gar nicht nach einem anderen Orte sehne und führte mich zum Beweise dafür, daß man sich auch bei ihnen gut amüsiere, in das Spritzenhaus, wo Beamte mit ihren Frauen und Töchtern auf einer improvisierten Bühne einer Theaterprobe fröhlich oblagen. Gemütlicher noch fand ich es in der Wohnung des Herrn v. B., meines liebenswürdigen Wirtes und Führers. Wir saßen gerade zu Dritt in dem komfortabel eingerichteten Speisezimmer bei einem ausgezeichneten Mahl — welches von dem Diener so zart serviert wurde, als ob dieser nie imstande gewesen wäre, etwas zu hart anzufassen, während er doch einst einen Mitmenschen ins Jenseits befördert hatte —, da erschien ein Bote vom Postamt mit der Nachricht, der Kapitän der „Velox" lasse mich telephonisch bitten, gleich an Bord zu kommen, da das Wetter umzuschlagen drohe. Eilends mußte ich deshalb Abschied nehmen, um nicht für mehrere Wochen in Alexándrowsk sitzen zu bleiben, da in Bälde kein Schiff auf der Rhede erwartet wurde. Gern schied ich von der Insel der Verbannten und betrat für einige Tage einmal deutschen Boden.

So bequem eingerichtet wie die „Wladimir" war die „Velox" nicht. Und doch fühlte ich mich so viel wohler dort! Wer längere Zeit in fremden Landen weilte, wird es verstehen, was es heißt, wieder einmal ein Stück Heimat zu Gesicht zu bekommen.

Die Velox war ein Hamburger Dampfer, Kapitän und Offiziere brave Schleswiger, die mich als Landsmann doppelt freundlich aufnahmen und sich herzlich freuten, ein paar Tage mit einem Deutschen, der im Verhältnis

zu ihnen erst kürzlich die Heimat verlassen hatte, über deutsche Verhältnisse gemütlich zu plaudern. Gemütlichkeit kennt man sonst im fernen Osten kaum. Die gute Mittelstraße zwischen geschäftsmännischer, trockener Nüchternheit und wüster, trunkener Ausgelassenheit ist den meisten dort fremd.

Von letzterer erlebten wir kurz vor unserer Abfahrt aus Alexándrowsk eine kleine Probe. Um 10 Uhr abends sollten wir in See gehen. Die gleiche Abfahrtszeit war für den russischen Dampfer „Strjellók" (der Schütze) festgesetzt. Kurz vor 10 Uhr ertönte plötzlich lautes Schreien und Schimpfen am Fallreep, und von einem Matrosen gestützt, taumelte gleich darauf der ganz betrunkene Kapitän der Strjellók auf Deck. Stürmisch umarmte und küßte er jeden, dessen er habhaft werden konnte, ebenso stürmisch aber forderte er Alkohol.

Was war da zu machen, wenn man Frieden haben wollte! Schnell wurde eine Flasche Kognak herbeigeschafft und in kurzer Zeit hatten wir den unwillkommenen Gast, um den hier sehr zutreffenden studentischen Ausdruck zu gebrauchen, soweit vollgepumpt, daß er befriedigt war und in sein Boot zurückgeschleift werden konnte.

Leid thaten mir nur die seiner Führung anvertrauten Passagiere, unter denen sich viele Frauen und Kinder befanden. Mein guter Stern hatte mich ihm untreu werden lassen. Nachdem das deutsche Schiff eingelaufen war, hatte ich nämlich meine Zusage, auf der „Strjellók" zu fahren, zurückgenommen.

IV. An der Amurmündung.

Mit geringer Verspätung stachen wir glücklich in See. Schon um 4 Uhr weckte mich der Kapitän, um mir De Castri, den Hafen der Festlandsküste gegenüber von Alexándrowsk, zu zeigen. Als ich das Deck betrat, liefen wir gerade in die von bewaldeten Bergen umschlossene Bucht ein. Sie bildet einen Kreis von etwa 3 km im Durchmesser und gehört unzweifelhaft zu den schönsten der toten Schönheiten in der sibirischen Wildnis. Die Schiffe legen dort nur an, wenn sie vor dem Sturm an der Küste von Sachalin flüchten, oder eines Lotsen zur Fahrt nach Nikolájewsk bedürfen. Ein Kommando von zwölf Marineunteroffizieren und von ebenso vielen Matrosen liegt bei dem Leuchttürmchen des Hafens und giebt die Lotsen an der Amurmündung. Außer ihnen bewohnen den einsamen Ort nur der Hafenkommandant mit einem Zug Soldaten und ein Telegraphenbeamter, welcher hier den Übergang des Kabels vom Festlande nach Sachalin bewacht.

Es ist ein Jammer, daß De Castri gleich all den anderen schönen Häfen an der sibirischen Küste der Erschließung des Landes so wenig dient, weil es fünf bis sechs Monate vereist da liegt. Und dennoch könnte gerade De Castri dem Hinterlande sowohl wie der benachbarten Insel von größtem Nutzen sein, wenn der Unternehmungsgeist hier frei schalten dürfte. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß uns in De Castri nur 45 Werst von dem Dorf Mariinsk und 65 Werst von Sofiisk am Amur trennen. Nach ersterer Ortschaft aber beträgt der Landweg keine zwanzig Kilometer, da

der mit dem Amur in Verbindung stehende See Kisi so nahe an die tatarische Straße herantritt. Hätten wohl Amerikaner diese von der Natur gewiesene Verkehrsstraße vom Ocean nach dem Amur unberücksichtigt gelassen? Würden sie wohl nach vierzigjährigem Besitz des Landes noch immer ihre Waren auf dem weiten und gefährlichen Wege über die Amurmündung in das Binnenland schaffen?

Nur kurze Zeit dauerte unser Aufenthalt in De Castri, sodaß wir nicht einmal Zeit hatten, eine der vielen Austernbänke der Bucht zu besichtigen und einen Korb voll davon zum Frühstück zu brechen. Dies bedauerte ich besonders, weil die Austern von De Castri für die besten an der ganzen Küste gelten. Ich mußte mich damit begnügen, unser Mittagsmahl durch eine junge wilde Gans zu bereichern, welche die Unvorsichtigkeit hatte, dicht am Bug des Dampfers vorüber zu streichen. Sobald das Boot die zwei Blaujacken, welche uns als Lotsen dienen sollten, gebracht hatte, gab die Dampfpfeife das Zeichen zur Abfahrt. Hunderte von Seevögeln wurden zum zweiten Mal an diesem Morgen aus ihrer Beschaulichkeit aufgeschreckt. Nach wenigen Minuten lagen die drei Felsenwächter am Eingang der Bucht wieder in unserem Rücken.

Die Sonne erhob sich zur Abwechselung einmal klar aus den Fluten, sodaß wir die Bergwälder der Festlandsküste mit dem Fernglase in greifbarer Nähe sahen. Die Scenerie glich der am Strande von Sachalin. Steil fielen die Ufer ins Meer hinab. Die finstere Nadelholzwildnis trat dicht bis an die brandenden Wogen heran und gestattete den Durchgang nur ab und zu einem Flüßchen, dessen Wasser in Kaskaden zum Meere herabfiel.

Gegen Mittag näherten wir uns der engsten Stelle der tatarischen Straße, wo die Ufer Sachalins und des Festlandes einander bis auf eine deutsche Meile nahe treten. Noch bis zum Jahre 1849 glaubte man, gestützt auf die Schilderungen von Laperouse, Broughton und Krusenstern, daß Sachalin an jener Stelle mit dem Festlande durch eine Landenge verbunden sei. Erst bei der Forschungsreise des russischen Marineoffiziers Njewjelskói stellte sich die Unrichtigkeit dieser Anschauung heraus. Sie beruhte lediglich auf einer Hypothese jener Forscher, da keiner von ihnen bis an die vermeintliche Landenge herangekommen war. Alle hatten sich

dadurch täuschen lassen, daß es von weitem in der That so aussieht, als ob sich die beiden Ufer zusammenschlössen. Auch ist die Fahrrinne bis zur Amurmündung für größere Schiffe so schmal, daß sie nur bei eingehender Untersuchung gefunden werden konnte.

Das Verdienst Njewjelskóis ist es, trotz aller Schwierigkeiten, die ihm von der Bureaukratie in den Weg gelegt wurden, die Schiffbarkeit der Amurmündung und die Erreichbarkeit des stillen Oceans durch sie dargethan und damit den Anstoß zur Erschließung des Amurgebietes gegeben zu haben. Vorher herrschte die Ansicht, der Amur versande gänzlich bei seiner Mündung. Noch im Jahre 1848 äußerte Kaiser Nikolaus I.:*)

„Was soll uns dieser Fluß, da jetzt unzweifelhaft nachgewiesen ist, daß seine Mündung nur von Kähnen befahren werden kann!"

Man hielt damals das ganze Amur- und Ussurigebiet für chinesisches Besitztum. Als Njewjelskói gesehen hatte, daß es thatsächlich nicht von den Chinesen besetzt war, hißte er die russische Flagge an der Amurmündung. Dafür wollten ihn die Räte in Petersburg zurückrufen und wegen Mißachtung der ihm erteilten Instruktionen degradieren. Nur die Fürsprache des Generalgouverneurs Grafen Murawióff erhielt ihn und seine Dienste dem russischen Reich. Der Kaiser aber entschied auf den Vortrag des Grafen: „Wo die russische Flagge einmal gehißt ist, da darf sie nicht heruntergenommen werden". Von diesem Zeitpunkte an war das Augenmerk der Regierung auf den Erwerb des südöstlichen Sibiriens und des Weges zum stillen Ocean gerichtet.

Seitdem Njewjelskói die tatarische Straße und die Amurmündung der Schiffahrt eröffnet hat, ist wenig für die Erforschung jener Gewässer geschehen. Man legte die einmal festgestellte Fahrstraße durch Bojen und Ufermerkzeichen fest; damit glaubte man offenbar genug gethan zu haben. Die Schiffahrtskarten für jene Gegenden sind unglaublich mangelhaft. Besonders seitdem Nikolájewsk alle politische Bedeutung durch Verlegung des Kriegshafens

*) Wagnisse russischer Seeoffiziere im fernsten Osten Rußlands in den Jahren 1849 bis 1855. Aus den Nachlaßschriften des Admirals Njewjelskói. Herausgegeben von dessen Gemahlin Katharina N. St. Petersburg 1878, Seite 60.

nach Wladiwostók verloren hatte, wurde die Amurmündung mit Nichtachtung behandelt.

Ein Lotsenkommandeur in De Castri hatte vor einigen Jahren die löbliche Absicht, genauere Tiefenmessungen vorzunehmen. Der Admiral in Wladiwostók soll jedoch den Zweck dieser unstrategischen Arbeiten nicht eingesehen und ihm rundweg jede Hilfe abgeschlagen haben. Wieder ein kleines Streiflicht auf das Verständnis, welches die sibirischen Behörden der wirtschaftlichen Hebung des Landes bisher entgegenbrachten. Die Folge davon ist, daß die Schiffahrt an der Amurbarre noch heute für so gefährlich gilt, daß keine Gesellschaft die Versicherung für Schiff und Ladung dort annimmt, und daß die Fracht — und damit natürlich auch die Ware — erheblich verteuert wird.

Wir erreichten die Amurbarre gegen fünf Uhr nachmittags. Da erhob sich ein leichter Nebel, sodaß die Schiffahrtszeichen unsichtbar wurden und wir vor Anker gehen mußten. Doch fehlte es nicht an Unterhaltung. Vom nahen Ufer tauchte plötzlich ein sehr langes, aus roh behauenen Brettern gezimmertes Boot mit Giljaken auf. Es waren die ersten Vertreter des interessanten Fischervolkes, die mir zu Gesicht kamen. Drei Männer und zwei Frauen, in Hundefelle und dicken Filz gekleidet, ruderten den mit Fischen gefüllten Kahn. Meistens waren es schöne Lachse, die sie uns zum Kauf anboten. Die Matrosen erhandelten einige Fische für Pulver und Reis, und etwa vierzig kaufte ihnen der Kapitän für zwei Rubel ab.

Kaum war das Geschäft beendet, so hellte sich der Nebel auf, und das Kommando zum Ankerlichten konnte gegeben werden. In diesem Augenblick tauchte auch die „Strjellók", welche wir, da sie nicht in De Castri angelaufen war, schon weit voraus wähnten, hinter uns auf. Mit Volldampf kam sie dahergeeilt, und wir bemerkten bald, daß der Kapitän es darauf abgesehen hatte, uns zu überholen; ein gefährliches Wagstück bei der Enge des Fahrwassers. Lediglich der Ruhe und Besonnenheit unseres Kapitäns dankten wir es, daß ein Zusammenstoß vermieden wurde. Wir überließen der Strjellók willig den Vortritt und sahen mit Vergnügen zu, wie sie stolz an uns vorüberfauste samt ihrem Kapitän, der — offenbar immer noch in seeliger Stimmung — am Kompaß lehnte.

Kurz vor Sonnenuntergang erreichten wir Cap Pronge, welches im Süden die Grenze zwischen Amur und Meer bildet. Noch eine scharfe Wendung nach N.W. und nach wenigen Augenblicken lag der mächtige Strom vor unseren erstaunten Blicken.

In einer Breite von fünf Seemeilen wälzt er seine gewaltigen braunen Wassermassen dem Ocean zu. Nur in verschwommenen Umrissen erschien das rechte Ufer, sodaß wir eher eine Meeresbucht als einen Fluß vor uns zu sehen meinten.*) Doch nicht lange erfreuten wir uns an diesem gewaltigen Schauspiel. Die Nacht senkte sich bald auf die trüben Wasser hernieder und gebot uns, in unserer Fahrt inne zu halten. Schon in der ersten Morgendämmerung aber weckte mich das Aufwinden des Ankers. Nicht weit vor uns lag die „Strjellók", auf der anscheinend noch niemand an die Weiterfahrt dachte. Bald ließen wir sie weit hinter uns und langten noch in früher Morgenstunde glücklich vor Nikolájewsk an. Die Strjellók erschien erst zwei Tage später. Ihr feuchtfröhlicher Führer hatte es doch noch fertig gebracht, auf den Sand zu laufen.

Freundlich schaute Nikolájewsk von dem hohen, linken Ufer auf den Strom herab. Sein Aufbau war ebenso regelmäßig und langweilig, wie der aller Amurortschaften, die ich besuchte. Überall zog sich die Hauptstraße am Ufer des Flusses hin. In größeren Ansiedelungen liefen parallel zu ihr eine oder mehrere Nebenstraßen. Alle wurden in regelmäßigen Abständen von Quergassen rechtwinklig geschnitten. In Nikolájewsk aber gab es nur zwei Längsstraßen.

Der Stolz jeder sibirischen Ortschaft besteht darin, eine schöne Kirche und möglichst viele Massivbauten zu besitzen. Des ersteren Besitzes können sich viele rühmen, da der Staat keine Mittel zur Unterstützung der Rechtgläubigkeit scheut, und da der Russe viel für seine Seeligkeit durch eine Beisteuer zum Kirchenbau zu thun glaubt. Oft steht der Umfang des Gotteshauses in fast lächerlichem Mißverhältnis zu den wenigen, elenden, es umgebenden Blockhäuschen. Seltener trifft man Massivbauten an. Holz ist an

*) Der Amur hat eine Länge von 4480 km. Sein Stromgebiet umfaßt 1 007 900 qkm.

den meisten Orten leicht zu erlangen. Zudem vollzieht sich der Bau eines Blockhauses schneller und einfacher als der eines Gebäudes aus Stein oder Ziegeln. Besonders letztere gehören noch zu den Raritäten in Sibirien und werden es bleiben, solange es der Raubwirtschaft und dem Feuer nicht gelungen ist, die Wälder gehörig auszurotten. Das geschieht jedoch in der Nähe der Ansiedelungen schneller als man glauben könnte. Der Russe ist ein unverbesserlicher Feind des Baumwuchses. Weit im Umkreise jeder Ortschaft trifft man nur auf Büsche, Bruchland und Baumstümpfe, aus denen hin und wieder spärliche Stämme, deren Fällen die Mühe nicht lohnte, hervorragen. Ein mit Hüte- und sonstigen Gerechtigkeiten belasteter Gemeindewald im westlichen Rußland kann im Vergleich zu diesen Restwaldungen als ein forstwirtschaftliches Prachtstück bezeichnet werden. Nur der Chinese hat den Krieg mit dem Walde noch erfolgreicher geführt. Allerdings setzte er an Stelle desselben — wenigstens in der Ebene — gut kultiviertes Ackerland, wonach man in Sibirien vergeblich suchen wird.

Was bedeuten aber die durch Menschenhand verübten Waldverwüstungen gegenüber den Verheerungen, welche die Feuersbrünste alljährlich in ganz Sibirien anrichten! Nicht Tage, nicht Wochen, sondern Monate lang wütet das vernichtende Element, bis ein Fluß oder Regengüsse seiner Gier ein Ende bereiten. Viele Quadratmeilen schönster Waldungen fallen ihm jahraus, jahrein zum Opfer.

Dieser Naturmacht gegenüber sind die wenigen Bewohner des Landes so gut wie hilflos. Wo man aber helfen könnte, rührt kein Mensch die Hand. Erstens ist die Vernichtung Gottes Wille, zweitens ist der Wald Eigentum des Staates. Mit dieser Logik beruhigt sich der Sibirier und sieht dem grausigen Schauspiel zu, solange nicht Haus und Hof bedroht werden.

Ein trauriges Beispiel für diese Verwüstungen bot das rechte Amurufer gegenüber von Nikolájewsk. Viele Wochen hindurch bis kurz vor meiner Ankunft hatte dort das Feuer gewütet. Die ganze Gegend und der etwa 4 km breite Strom sollen in dichten Rauch gehüllt gewesen sein. Ich sah nur noch die verkohlten Baumstämme an den hohen, steilen Felsenhängen in die Luft starren. Diesen Anblick hatte ich am Amur noch häufig. Meilenweit zogen sich die Brandstätten den Strom entlang. Von den Verheerungen

im Innern aber spricht kein Zeuge, da eines Europäers Fuß diese Gegenden der Küstenprovinz kaum betrat.

Vergeblich habe ich mich gefragt, worin unter diesen Umständen die Thätigkeit der sibirischen Oberförster besteht. Solche giebt es dort seit etwa sechs Jahren. Ihre Reviere ließen allerdings an Ausdehnung nichts zu wünschen übrig. Übertraf doch die Oberförsterei Nikolájewsk an Größe den preußischen Staat. Beamte hatte der Oberförster trotzdem weniger zu seiner Verfügung wie seine deutschen Kollegen, und Waldwirtschaft entschieden noch viel weniger, da es in Sibirien zwar recht große Wälder aber keine Wirtschaft darin giebt. Er muß also seine Befriedigung in der Erforschung seines Reviers, in der Einziehung einiger Gebühren und in der Ausübung des Jagdschutzes suchen.

Die Regierung sah sich nämlich neuerdings gemüßigt, Jagdschongebiete — denen an Ausdehnung gleichfalls nichts abgeht — einzuführen. Wie steht es aber mit der Aufsicht im Urwald? Ein Ansiedler drückte mir seine Freude darüber, daß sein Besitz im Jagdschongebiet läge, mit den Worten aus: „In meiner Gegend darf jetzt keiner außer mir schießen". In der That war die Jagd dort nicht schlecht.

Die Thätigkeit der sibirischen Oberförster beschränkt sich mithin darauf, alljährlich eine mehrwöchentliche Expedition in ihr Revier zu unternehmen und die geringe Abgabe, welche den Ansiedlern für das Holzfällen auferlegt ist, so gut es geht, einzuziehen. Hat einer besonderes Interesse an geologischen und geographischen Studien, so kann er gewiß in dieser Hinsicht nützlicher wirken, als in seinem eigentlichen Fach.

Doch will ich den Leser nicht länger in der Wildnis aufhalten. Die Polizei- und Zollbeamten waren auch in Nikolájewsk ausnahmsweise pünktlich, da sie von den Kaufleuten geholt und auf deren Dampfbarkasse mitgebracht wurden. Begrüßung, Vorstellung und Besichtigung der Pässe waren schnell erledigt, und ich fuhr in Begleitung eines Vertreters der Firma Kunst & Albers, deren Gastfreundschaft ich in Nikolájewsk in umfangreichem Maße genießen sollte, an Land, wo ich — das einzige Mal in Rußland — einem peinlichen und wenig höflichen Zollbeamten in die Hände fiel. Meine Erklärung, daß ich aus russischen Häfen käme, fruchtete nichts.

Der Biedermann wühlte mein ganzes Gepäck durch und fand — eine nicht verzollte Flasche mit Kognak, die mir Freunde als Wegstärkung mitgegeben hatten. Das war unangenehm. Vor allem that uns das Getränk leid, mochte es auch auf dem Zoll in Kennerhände geraten. Also zog ich es vor, Bekanntschaft mit dem russischen, behördlichen Schreibunwesen zu machen. Nachdem einige Bogen Papier mit Tinte bedeckt waren, und ich $1^1/_2$ Rubel Zoll gezahlt hatte, erhielt ich meinen Kognak glücklich zurück. Weshalb sich aber der sonst nicht gerade übereifrige Zollbeamte auf mich stürzte, blieb allen ein Rätsel.

Es war Sonntag, als wir bei Nikolájewsk landeten, ein heller Tag mit mildem Sonnenschein, wie ihn das Städtchen nur im August sieht. Die Glocken und Glöckchen der griechischen Kirche ließen ihren vielstimmigen Ruf weithin in die klare Luft und über die blitzenden Wellen des Flusses hallen und die Bevölkerung begab sich in Scharen zur Messe oder stand und saß gaffend an der Straße und auf den Bänken vor den Wohnhäusern und Läden; ein freundlicher Anblick, wie ich ihn lange nicht genossen hatte.

Die Bewohner von Nikolájewsk setzten sich, besonders im Sommer, aus recht bunten Elementen zusammen. Ständig lebten in der Stadt rund 2700 Menschen. Die Mehrzahl waren natürlich Russen, nächst diesen stellten Juden und Chinesen, die Vertreter des Kleinhandels, das größte Kontingent mit je etwa 200 Seelen. Auch der Japaner kam bis dorthin, um als Handwerker und Hafenarbeiter seinen Erwerb zu suchen. Das größte Interesse aber boten die Angehörigen der sibirischen Stämme, die Giljaken, Tungusen und Golde.*)

Nur die erste dieser Völkerschaften ist am unteren Amur heimisch. Die Golde haben ihre Hütten im Ussuri- und mittleren Amurgebiet, während die Tungusen die Wildnis nördlich vom Amur bewohnen.

In der ersten Zeit unterscheidet man die verschiedenen Völkerschaften schwer. Bald aber erkennt man schon an den Körperbewegungen, am Gange und schließlich auch an den Gesichtszügen die Angehörigen der drei Stämme.

*) Auch heute noch gilt als beste wissenschaftliche Beschreibung dieser Völkerschaften die von Dr. L. von Schrenck in dessen Werk: Reisen und Forschungen im Amurlande in den Jahren 1853—56.

Golde in Fiſchhautkleidung.

Die Kleidung bildet in der Stadt häufig kein besonderes Merkmal. In der Wildnis freilich, wohin weder russische Stiefeln und Bluse, noch chinesische, wattierte Jacke und Pluderhosen gedrungen sind, fällt es nicht schwer, den in Elentierhaut gekleideten Tungusen, von dem mit Hundefell bedeckten Giljaken oder dem in bunt bemalter Fischhaut prangenden Golde zu unterscheiden. Allerdings trägt auch der Giljak ab und zu ein Fischhautanzug, doch sticht sein ungleich häßlicheres Gesicht mit dem im höchsten Grade hervorstechenden Merkzeichen der mongolischen Rasse und dem überaus trägen Ausdruck so stark von dem des feineren, lebhafteren Golden ab, daß eine Verwechselung kaum möglich ist. Übrigens schmückt auch die letzteren, als Nachbarn des himmlischen Reichs, der Zopf.

Unter all den verschiedenartigen Einwohnern von Nikolájewsk spielen die Deutschen, wenn ihrer auch kein Dutzend vorhanden ist, doch eine bedeutende Rolle. Wie ich schon oben erwähnte, war es die Firma Dieckmann & Co., welche zur Zeit der ersten Anfänge des Handels auf dem Amur sich dort festsetzte. Kunst & Albers sind ihr nachgefolgt und haben ihr dortiges Zweiggeschäft mehr und mehr vergrößert, da es den Anschein hat, als ob Nikolájewsk sich wieder von dem Schlage, den es durch die Verlegung des militärischen Schwerpunkts nach Wladiwostók erhielt, erholt. Dies erscheint um so wunderbarer, als letztere Stadt durch die Bahnverbindung mit dem Anur einen neuen wirtschaftlichen Vorzug gewann. Dennoch mehrte sich gerade in den letzten Sommern die Zahl der Handelsschiffe, welche in die Amurmündung einliefen, beträchtlich.*) Es mag dies einerseits dem Entstehen der sehr bedeutenden Goldwäschereien am Amgun, andererseits aber dem Umstande zuzuschreiben sein, daß die Tarifsätze der Ussuribahn bisher so hohe waren, daß sich die Versendung der Waren zur See und stromabwärts bis Khabarówsk immer noch billiger stellte, als auf dem um das Vierfache kürzeren direkten Wege, besonders da die aus-

*) Die Stadt Nikolájewsk besuchten im Jahre 1893 — 38 Dampfer und 3 Segelschiffe mit 24 979 Registertons, im Jahre 1894 — 35 Dampfer und 4 Segelschiffe mit 26 094 Registertons, im Jahre 1895 über 45 Dampfer und 4 Segelschiffe mit 35 193 Registertons Raumgehalt. (1 Registerton = 2,833 cbm.) An Waren importierten diese Schiffe in den 3 Jahren 14 788 bezw. 20 591 bezw. 33 284 Tonnen. (Berichte des deutschen Handelsarchivs.)

ländischen Güter auf letzterer Reise ein, auf ersterer aber zweimal umgeladen werden mußten.

Ein Bild von der Entwickelung und dem Umfang des Handels auf dem Amur und seinen Nebenflüssen läßt sich bei der Betrachtung der Flußschiffahrt gewinnen. Der erste Privatdampfer, welcher der Firma Dieckmann & Co.*) gehörte, erschien im Jahre 1863 auf dem Amur. Ein Jahr darauf wurde mit Staatsbeihilfe die russische Dampfergesellschaft Bernadak & Co. gegründet, welche jedoch schon 1868 verkrachte. Eine neue Gesellschaft, welche bald darauf zusammentrat, hielt sich bis auf den heutigen Tag, obgleich ihr von der Regierung im Jahre 1892 die Subvention entzogen wurde. Im Sommer 1885 war die Zahl der Handelsdampfschiffe schon auf 44 angewachsen. Eine bedeutende Vermehrung aber erfuhr sie vor 4 Jahren mit der Begründung der „neuen Amur-Dampfschiffahrt-Gesellschaft" durch die Kaufleute Sibiriakóff und Schewelióff. Dieses Unternehmen wird wieder von der Regierung begünstigt, welche auf 10 Jahre eine nach der Länge der befahrenen Strecke bemessene Beihilfe bis zur Höhe von 183 500 Rubel jährlich zusicherte. Notwendig ist dieser Zuschuß keineswegs, da eine gut geleitete Rhederei zu den gewinnbringendsten und sichersten Unternehmungen im Amurgebiet gezählt werden muß. Die vorhandenen Dampfer konnten den Güterverkehr noch im Jahre 1895 bei weitem nicht bewältigen, sodaß viele Waren in Nikolájewsk, Khabarówsk und Blagowjéschtschenks liegen blieben.

Im Laufe des Vormittags nach meiner Ankunft machte ich wieder, wie es sich gehörte, der Obrigkeit meine Aufwartung. Freundlicher Empfang bei Zigaretten und Schnaps, Verwunderung darüber, was ich in der Gegend wolle, und schließlich verbindliches Händeschütteln beim Abschied, so verlief auch diese Visite.

Über Land und Leute konnten die meisten Herren Beamten wenig Auskunft geben. „Ja, ja, die Tungusen! Schmutziges Gesindel! Na, trinken wir noch ein Gläschen!" Oder: „Sie interessieren sich für den Kultus der Giljaken? Nun Gott sei Dank, die meisten sind schon getauft, aber Väterchen

*) Eigentlich dürfen nach dem chinesisch-russischen Vertrage nur russische Fahrzeuge den Amur und Sjungari befahren.

Sergius hat seine liebe Not mit ihnen. Nicht noch ein bischen Kaviar oder Balyk*) gefällig? Wir haben hier wirklich den besten in ganz Sibirien."

Selbstverständlich war ich nach solchen Auskünften höflich genug, nicht weiter zu fragen. Ein Gespräch über die Vorzüge des Heidelbeerschnapses vor einem Aufguß auf Himbeeren hat auch seine interessanten Seiten.

Man trifft übrigens gerade unter den sibirischen Beamten mehr als ein Original. So wäre das Oberhaupt des unteren Amurgebiets gewiß würdig gewesen, durch die Feder eines Gógol, des russischen Dickens, der Nachwelt erhalten zu werden. Immer angriffsbereit, wenn eine Sakuska mit dem nötigen Getränk in Sicht, stets in heiterer Stimmung und stets aufgelegt alte Witze zu erzählen und neue anzuhören, — was kann man mehr von einem Polizeichef an der Mündung des Amur verlangen?

Den Mittelpunkt der deutschen Gesellschaft in Nikolájewsk bildete das Haus des Herrn Langschwardt, des Vertreters des Hamburger Handelshauses Dieckmann & Co. Seine Gemahlin war die einzige deutsche und gebildete Dame in Nikolájewsk. Sie verstand es meisterhaft auch im östlichsten Asien ein gemütliches deutsches Heim zu schaffen. Davon überzeugte ich mich an dem Sonntagnachmittag, den ich in ihrem Hause angenehm verbrachte.

Noch am Tage meiner Ankunft mußte ich über das Ziel der Weiterreise Entscheidung treffen. Das Leben in den Giljakendörfern, die Jagd und Fischerei und nicht zum wenigsten die jungfräulichen Wälder lockten mich zu einigem Verweilen an der Mündung des Amur. Schon in Wladiwostók hatte man mir geraten, zu diesem Zweck „Annjenski Wody", die Annaheilquelle, welche etwa 130 km oberhalb von Nikolájewsk und eine deutsche Meile vom rechten Stromufer entfernt liegt, aufzusuchen. Wildnis, Giljaken, Bären und Fische sollten in deren Umgebung zur Genüge anzutreffen sein. Die Deutschen in Nikolájewsk jedoch redeten mir zu, vorher einen Ausflug nach dem Amgún zu machen, um dort die kürzlich entdeckten Goldwäschereien, die damals zu den ergiebigsten in Sibirien gehörten, zu besichtigen.

*) Bauchteil des geräucherten Lachses.

Der Amgún ist der bedeutendste linke Nebenfluß im Unterlauf des Amur. Die Aussicht, ihn und das Treiben auf den Goldwäschereien kennen zu lernen, war so verlockend, daß ich selbst auf die Gefahr hin, die Amurquelle unbesucht lassen zu müssen, mich zu diesem für sibirische Verhältnisse nicht weiten Abstecher von 600 km entschloß und das Dampfschiff, welches bei Mychil, der Station für das Annenbad anlegen sollte, abgehen ließ. In zwei Tagen schon, hieß es, würde der der Goldwäschereigesellschaft gehörige Dampfer „Tarbagán" abfahren, und der Agent der Gesellschaft stellte mir mit größter Liebenswürdigkeit eine Kajüte zur Verfügung.

Ich glaubte diesen Versicherungen und Versprechungen vertrauensvoll, da ich Sibirien und seine Bewohner damals noch zu wenig kannte. Später habe ich auch den bestimmtesten Zusicherungen und Auskünften nicht mehr getraut und entging dadurch mancher Enttäuschung und Zeitversäumnis. Damals wähnte ich noch, daß man eine Frist von zwei Tagen etwa für vier in Sibirien ansehen könnte. Bald aber machte ich die Erfahrung, daß wenn auch Fristen und Termine mit Sicherheit angesetzt und sogar schwarz auf weiß bekannt gemacht werden, ihre Einhaltung dennoch problematisch bleibt.

So ging es auch mit der Abfahrt des Dampfschiffs nach den Goldwäschereien. Schon am dritten Tage lautete die Auskunft zweifelhafter als am ersten, und am vierten ganz unsicher. Acht Tage, sagte man schließlich, würde ich schon noch warten müssen. Meine Zeit aber war kostbar, da ich meine Reisepläne, obgleich wir Anfang August schrieben, schon mit Rücksicht auf den frühen sibirischen Winter entwerfen mußte. Ich ließ also Ankunft und Abfahrt des Golddampfers so ungewiß sein, wie sie waren, und nahm dankbar das Anerbieten meines Gastfreundes, Herrn Wünsche, an, mich auf einem Ausfluge nach den Fischereien an der Amurmündung zu führen.

Eine Giljakenfamilie, welche uns 40 Werst stromabwärts rudern sollte, wurde für den nächsten Morgen bestellt, und um 7 Uhr in der Frühe begaben wir uns mit dem notwendigsten Gepäck an den Quai. Wer aber nicht zu sehen war, das waren unsere Ruderer. Sie seien, sagte man, mit Passagieren nach der „Strjellók" gefahren. Nach zweistündigem Warten hieß es zwar, jetzt kämen sie gleich zurück. Die Bedeutung des Wörtchens

„gleich“ im russischen, war uns jedoch zur Genüge bekannt. Wir gingen also mit Gemütsruhe frühstücken.

Gegen 12 Uhr mittags erschienen unsere Giljaken ebensowenig, wie am Morgen, doch erfuhren wir nun, daß sie in ihr Dorf zurück gefahren seien. So hieß es denn, andere dingen. Genügend waren ihrer wohl zur Stelle, aber leider hatte kein einziger Lust uns zu fahren. Bedürfnislosigkeit ist ein volkswirtschaftliches Übel. Wer an diesen nationalökonomischen Grundsatz nicht glaubt, der reise einige Zeit in Sibirien. Dort wird er sich von dessen Richtigkeit bald zum eigenen Leidwesen überzeugen. Ansiedler und Eingeborene sind nur zu häufig, wenn sie für den Augenblick genug haben, für kein Geld zu einem Dienst heranzubekommen.

Die Giljaken im Hafen von Nikolájewsk befanden sich damals anscheinend alle im Besitze einiger Rubel oder eines vollen Magens. Unsere Angebote ließen sie gänzlich kühl. Wir erhielten entweder gar keine Anwort oder nur ein verächtliches, faules Augenblinzeln als solche. Endlich, als wir schon unseren Ausflug aufgeben wollten, erschien Hilfe in Gestalt eines Trödeljuden, der einen Fellmenschen heranschleppte, welcher im Begriffe stand, nach seinem Heimatsdorfe zurückzurudern und die Gnade haben wollte, uns für 5 Rubel mitzunehmen und uns unterwegs bei der Fischerei eines Herrn Kapzan auszusetzen.

Das Fahren ging schneller wie die Vorbereitungen dazu. Der Amur fließt selbst in seinem untersten Lauf mit reißender Geschwindigkeit dahin. Fast nie soll es vorkommen, daß ein Mensch, der in seine Fluten gerät, gerettet wird. Stömung und Strudel ziehen ihn nach wenigen Sekunden in die Tiefe und der Leichnam verschwindet in der Uferwildnis.

Die Bootfahrt auf der Mitte des breiten Stromes gehörte zu den schönsten, die ich unternahm. Der Himmel klärte sich an jenem Nachmittage auf, und die schrägen Strahlen der Sonne verschönten die braunen Fluten. Je weiter wir stromabwärts kamen, desto regeres Tierleben entwickelte sich auf dem Wasser, ein Zeichen dafür, daß die Fische zum Laichen vom Meere her im Anzug waren.

Hunderte von Möwen umkreisten die Pfosten der Fangvorrichtungen am rechten Ufer. Alle Augenblicke tauchte der dicke Schädel eines See-

hundes aus der Flut hervor und die verschiedenartigsten Wasservögel schwammen allenthalben oder kreuzten im Fluge unsere Fahrt. Den seltsamsten und schönsten Anblick aber gewährten die schneeweißen Delphine, welche sich auf der Jagd nach dem Lachs vor uns tummelten. Sie bilden nicht nur die größten, sondern auch die prächtigsten Vertreter ihrer Gattung.*) Im Gegensatz zu ihren sonstigen Stammesgenossen sind sie außerordentlich scheu und gehen gewöhnlich allein. Die Jagd auf sie wird von den Giljaken mit der Harpune betrieben. Sie kommen ihnen nur auf dem Segelboot bei schlechtem Wetter bei, sodaß die Erbeutung eines solchen Riesen mit mancherlei Gefahren verknüpft ist. Das Fleisch dieser Fische soll wohlschmeckend und der Thran sehr gut sein. Die Schädel der Delphine pflanzen die Eingeborenen als Trophäen auf hohen Stangen vor ihren Hütten auf.

In schroffem Gegensatz zu diesem Tierreichtum stand das seltene Auftreten von Spuren menschlicher Thätigkeit auf oder am Strom. Keinem Schiff, keinem Kahn begegneten wir während unserer wiederholten und langen Bootfahrten. Nur hin und wieder tauchten am Ufer die dem Lachsfang dienenden Pfahlzäune auf, und noch seltener fuhren wir an kleinen Giljakenansiedelungen oder Fischerhäusern vorüber. Zwei und eine halbe Stunde waren wir von Nikolájewsk aus unterwegs, als der Giljak unser Boot einer Stelle des Ufers zusteuerte, wo eine größere Anzahl von Gebäuden die Anwesenheit eines russischen Fischereiunternehmens verriet. Wir waren auf der ersten Station unserer Fahrt angelangt, und nach einigem Suchen gelang es, die kleine Blockhütte des Herrn Kapzan inmitten der Schuppen zu finden. Der Hausherr empfing uns auf das freundlichste und bewirtete uns sogleich mit frisch geräuchertem Lachs, Branntwein und Schwarzbrot. Gäste sind solchen Männern, die Monate lang abgeschieden von allen Europäern leben, wirklich willkommen. Mit der größten Bereitwilligkeit ging auch Herr Kapzan auf alle unsere Wünsche ein und zeigte uns aufs eingehendste seine Fischereivorrichtungen und das unfern von seinen Gebäuden liegende Giljakendörfchen.

*) Sie sollen eine Länge von 8 m erreichen. Die Russen nennen sie „Bjeluga".

Die Russen, welche den Fischfang am unteren Amur betreiben, fangen die wenigsten Fische mit eigenen Leuten. Ihre Hauptfangstellen befinden sich in der Nähe von Giljakendörfern, deren Bewohner ihnen beim Fang und bei der Zubereitung helfen oder die von ihnen selbst gefangenen Fische bringen.

Der lohnendste, ausgiebigste Fang ist der der „Ketá", eines unserem Rheinlachs nahe verwandten Fisches. Außer diesem kommen noch zwei Lachsarten im Amurgebiet häufig vor. Weniger im Unter- als im Mittel- und Oberlauf des Stromes bilden die verschiedenen Störarten eine geschätzte Beute. Freilich verstehen bis jetzt nur einige Ansiedler aus Astrachan den Rogen dieser Fische zu verwerten. Im allgemeinen bekommt man recht schlechten Kaviar in Sibirien. Unter den übrigen zahlreichen Fischgattungen, welche die Flüsse des östlichen Sibiriens bevölkern, fielen mir durch ihre ungeheuere Menge ein großer Raubfisch, welchen die Sibirier im Hinblick auf seine langen und spitzen Zähne „Zahnfisch" nennen, und ein Weißfisch von der Größe und Gestalt des Herings auf. Beide waren wenig wohlschmeckend. Ersteren beobachtete ich mehrfach in den Nebenflüßchen an der Amurmündung. Er trat in solchen Massen auf, daß ein Teil auf die Ufer gedrängt wurde und umkam. An vielen Stellen war infolge dessen die Luft so verpestet, daß der Aufenthalt für jeden Menschen — er sei denn Giljak — unmöglich war. Den Bären aber, der ja sonst über sehr feine Geruchsnerven verfügt, schien der faulende Fisch nicht vom Fange abzuschrecken. Häufig fand ich seine Spuren gerade an Stellen, denen ich eilends den Rücken kehrte. Die Perioden, in denen die Fische stromaufwärts ziehen, sind für Meister Petz Zeiten der Schwelgerei. Aus dem Innern der Waldungen trollt er an den Unterlauf der Bäche, um mit den Tatzen eine gehörige Portion ans Ufer zu werfen und sie dann mit Behagen zu verzehren. Ich saß einmal zur Nachtzeit einem solchen Feinschmecker und Vielfraß gegenüber, leider ohne zu Schuß zu kommen, da er, als der Mond aufging, seinen Hunger gestillt und sich verzogen hatte.

Der erwähnte Weißfisch wird von den Giljaken als Hundefutter, Juckele genannt, verwendet. Zu Hunderten und Tausenden sieht man ihn an den Hütten und auf Gerüsten trocknen.

Der Fang der Zugfische, besonders auch der Lachse, geschieht auf sehr einfache Weise; die Europäer übernahmen wahrscheinlich die Fangmethode der Giljaken. Unweit vom Ufer beginnt eine Pfahlreihe, welche bis etwa 300 Schritt in den Strom hineinreicht. Sie liegt im rechten Winkel zur Stromrichtung und läuft größtenteils in gerader Linie. Ungefähr 30 Schritt von ihrem Ende erst macht sie einen stumpfen Winkel stromabwärts. Die Pfähle werden durch Strauchgitterwerk, welches 6 Fuß tief unter die Oberfläche des Wassers reicht, verbunden. Am letzten Pfahl befindet sich das Boot mit dem Fischer, der dort ein 5 bis 6 m langes und etwa 2 m breites Netz ins Wasser senkt. Dieses läuft an einem Seil, welches von einem der Pfähle der geradlinigen Reihe nach dem Endpfahl gezogen wird, also mit den im Winkel zu einander stehenden Teilen des Pfahlwerks ein Dreieck bildet. Nur ein Drittel der von dem Seil dargestellten Dreieckseite wird vom Netz eingenommen, sodaß noch ein breiter Zugang zu dem so gebildeten Fangsack bleibt.

Die ganze Vorrichtung entspricht trotz ihrer Einfachheit ihrem Zweck, da ihre Erfindung auf der Kenntnis der Gewohnheiten des Lachses beruht. Dieser zieht nie tiefer als 2 m unter der Oberfläche des Wassers. Er vermeidet dabei möglichst die Mitte des Stromes, drängt vielmehr nach dem Ufer und prallt dort gegen das vom Fischer errichtete Gitter. Zunächst wendet er sich seitwärts nach der Mitte des Stromes, findet aber da dasselbe Hindernis und gerät nun auf dem Rückzug aus dem Winkel des Gitterwerks ins Netz, welches vom Fischer mittels einer längs des Querseils laufenden Schnur zu- und aufgezogen werden kann.

Die hauptsächlichste Vorbedingung für eine erfolgreiche Anwendung dieses Fangsystems bildet indessen ein so großer Fischreichtum, wie ihn jene Gewässer aufweisen. Hier will ich dafür nur noch anführen, daß die Giljaken zur Zeit meiner Anwesenheit 1,35 Rubel, also 2,85 Mk., für hundert schöne Lachse erhielten. Dies galt als guter Preis!

Mit der beschriebenen Vorrichtung werden in der Zugzeit binnen wenigen Stunden Tausende von Fischen erbeutet. Die Zugperioden des Lachses fallen in den Mai und August, dauern indessen nur 8 bis 14 Tage. Die einzelnen Züge passieren die Fangstelle in einem Zeitraum von 4 bis

10 Stunden. Eine annähernde Schätzung der Zahl der Fische, welche alljährlich den Amur hinaufziehen, dürfte bei dem Fehlen genauer Beobachtungen zur Zeit unmöglich sein. Wie ungeheuer die Menge ist, geht schon daraus hervor, daß die Breite eines Zuges häufig mehr als 1 km beträgt. Von den beiden Unternehmern, die wir besuchten, fing der eine jährlich gegen 60000 Lachse, der andere aber die doppelte Anzahl.

An einer rationellen Zubereitung und Verwertung der Fische fehlt es zur Zeit noch gänzlich und wird es auch solange fehlen, als die Regierung sich so ablehnend wie bisher Unternehmern gegenüber, welche die Fischerei mit größerem Kapital betreiben wollen, verhält. Beispielsweise verweigerte ein Gouverneur einem russischen Kapitän die Konzession zum Großbetrieb der Fischerei, weil dieser mit „fremdem", d. h. amerikanischem Gelde, arbeiten wollte! Von den jetzigen Unternehmern besitzt wohl keiner ein 10000 Mark übersteigendes Anlagekapital. Dieses aber bringt alljährlich einen Reinertrag in gleicher Höhe.

Sobald das Boot mit Fischen gefüllt ist, werden diese in große Holztröge ans Ufer befördert und sofort zubereitet. Giljakenweiber und Männer sowie beurlaubte Sträflinge verrichten die Arbeit. Der Fisch wird entweder vom Rücken aus aufgeschnitten und ausgenommen, oder Rücken und Bauch werden mit zwei Schnitten abgetrennt. Im letzteren Falle findet das Mittelstück nur noch getrocknet als Hundefutter Verwendung.

Gereinigt wird der Fisch zunächst nicht, sondern gleich in Tonnen gelegt und trocken gesalzen. Erst nach mehrtägiger Lagerung findet die Reinigung in Salzlake statt. Darauf erfolgt das Umsalzen oder das Räuchern, und damit ist die Ware zum Versand fertig.

Ein weites Verschicken vertragen die so zubereiteten Lachse jedoch nicht. Die zwei Millionen, welche angeblich jährlich am Amur gefangen werden, finden im östlichen Sibirien und den Grenzländern leichten Absatz. Besonders das Militär verbraucht in neuerer Zeit beträchtliche Mengen. Für die Anwohner des Amur bedeutet die Zugperiode der Fische dasselbe, was dem Landmann die Ernte, dem Winzer das Herbsten ist. Der Giljak erwacht aus seiner trägen Ruhe, der entlassene oder beurlaubte Sträfling läßt das Faulenzen für einige Zeit, und der Unternehmer hat wochenlang Tag und Nacht zu thun.

Da gielt es Fangvorrichtungen auszubessern, Tonnen zu zimmern, Schuppen und Räucherkammer herzurichten und die Vorräte an Salz und Waren — mit denen die Eingeborenen meistens bezahlt werden — herbeizuschaffen. Es ist eine Zeit festlicher Unruhe für Menschen und Tiere. Besonders auch die Hunde werden in Kürze dick und rund und sammeln Kräfte, um den hohen Anforderungen zu genügen, die im Winter beim Ziehen der Schlitten oder im Sommer beim Treideln der Böte an sie gestellt werden. Nachdem wir alles, was zur Fischerei gehörte, eingehend besichtigt hatten, geleitete uns unser freundlicher Wirt zu seinen Nachbaren, den Giljaken.

Das Dörfchen war nur von acht Familien bewohnt, welche hier ihre Sommervillegiatur besaßen. Diese besteht aus leichten, auf mannshohen Pfählen errichteten Holzhäusern, während die solideren Blockhäuser der Winterresidenz auf der Erde ruhen. Weshalb die Sommerwohnungen Pfahlbauten sind, konnte ich trotz aller Nachfragen nicht ergründen. Die allgemeine Ansicht der dortigen Europäer ging dahin, daß die Erhöhung nur zum Schutz der am Dach hängenden Fische vor den Angriffen der Hunde vorgenommen werde. Diese Erklärung erscheint mir ebenso ungenügend, wie die allermeisten ethnographischen Aufschlüsse, die ich von Sibirien erhielt. Bei den Giljaken dürfte der Pfahlbau auf ähnliche Ursachen, wie bei den Malayen und anderen Völkerschaften zurückzuführen sein. Der sumpfige Erdboden und dessen Sommerausdünstungen werden wohl in erster Linie einen Zwang zur Erhöhung des Hauses ausgeübt haben. Unter der Hütte zwischen den Pfählen haben die Hunde ihr Lager. Im Winter werden sie in einem schmalen, vor der Wohnstube liegenden Raume untergebracht.

Der Wohnraum umfaßt selten mehr als 30 Schritt im Geviert. Unweit Nikolájewsk, wo die Eingeborenen Geld verdienen und häufig mit Russen und Chinesen in Berührung kommen, waren manche Wohnungen nicht schlecht ausgestattet. Wie in chinesischen Häusern zog sich rings um die Stube an der Wand hin eine Erhöhung, welche als Aufenthalt bei der Verrichtung der häuslichen Arbeiten und als Lager dient. Sie war meistens mit Binsenmatten bedeckt, die indessen den Vergleich mit solchen in japanischen Häusern, die, wie gesagt, vor Sauberkeit glänzen, nicht aushielten. Das einzig Glänzende, was ich in den vor Schmutz starrenden, verräucherten

Giljakiſches Pfahlhaus und Giljakenkinder.

Hütten bemerkte, waren Thranflecke. Auch die Heiligenbilder, welche in jeder Hütte hingen, hatten erheblich an Glanz eingebüßt.

Doch nicht alle Häuschen, die wir besuchten, sahen gleichmäßig verräuchert aus. Waren doch einige Familien soweit in der Kultur vorgeschritten, daß sie sich einen eisernen Schornstein zur Ableitung des von dem Herdfeuer in der Mitte des Raumes aufsteigenden Rauches angeschafft hatten. In einer Wohnung bemerkte ich sogar eine Petroleumlampe, ein Luxusartikel, der in sehr vielen sibirischen Bauernhäusern fehlt.

Höflich empfingen uns die Bewohner der Hütten gerade nicht. Man kann dort wirklich Studien machen, wie man seinen Mitmenschen als Luft behandelt. Mit größerer Aufmerksamkeit wurden wir jedenfalls von den Bären betrachtet, denen wir weiterhin unsern Besuch abstatteten.

Jedes Giljakendorf setzt seinen Stolz darein, möglichst viel zahme Bären zu halten. Sie werden, da die Giljaken keine großen Jäger sind, meistens von Golden oder Russen gekauft und in kleine Blockhäuschen gesperrt. Bis zu ihrem Tode genießen sie dort eine so hochachtungsvolle und sorgsame Behandlung wie kein anderes Individuum der Ansiedelung.

Im Januar eines jeden Jahres findet das Bärenfest statt. Zunächst wird Petz, oder wie ihn der Russe nennt, Mischka, auch dann noch ziemlich gut behandelt. Gefesselt wird er durch das Dorf und in jedes einzelne Haus geführt und erhält auserlesene Gerichte, die ihm auf hölzernen, mit sehr langem Stiel versehenen Löffeln gereicht werden. Dies ist aber die Henkersmahlzeit. Nachdem er genügend geneckt worden ist, muß er sein Leben unter den Pfeilschüssen seiner Verehrer lassen. Das Fleisch wird bei festlichem Gelage verzehrt und der Schädel prangt bald auf langer Stange vor dem Dorf.

Worauf dieser eigentümliche Gebrauch, der nur bei den Giljaken und Ainos vorkommt, zurückzuführen ist, konnte bisher nicht ergründet werden. Man hat vielfach von einem Bärenkultus bei diesen Völkern gesprochen. In dem Sinne aber, daß der Bär von ihnen als Gottheit betrachtet wird, dürfte dieser Ausdruck schon im Hinblick auf die Behandlung, die er zu guterletzt erfährt, kaum zu gebrauchen sein. Eher erscheint die Annahme gerechtfertigt, daß Giljaken und Ainos im Bären den Geist des Mutes und der Stärke

verehren. Das festliche Gelage nach der Tötung des Tieres könnte als eine Triumphfeier ob der Überwältigung des mächtigen Geistes angesehen werden. Diese Auffassung des sogenannten Bärenkultus läßt sich auch mit den ursprünglichen, religiösen Anschauungen der Giljaken vereinigen. Sie waren bis vor kurzem noch durchweg Anhänger des Schamanentums, ebenso wie die übrigen sibirischen Fischer-, Jäger- und Nomadenvölker. Sie huldigten in der Hauptsache dämonischen Gottheiten, welche sie in den ihnen schädlichen Kräften sahen, wie sie ihnen in Gestalt von Naturereignissen, wilden Tieren oder auch von Krankheiten entgegentraten; deren Beschwörung liegt den Schamanen, ihren Priestern, ob. Dieser primitive Naturglaube ist zur Zeit im Schwinden begriffen. Im westlichen Sibirien drang der Islam, in Mittelasien der Buddhismus erfolgreich gegen ihn vor. Seit der Besetzung des östlichen Sibiriens durch die Russen aber erhielt er im Christentum einen neuen siegreichen Gegner. Heutzutage treffen wir reines Schamanentum nur noch bei einem kleinen Teil der Burjäten in Transbaikalien, ferner im mittleren Amurgebiet und im hohen Norden Sibiriens. Am Amur halten in erster Linie noch die Golde an ihrem hergebrachten Kultus fest.*) Die Giljaken dagegen sind zum größten Teil getauft. Nur noch in der Nähe des Ochotskischen Meeres und auf Sachalin treffen wir Dörfer, welche vom Christentum unberührt blieben. Überall aber, wo die Taufe vollzogen wurde, änderte sie sehr wenig in den Anschauungen des Giljaken. Er ließ die Ceremonie widerstandslos über sich ergehen und lernte es, sich zu bekreuzigen, da es die Obrigkeit wünschte, das Verständnis für die christliche Religion jedoch geht ihm auch zur Zeit noch gänzlich ab. Die Heiligenbilder, welche ihm der russische Priester giebt, haben für ihn höchstens die Bedeutung neuer Amulette. An seiner souveränen Gleichgültigkeit prallen alle Lehren ab. Ich glaubte es einem jungen Popen gern, der seine Missionsthätigkeit unter den Giljaken als völlig unfruchtbar bezeichnete.

Der erste Tag unseres Ausfluges war ziemlich anstrengend gewesen. Nach dem vielen Umhergehen und Anschauen mundete das einfache Mahl von gebratenem Fisch vortrefflich. Noch schöner war der Schlaf auf der

*) Vgl. P. v. Schimkewitsch, Materialien zur Kenntnis des Schamanentums. (Russ.) Khabarówsk. 1896.

aus Kisten improvisierten Lagerstätte. Selbst das vielstimmige Hundegeheul, welches sich allnächtlich mehrmals in jedem Giljakendorf erhebt, vermochte

Ein Schamane.

unsere Nachtruhe nicht zu stören. Erst die Sonnenstrahlen weckten uns aus tiefem Schlaf.

Ich pürschte zunächst einige Stunden in dem Dickicht, welches sich längs des Flußufers hinzog. Ein jagbares Tier aber kam mir nicht vor

die Flinte. An diesem Morgen benutzte ich sie nur als Hiebwaffe, um mir die Hunde, welche mich bei der Rückkehr heulend umringten, vom Leibe zu halten. Sie schienen übrigens wenig bösartig zu sein. Das Sprichwort: „Hunde, welche bellen, beißen nicht", kann man auf die Giljakenhunde nur mit der Änderung anwenden, daß Hunde, welche heulen, ungefährlich sind. Denn bellen können die Tiere nach meinem Beobachtungen nicht. Sie scheinen somit ihren wilden Vettern, den Wölfen, in dieser Hinsicht näher zu stehen, als unsere Hausgenossen. In ihrem Aussehen aber ähneln sie stark unseren Schäferhunden. Ich sah wunderschöne Tiere darunter. Besonders gefiel mir ein schneeweißer, prächtiger Kerl, den mir sein Besitzer für 5 Rubel lassen wollte. Da indessen der Transport bis zum Hundecoupé der westsibirischen Bahn doch noch ziemlich weit und umständlich war, so mußte ich das schöne Tier in seinem Giljaken-Hundeleben belassen. Solch ein Giljakenhund führt ein Hundeleben im wahren Sinne des Wortes. Liebkosungen besieht er wohl nie, Prügel aber dafür desto mehr. Seine Nahrung bilden ausschließlich Fische, die ihm getrocknet oder gekocht auf dem Hundetisch inmitten der Hütte serviert oder einfach vorgeworfen werden. Im übrigen scheint sich der Giljak um seinen unentbehrlichen, treuen Diener nur zu kümmern, wenn er ihn zur Arbeit braucht. Dies ist hauptsächlich im Winter der Fall, wo er als Zugtier vor die leichten und niedrigen aber langen Schlitten gespannt wird, welche außer dem Boot das einzige Gefährt der Giljaken bilden. Doch auch die Russen haben sich den Hundeschlitten nutzbar gemacht. Sobald der Amur festgefroren ist, wird die Hundepost eröffnet, welche Reisende, Packete und Briefsendungen auf dem Wege von Khabarówsk nach der Amurmündung und über die Tatarische Straße bei Pogobi nach Sachalin befördert. Zur Sommerszeit treten die Hunde nur in Dienst, wenn sich die Giljaken stromaufwärts begeben. Dann werden sie, wo die Strömung dem Ruder zu großen Widerstand bietet, vorgespannt, um das Boot am Ufer entlang zu treideln.

Unversehrt schlug ich mich also durch das Giljakendorf. Ein Fischfrühstück und ein Bad in den auch zur Sommerszeit recht kalten Fluten des Amur stärkten unsere Kräfte zur Weiterfahrt stromabwärts.

Dieses Mal war unser Bootsmann sympathischer. Ein junger, intelligent

aussehender und für einen Giljaken auffallend lebhafter und mitteilsamer Mann, gab er auf meine vielen Fragen willig Auskunft. Schon nach wenigen Worten entpuppte er sich als passionierter Jäger und zeigte sich auch bald durch die That als vorzüglicher Fischer. Vor ihm im Boot lag ein langer harpunenartiger Speer. Wir mochten eine Stunde gefahren sein, als der Giljak die Ruder plötzlich fahren ließ, den Spieß ergriff und etwa zwei Fuß vom Boot tief ins Wasser stieß. Unsere Augen vermochten keinen Zoll in die trübe, gelbbraune Oberfläche des Flusses einzudringen. Der Giljak aber hatte einen zwanzigpfündigen Fisch in der Tiefe stehen sehen und mit Sicherheit getroffen. Zappelnd stak die Beute an der Harpune.

Die Wasserfläche war ebenso belebt wie am vorhergehenden Tage. Der Himmel zeigte sich diesmal gänzlich unbewölkt und die Luft war von wunderbarer Klarheit, sodaß sich das bewaldete und bergige linke Ufer klar abhob. Gleich nach unserer Ausfahrt erblickten wir stromabwärts eine weit in den Fluß vorspringende, mit hohen Bäumen bestandene Landzunge, welche uns am Tage vorher nicht aufgefallen war. In der That zeigte es sich bald, daß wir es mit einer Luftspiegelung zu thun hatten. Ihr Urbild lag etwa 10 km weiter nach der Mündung zu. Nach einiger Zeit erhob sich das Spiegelbild schwebend über der Wasserfläche und entschwand allmählich unseren Blicken. Erst gegen Mittag trieben wir an dieser Landzunge vorüber, um kurz darauf an unserem Ziel, der Fischerei eines nach der Amurmündung verschlagenen Landsmannes aus Mecklenburg, namens Eckermann, anzulangen.

Die Fischereivorrichtungen waren dort, ebenso wie das Giljakendorf, bedeutend umfangreicher als bei Kapzan. Im großen und ganzen aber glichen alle Anlagen den schon beschriebenen. Ein bunteres Gepräge verliehen dem Bilde indessen eine größere Anzahl von Japanern, welche mit zwei Schonern von der Insel Jezo gekommen waren, um dem Lachsfang mit Zugnetzen nachzugehen. Sie führten keine Tonnen mit sich, sondern verstauten die gesalzenen Fische direkt im Schiffsraum.

Nach einer Besichtigung des Giljakendorfes führte mich mein Wirt ein Stück in den Wald hinein, wo einige Grabdenkmäler der Giljaken im Verborgenen lagen. Kleine, hundehüttenähnliche Holzhäuschen von knapp

zwei Fuß Höhe enthielten die dem Andenken der Toten geopferten Gegenstände. Die Giljaken verbrennen für gewöhnlich auch heutzutage noch ihre Leichen.*) Die Aschenreste vergraben sie, und darüber errichten sie die architektonisch ganz geschmackvollen Häuschen. Bei näherer Besichtigung fand ich darin außer einem in die Erde getriebenen Pflock Puppen aus Holz oder Lumpen, leere Schnapsflaschen, eine Blechbüchse und eine Porzellantasse. Die Giljakenmanen scheinen demnach recht bescheiden zu sein.

Giljakisches Totenhäuschen.

Für den Tag nach unserer Ankunft hatten wir einen Jagdausflug auf das linke Stromufer in Aussicht genommen. Unser Wirt gab uns zwei Sträflinge als Ruderer und Führer mit, und nach einem kräftigen Imbiß von gebratenem Sterlett fuhren wir auf den im schönsten Sonnenschein erglänzenden Strom hinaus. Das Wetter war wiederum prachtvoll. Kein Lüftchen regte sich, sodaß sich Berge und Wälder weithin in der ruhigen Flut spiegelten. Wieder belebten zahlreiche Wasservögel, weiße Delphine und Seehunde den Fluß, und sogar ein Walfisch tauchte unweit vor uns auf. Hinter dem Lachs herziehend, hatte er sich im Eifer der Jagd in den Strom verirrt.

*) Unter besonderen Umständen sollen sie die Toten indessen auch begraben oder im Walde auf Bäumen aussetzen.

Da wir schräg über den Fluß mit der Strömung trieben, so erreichten wir schon nach $1^1/_2$ Stunden das jenseitige Ufer. Der Kahn wurde halb ans Land gezogen und Hände und Gesicht zum Schutz gegen Mücken mit Fett eingeschmiert; dann brachen wir auf in die Wildnis.

Das ist auch dort leichter gesagt wie gethan. Schon bei uns zu Lande würde ein Klettern auf Berglehnen, wie sie den Amur an jener Stelle begrenzen, nicht zu den bequemen Jagdarten gerechnet werden. Dazu gesellten sich indeß noch andere Schwierigkeiten. Auch an jener Stelle hatte — anscheinend vor mehr als einem Menschenalter — der Waldbrand gewütet. Die erstorbenen Baumriesen waren allmählich morsch geworden, sodaß sie der Gewalt des Sturmes unterlagen. Sie wurden zu Boden gestreckt, zwischen ihnen aber ersproß neues Pflanzenleben. Bäume beschatteten die Überreste früherer Generationen und dichtes Gesträuch verhüllte sie den Blicken des Eindringlings. Nur dann wurden wir unliebsam an sie erinnert, wenn unser Fuß an einem knorrigen Ast strauchelte oder Stämme, die den zerstörenden Witterungseinflüssen getrotzt hatten, unsern Weg versperrten und überklettert werden mußten. Erleichtert atmeten wir auf, wenn wir uns glücklich bis zu einer Waldblöße durchgearbeitet hatten, wo ein kühler Luftzug wehte, der auch die Mückenschwärme auf Minuten verscheuchte.

Da wir die Jagd ohne Hunde betrieben, so konnten wir von Glück sagen, daß wir im Laufe weniger Stunden fünfzehn Haselhühner in dem Dickicht erlegten. Man hat viel von dem fabelhaften Wildreichtum Sibiriens gesprochen und geschrieben. Dergleichen Berichte aber sind nach meinen Erfahrungen mit großer Vorsicht aufzunehmen. Tagelang kann man durch die Wildnis wandern, ohne mehr als einige Haselhühner anzutreffen. Nur selten führt uns Diana auf ein Fleckchen Erde, wo sich große Massen von Tieren zusammendrängen. Da übersteigt der Wildreichtum allerdings den in den besten Revieren unserer Heimat.*) In der Nähe der Ansiedelungen sind die Wildbestände natürlich schon recht dünn geworden. Das Feuerrohr

*) Im östlichen Sibirien wandern die meisten Vierfüßler in großen Scharen im Herbst südwärts, im Frühjahr wieder nordwärts. Diese Wanderungen geben dem sibirischen Jäger, der sich übrigens treffend nicht als Jäger, sondern als „Gewerbetreibender" (promyschljennik) bezeichnet, Gelegenheit zu Massenmorden.

der Koloniſten hat in wenigen Jahrzehnten gehörig unter Elchen, Hirſchen, Rehen, Zobeln und anderen nutzbaren Vierfüßlern aufgeräumt. Nur Flugwild finden wir auch in der Umgebung von Dörfern. Das verachtet der Sibirier. Es lohnt ihm nicht, auf Auer-, Birk- oder Haſelhuhn oder auf eine Ente den teuren Schuß zu vergeuden. Er fängt dieſe Tiere höchſtens in größeren Mengen, indem er ihnen zur Winterzeit Schlingen ſtellt.

Außer dem Menſchen aber verfolgen die zahlreichen Raubtiere des ſüdöſtlichen Sibiriens das harmloſe Nutzwild. Überall, wo wir größere Mengen von Schweinen oder Rehen finden, können wir mit Sicherheit darauf rechnen, auch dem Tiger und Panther zu begegnen. Wolf und Luchs helfen ihnen bei der Arbeit. Freilich iſt der Menſch auch in Sibirien das größte Raubtier. Weit harmloſer iſt der übel verleumdete Bär, welcher ſich für gewöhnlich mit Pflanzen- und Fiſchkoſt begnügt. Er gehört in ganz Sibirien keineswegs zu den ſeltenen Erſcheinungen. Bei jenem Ausfluge an der Amurmündung hatte ich zum erſten Mal die Freude, auf eine friſche Bärenfährte zu ſtoßen. Schnell nahm ich die Büchſe an Stelle der Schrotflinte zur Hand und folgte vorſichtig der breiten Spur. Wohl eine halbe Stunde mochte ich gegangen ſein, da ſchnitt ein kleiner Bergbach die Fährte ab. Petz hatte ſich anſcheinend in der Kühle des Schattendaches der über dem murmelnden Waſſer hängenden Zweige ebenſo wohl gefühlt, wie ich nach mehrſtündigem Jagen und war im Bachbett hinaufſpaziert. Ich that vorſichtig desgleichen, indem ich an den Ufern nach dem Wiederanfang der Spur ſpähte. Bald zeigte ſich denn auch wieder der breite Abdruck der Tatzen am jenſeitigen Bachrande. Anſcheinend war der Bär dort hinaufgeklettert, um ſich an den Heidelbeeren gütlich zu thun, welche da an dichten Büſchen reiften. Doch war ich zu erſchöpft, um gleich zu folgen. Ich ſetzte mich daher zunächſt auf einen Baumſtamm, der unweit der Fährte über den Bach gefallen war. Nach wenigen Sekunden aber hieß mich ein Brechen und Brummen nahe im Buſch wieder aufſpringen. Vorſichtig kroch ich in der Richtung des Geräuſches weiter. Doch vergeblich ſuchten die Augen das Dickicht zu durchdringen. Es waren aufregende Minuten, die ich abwartend verbringen mußte. Das behagliche Brummen ließ ſich mit kurzen Unterbrechungen weiter vernehmen. Endlich erſpähte

ich auch eine braune Masse etwa 15 Schritt vor mir im Dickicht. Wieder vergingen einige Minuten, bis der Bär weiter in Sicht rückte. Schon glaubte ich seiner sicher zu sein, da krachte ein Schuß und meine erhoffte Beute verschwand mit einem Satz auf Nimmerwiedersehen im Walde. Einer unserer Jagdgefährten war unverhofft in meine Nähe gekommen und hatte auf ein Haselhuhn geschossen.

Jeder Waidmann wird es verstehen, daß mir die Jagdlust für jenen Tag verdorben war. Außerdem ging die Sonne schon stark nach Westen. Ich trat daher den mühsamen Abstieg nach dem Ufer an. Erst nach längerem Suchen fand ich unser Boot, bei dem bald auch die übrigen Jagdgenossen eintrafen. Nach kurzer Rast durchquerten wir wieder den Strom.

Auf der Fischereistation fanden wir alle in geschäftiger Aufregung. Die Vorläufer eines Lachszuges waren angekommen, und bei Tagesanbruch hoffte man den ersten großen Sommerfang zu machen. Die Fischer täuschten sich nicht in ihrer Erwartung. Bei Sonnenaufgang schon begannen sich die Netze zu füllen. Boot auf Boot brachte die silberne Last ans Ufer, die Holztröge faßten zur Not die zappelnde Beute und die Messer der Giljaken und Sträflinge troffen vom Blut der Opfer.

Wir wollten möglichst bald nach Nikolájewsk zurückkehren. Daß uns dies gelingen würde, aber war kaum zu hoffen. Alle Hände waren übervoll beschäftigt und kein Giljak zu haben. Wir ergaben uns also schon in unser Schicksal und entwarfen Pläne zu neuen Jagdausflügen nach dem „heiligen Berge", den kein Giljak zu betreten wagt, weil der Berggeist angeblich jeden Eindringling tötet. Diesmal aber sollten wir doch nicht zu warten brauchen. Gegen Mittag erschien unverhofft ein großes Boot mit einer Giljakenfamilie. Sie kamen vom Gestade des ochotskischen Meeres um Thran und Seehundsfelle nach Nikolájewsk zu schaffen und am Lachsfang teilzunehmen. Liebenswürdiger wie ihre civilisierteren Stammesgenossen willigten sie gleich darein, uns am nächsten Morgen mitzunehmen. Unsere Bootsmannschaft bestand aus dem Stammvater, der das Ruder führte, seiner Frau, zwei erwachsenen Söhnen, der Schwiegertochter, drei halbwüchsigen Enkelkindern und fünf Hunden. Die Leutchen behalfen sich für den Ausflug von mehreren Wochen mit beneidenswert geringem Gepäck.

Ein Hundefellkostüm genügte allen ihren Ansprüchen an Kleidung. Wäsche und Toilettenartikel waren ihnen unbekannt, und einige Hundert getrockneter Fische, die auf quer über das Boot gelegten Stäben hingen, bildeten den Mundvorrat für Menschen und Hunde. Unser Gepäck wurde im Vorderteil des Kahnes untergebracht und diente uns zum Sitz. Somit wären wir fertig zur Abfahrt gewesen, wenn uns nicht ein Geruch nach faulen Fisch, der selbst das Quantum überstieg, an welches man sich in Giljakenbehausungen gewöhnt, abgeschreckt hätte. Die Giljaken begriffen unser Zaudern natürlich nicht. Wir inspizierten also selbst das Boot und entdeckten, von unserem schärferen Geruchssinn geleitet, einen Haufen kaum mehr kenntlicher Fische, die den Hunden zum Lager dienten. Lächelnd schaufelten die Eingeborenen das Hindernis auf unser Geheiß in den Fluß; dann ging es längs des linken Ufers langsam stromaufwärts. Bald kamen wir rudernd vorwärts, bald zogen Männer, Weiber, Kinder und Hunde den Kahn am Ufer entlang. Ab und zu schossen wir einen Wasservogel. Alles ging gut bis zum Spätnachmittag. Da, als wir schon am Fuße der hohen Felsen gegenüber von Nikolájewsk angelangt waren, zogen sich drohende Wolken im Westen zusammen. Die Giljaken wurden unruhig, standen abwechselnd auf, griffen an ihre Amulette und beschworen schreiend die Sturmgeister. Auch uns war die Aussicht auf einen Sturm im Giljakenboot nicht gerade angenehm. Wir feuerten also unsere Fährleute zu rascher Fahrt über den Fluß an. Doch brauchte man, so stark die Strömung auch war, immerhin eine halbe Stunde um von Ufer zu Ufer zu fahren. Das war Zeit genug zum kentern.

Das Beschwören half nichts. Die ersten Windstöße peitschten die Oberfläche, und die Giljaken verloren, bis auf den Alten am Ruder, völlig ihre Ruhe und Besinnung. Wir trieben auf der Mitte des Stromes, als das Unwetter mit aller Heftigkeit losbrach. Statt des gefürchteten Regens aber schüttete der Himmel dichten Hagel auf uns hernieder. Selbst von einem gut versicherten Landwirt wurde wohl nie ein Hagelwetter so freudig begrüßt wie damals von uns. Die Wogen glätteten sich im Augenblick unter der Gewalt der prasselnden Schloßen, sodaß wir zwar durchnäßt und zerschlagen, aber ungefährdet das jenseitige Ufer erreichten.

Der „Tarbagán“ hatte noch immer nichts von sich sehen oder hören lassen. Ich verwies daher die Besichtigung der Goldwäschereien am Amgún unter die frommen Wünsche und beschloß mit dem nächsten Postdampfer stromaufwärts nach Khabarówsk zu fahren.

V. Der Unterlauf des Amur und das Ussuri-Gebiet.

Alle zehn Tage sollten Schiffe der neuen Amurschiffahrtgesellschaft von Nikolájewsk, Khabarówsk, Blagowjéschtschensk und Strjétensk stromauf- und stromabwärts laufen. Allzu genau durfte man es indessen auch mit diesen Terminen nicht nehmen. Gerade die vom Staat unterstützte Gesellschaft zeichnete sich — vielleicht, weil sie subventioniert wurde und somit ein sicheres Einkommen hatte — durch große Unzuverlässigkeit aus. Sie mußte infolgedessen verschiedentlich hohe Konventionalstrafen zahlen, was indessen bis dahin wenig gefruchtet haben sollte. Trotz der hohen Staatszuschüsse machte die neue Gesellschaft wenig glänzende Geschäfte. Der Direktor war ein verbannter Kaufmann und offenbar den Anforderungen, die an ihn gestellt werden mußten, ebensowenig gewachsen, wie die meisten der übrigen Angestellten. Er spielte sich als Nationalrussen auf und schlug der Regierung gegenüber daraus gehörig Kapital. Erst damals begannen die höchsten Beamten einzusehen, daß er sie in vielen Dingen an der Nase herumführte.

Am vierten Tag nach meiner Rückkehr von den Fischereistationen sollte der „John Cockerill", ein Dampfer der neuen Gesellschaft, in Nikolájewsk eintreffen. Und er war geradezu merkwürdig pünktlich zur Stelle. Beim Betreten desselben glaubte ich schon, daß alles Schlechte, was ich über die Amurdampfer gehört und gelesen hatte, zum mindesten stark übertrieben sei. Ein über 100 m langer, zweistöckiger Raddampfer, machte der „John Cockerill" einen stattlichen Eindruck. Die erste Kajüte nahm die hintere

Hälfte des ersten Stockwerks ein. Ein großer freundlicher Speisesaal und ein geräumiger, mit durchbrochenen amerikanischen Möbeln versehener Rauchsalon dienten zum gemeinschaftlichen Aufenthalt. An den Längsseiten des ersteren lagen die Kabinen mit je zwei gegenüber stehenden Bettstellen, welche mit guten Matrazen versehen waren. Alles dies sah sauber und kultiviert aus bis auf die Toiletteneinrichtungen, welche den Bedürfnissen eines Sibiriers angepaßt waren. In den Kabinen gab es keine Waschtische. Zwei kleine Toilettenzimmer am Eingang der Kajüte enthielten je zwei Kupferbecken, über deren geringen Umfang ich mich damals noch wunderte. Erst nachdem ich in die Geheimnisse der sibirischen Waschkünste eingedrungen war, sah ich ein, daß die Einrichtung großer Waschbecken überflüssige Verschwendung gewesen wäre. Jeder echte Sibirier verschmäht den Gebrauch des Schwammes und das Eintauchen des ganzen Körpers oder auch nur einzelner Glieder in kaltes Wasser. Für gewöhnlich wäscht er sich „ein wenig unter dem Krahn". Diesem entfließt ein dünner Wasserstrahl, den man mit den hohlen Händen auffängt, um sich Gesicht, Hände und zuweilen auch den Hals zu benetzen. Das ist sparsam und genügt. Ich habe oft Staunen hervorgerufen, wenn ich die Verschwendung soweit trieb, ein Gummiwaschbecken mehrfach mit Wasser anzufüllen und womöglich noch viel Seife zu gebrauchen. Wie immer auf sibirischen Dampfern, so hatten wir auch auf dem „John Cockerill" reichlich Zeit zum Abschiednehmen. Ein guter Imbiß bei Porter, Kliquot und Wodka verkürzte uns die Stunden des Wartens. Gegen Mittag erschien der erste Gehilfe des Kommandeurs — so wird der erste Steuermann auf russischen Handelsschiffen betitelt — bat höflich die Herren Gäste, von Bord zu gehen, die Ankerketten rasselten und vom herrlichsten Sonnenschein begünstigt dampften wir stromaufwärts.

Der Unterlauf des Amur gehört meines Erachtens zu den landschaftlich schönsten Teilen des gewaltigen Stromes. Seine Ufer erinnerten mich dort vielfach an die des Rheins zwischen Koblenz und Rüdesheim. Nur fehlten auf den Bergen die Burgen und Rebengärten. Einen ähnlichen Anblick muß Vater Rhein vor zwei Jahrtausenden geboten haben, als noch düstere Wälder seine Ufer bedeckten und kein Römerfuß sie betreten hatte.

Besonders die erste Nacht der Amurreise wird mir unvergeßlich bleiben. Kurz nachdem wir die Station Mago, das größte, auf einer sumpfigen Halbinsel gelegene Giljakendorf des Amur verlassen hatten, ging die Riesenscheibe des Vollmonds rot hinter den Höhen im Osten auf. Erst nach dem Aufsteigen aus dem Dunstkreise des Flusses nahm sie ihren gewohnten Silberglanz an. Der Strom floß in vielfachen Windungen dahin, sodaß die Beleuchtung des Ufers und der Fluten fortwährend wechselte. Bald erglänzte das Gestirn über der Wasserfläche und spiegelte sich darin, bald leuchtete es hoch über dem dunkelbewaldeten Bergland, bald stand es unmittelbar über hohen, schroff abfallenden Uferfelsen und zeichnete scharf die Umrisse der darauf wurzelnden Baumriesen. Über der tiefen Nacht der Bergwände, der Wälder und des in ihrem Schatten rauschenden Wassers wölbte sich der klare, blaue Himmel, an welchem ab und zu silberne Wolkenstreifen dahinzogen, deren Abbild in dem mächtigen Strom erglänzte. Lange saß ich vor der Kajüte und lauschte dem schwermütigen Gesang der Zwischendecksgäste.

Am nächsten Morgen in der Frühe trafen wir in Mychil, einem Giljakendorf*), ein, welches zur Dampferstation wurde, seitdem man unweit davon die Annenquelle entdeckte. Wie mir der Badearzt mitteilte, sollte die 42° C. heiße, chemisch ziemlich indifferente Quelle Heilung für rheumatische Leiden bringen. Die „Kurliste" hatte im vorhergehenden Jahre beinahe 150 Badegäste umfaßt. Das war eine hohe Zahl, wenn man die geringe Bevölkerung des Amurgebiets in Betracht zieht. Überdies sind rheumatische Leiden in dem überaus trockenen gesunden Klima jener Gegenden selten. Auch Mychil zeichnet sich durch schöne Lage aus. Der Strom erweitert sich dort um das Doppelte und macht gleichzeitig ein Knie nach Osten, sodaß man sich auf einem im Halbkreis von steilen Bergen umschlossenen See zu befinden glauben könnte. In weitem Bogen zieht sich das gegenüber liegende linke Ufer hin, dessen Höhen über einer langen flachen Insel in weiter Ferne sichtbar werden. Im Unterlauf des Amur treffen wir häufig auf solche Inseln. Sie sind mit hohen Sträuchern und Büschen

*) Die Ethnographen bezeichnen diese den Giljaken sehr nahe verwandten und äußerlich nicht von ihnen zu unterscheidenden Stämme in der Gegend von Mychil als „Oltscha".

bestanden oder umfassen weite Wiesenflächen und bringen reiche Abwechselung in das Bild der Landschaft. Ihr helles Grün steht im Gegensatz zu den dunklen Tönen der Uferfelsen. Auch diese sind von reicher Vegetation bedeckt. Selbst da, wo die hohen Felsen senkrecht in den hohen Strom fallen, haben Nadelholz und Birken, Sträucher und Gräser einen Spalt gefunden, um Wurzeln zu schlagen. Sobald aber eine sanftere Abdachung der Ansammlung von Humus günstiger war, schmückt sich die Bergwand mit dem dichten, sibirischen Blumenteppich, der das Auge weithin durch seine schönen, leuchtenden Farben erfreut.

Die Entfernung von Nikolájewsk nach Khabarówsk beträgt 1040 km. Unter günstigen Verhältnissen wird sie in fünf Tagen zurückgelegt. Man hat also reichlich Zeit, mit seinen Reisegefährten und den Schiffseinrichtungen bekannt zu werden.

In der ersten Kajüte waren wir nur drei Fahrgäste. Ich hatte das Vergnügen, meinen Freund, welcher mir die Kognakflasche konfiscierte, wiederzusehen und mit ihm die russischen Zollvorschriften eingehend zu erörtern. Seine Gesellschaft erfreute uns jedoch leider nur zwei Tage. Dann blieb ich allein mit einem Intendanturrat aus Khabarówsk, einem früheren Rittmeister, zurück.

Die zweite Kajüte war gleichfalls wenig besetzt. Dagegen war das Zwischendeck mehr als billig vollgepfropft. So lobend ich mich über das oberste Stockwerk aussprechen mußte, so wenig kann ich das über die Unterkunft der Fahrgäste dritter Klasse thun. Schmutz gab es dort mehr als in einer Giljakenhütte. Die Fahrgäste waren zwischen Kisten, Koffern, Ledersäcken und ihrem zerlumpten Gepäck untergebracht. Den größten Teil des Raumes nahmen russische Bauernfamilien ein. Zwischen ihnen gruppierten sich entlassene Sträflinge, die auf die Goldwäschereien wollten, und Soldaten, die, weiß der Himmel, welchen Dienst verrichteten. Sie alle aßen dort, kochten und tranken Thee, schliefen, schwätzten, sangen, machten ungeniert Toilette und bekreuzigten sich vor Taschenheiligenbildern. Zwischen ihnen durch liefen die Matrosen und Heizer, um ihren Arbeiten nachzugehen. Es herrschte ein unglaubliches Durcheinander. Alles in allem aber schienen sich die Leute merkwürdig wohl zu fühlen.

Abgesondert von ihnen hockten die unvermeidlichen Chinesen in einer Ecke. Sie gaben den Weißen still die Verachtung wieder, die diese ihnen durch Wort und That bezeugten. Hier hatte auch mein Boy einen „Onkel" gefunden, — er fand überall einen — der mit ihm den ganzen Tag schwätzte und, fürchtete ich, Karten spielte. Nachts verbot ich ihm da zu schlafen. Mit Hilfe eines Rubels mußte er sich die Freundschaft des Stewards — auf russischen Dampfern „Buffetschick" genannt — sichern, sodaß er in einer Kabine erster Klasse schlafen durfte. So bekam ich wenigstens nur den Tagesschmutz in meine Nähe. Ganz exklusiv verhielten sich die Giljacken. Sie verschmähten die Unterkunft im Zwischendeck und hatten sich mit ihren Fellen und Lumpen zwischen Packraum und Reling niedergelassen. Von dort waren sie weder durch freundliches Zureden noch durch Schelten zu vertreiben. Das Zusammensein mit lärmenden Europäern schien ihnen ungemütlich zu sein.

Den dritten Tag erreichten wir glücklich Mariinsk und bald darauf Sofiisk. Während ersteres ein freundliches Zwergstädtchen ist, bietet letzteres ein Bild trostlosester Verlassenheit. Freiwillig geht dorthin noch weniger jemand als in andere Orte des Amurgebiets. Ein Beamter, dessen Bekanntschaft ich am Ufer machte, erzählte mir sogleich freudestrahlend, daß er nur noch zwei Monate auszuhalten hätte. Er hatte sich bei seiner Ankunft vor etlichen Jahren ein hübsches Blockhäuschen mit vier Zimmern errichtet. Als ihm seine Versetzung im vergangenen Jahre versprochen wurde, wollte er sein Haus verkaufen. Seine Stelle war eingezogen, und einen anderen Käufer als seinen Nachfolger gab es nicht. Also begann er kurz entschlossen sein Haus zu verbrauchen, indem er einen Balken nach dem andern verheizte. Zur Zeit meiner Anwesenheit hatte er sein Haus denn glücklich bis auf einen Wohnraum reduziert.

Gleich den beiden genannten Ansiedelungen lagen fast alle — es gab deren aber keine zwei Dutzend von Nikolájewsk bis Khabarówsk — auf dem rechten, höheren Flußufer, und alle bis auf Mariinsk machten einen kläglichen Eindruck. Die wirtschaftliche Lage der Ansiedler war trotz der natürlichen Reichtümer der Gegend eine unglaublich schlechte. Ackerbau und Viehzucht trieben die Kosaken, welche seit 1853 am Unterlauf des Amur angesiedelt wurden, noch im Jahre 1895 so gut wie gar nicht. Kleine Kartoffeläcker

und Gemüsegärten, selten ein Getreidefeld, das war ihre ganze Landwirtschaft. Sie bauten und erwarben gerade genug, um nicht zu verhungern und um sich Schnaps kaufen zu können.

Nur ein Vorgang, der mir trotz seiner Nebensächlichkeit charakteristisch für die Unthätigkeit und Indifferenz der Ansiedler erscheint, sei hier erwähnt. Eines Abends spät kamen wir in Wjatskoje an. Die Pfähle zum Festschlingen der Schiffstaue am Ufer waren infolge des seit mehreren Tagen herrschenden Hochwassers nicht sichtbar und neue am Ufer nicht eingeschlagen. Der Kapitän wollte deshalb die Taue an Bäumen befestigen lassen. Eine Menge Menschen stand am Ufer, keiner aber dachte daran, der Aufforderung des Kapitäns, die zugeworfenen Taue aufzufangen, Folge zu leisten. Erst als ein zufällig des Weges kommender Beamter mit Prügelstrafe drohte, bequemten sich einige, die leichte Arbeit zu verrichten. An demselben Ort war das Brennholz so schlecht aufgestapelt und die Vorkehrungen zum Transport so mangelhafte, daß wir 6 Stunden brauchten, um Heizmaterial für die gleiche Fahrzeit einzunehmen. Das kennzeichnet das Interesse, welches die Bevölkerung selbst an der Schiffahrt nimmt, die ihre wirtschaftliche Lage bedeutend erleichtert und zu einer blühenden gestalten könnte.

Die ersten drei Tage der Fahrt bis zu der Station Nieder-Tambowsk, welche etwa auf halbem Wege nach Khabarówsk liegt, waren von schönem Wetter begünstigt. Nur während der Nächte hatten uns Nebel einige Stunden aufgehalten. Dann aber schlug die Witterung plötzlich um. Die schroffen Spitzen des Ssichóta-Alin, welche mehr und mehr vom Ufer zurücktraten, hüllten sich in graue Nebelschleier, und nach kurzer Zeit lösten sich die näher rückenden Wolken in feinen Regen auf. Mein Kajütengenosse zog seinen Schafpelz hervor, während ich die Dampfheizung in Gang setzen ließ, aus dem kühlen Speisesaal in meine Kabine flüchtete und von dort aus die gewaltigen Wassermassen bei Daptanki betrachtete, wo sich der Strom so erweitert, daß er eine 25 km lange und 8 km breite Insel umflutet. Doch es sollte noch schlimmer kommen. Schon als wir die Mündung des großen Nebenflusses Dondon passierten, hatte sich ein heftiger Westwind erhoben, der bald in einen Sturm überging. Der Amur begann sich von seiner unangenehmsten Seite zu zeigen. Seine Wellen konnten sich mit

denen der Nordsee messen, und unser Dampfer geriet in ungemütliches Schaukeln.

Kapitän und Offiziere schienen ängstlich besorgt zu sein, da der „John Cockerill" infolge seines hohen Oberbaues einen heftigen Sturm nicht durchmachen konnte. Noch schlimmer stand es um den großen und plumpen Frachtkahn, der sich vom Schlepptau loszureißen und umzuschlagen drohte. Zum Glück befanden wir uns, als der Sturm losbrach, nicht weit von einer Stromenge, die unsern vom Dörfchen Da durch eine Insel gebildet wird. Darin gingen wir vor Anker und glaubten uns schon geborgen, als es sich zeigte, daß der Anker keinen festen Grund faßte, sodaß wir von der starken Strömung fortgezogen wurden. Eiligst wurden Taue auf dem Rettungsboot ans Ufer gebracht und um Bäume geschlungen. Kaum aber war die Mannschaft mit dieser Arbeit fertig und an Bord zurückgekehrt, da faßte ein Windstoß das große Rettungsboot, sodaß es kenterte. Auch erwiesen sich die Taue als zu schwach. Sie drohten jeden Augenblick zu zerreißen. Ein kleineres Boot wurde herabgelassen, die Matrosen kamen glücklich ans Ufer und konnten nunmehr den Dampfer noch an einem Drahtseil festlegen. Das Rettungsboot aber mußte an Land gezogen und seines Wassers entledigt werden. Sechs Stunden arbeiteten die Leute daran; doch erfolglos.

Die Nacht brach herein, und der Sturm tobte mit aller Gewalt fort. Er blies eisig durch die Fugen der leichtgebauten Kajütenwände, sodaß ich trotz der Dampfheizung vor Kälte nicht schlafen konnte. Am Morgen erst ließ das Unwetter etwas nach. Unser Boot hätte in Stand gesetzt und die Weiterfahrt angetreten werden können, wenn wir nicht an Holzmangel gelitten hätten. An solche Zufälle aber ist der Amurschiffer gewöhnt. Mußten doch die ersten Dampfschiffe ihr Brennmaterial täglich dem Urwald entnehmen. Äxte und Sägen waren zur Stelle, einige Bäume wurden rasch gefällt und um 10 Uhr morgens setzten wir uns wieder in Bewegung.

Keine 200 Werst vor uns lag Khabarówsk. Nach den Erfahrungen der letzten 24 Stunden aber verzichteten wir auf trügerische Berechnungen des Zeitpunktes unserer Ankunft, besonders da der Himmel noch immer kein freundliches Aussehen zeigte. Wir waren daher freudig überrascht, als der nächste Morgen uns wieder einen schönen Sommertag brachte. Pelze,

Joppen und Plaids blieben in der Kabine, aus der wir uns wieder leicht gekleidet hervorwagten, um uns an dem prachtvollen Panorama, das sich kurz vor Khabarówsk eröffnete, zu erfreuen. Nach Westen schweifte der Blick über unabsehbare Wiesenflächen. Der Strom wälzte ungehemmt seine braunen Fluten dahin. Am östlichen höheren Ufer entzückte die überaus reiche Vegetation das Auge. Auf einem Hang inmitten der Waldwildnis aber tauchten plötzlich sauber umhegte und gepflegte Gärten mit Kartoffeln, Kohl, Gurken und anderen Gemüsepflanzen auf. Schon bat ich den russischen Ansiedlern manches ab, was ich von ihrer Landwirtschaft bis dahin gedacht hatte, da fiel mein Blick auf leicht gebaute Häuschen, welche denen, die ich in China gesehen, ähnelten, und mein Reisegefährte bestätigte die in mir auftauchende Vermutung mit den Worten: „Sehen Sie die Ansiedelungen der Koreaner? Das sind unsere Küchengärtner. Ohne sie hätten wir kein Gemüse."

Dicht vor Khabarówsk verengt sich der Strom bedeutend, sodaß die Eisenbahnbrücke, deren Bau dort geplant wurde, nur 3 km lang zu sein braucht. Ein Hau durch den Wald bezeichnete die künftige Bahnlinie. Unweit davon zogen die ausgedehnten Zeltlager der Soldaten an uns vorüber. Dann zeigten sich die umfangreichen Gefängnisanstalten und unmittelbar darauf der nördliche, hochgelegene Teil von Khabarówsk.*)

Der Hafen lag an der Südseite der Stadt angesichts des Zusammenflusses der beiden Stromriesen Amur und Ussuri. Diese Lage am Kreuzungspunkt des Verkehrs auf beiden Flüssen ließ mich ein reges Leben in Khabarówsk erwarten. Doch ich hatte außer acht gelassen, daß es 100 km im Umkreis nicht mehr als 2000 Menschen giebt, und daß auch diese nur wenig Produkte brauchen und so gut wie gar keine absetzen.

Weder Landwirtschaft, noch Viehzucht, noch Goldwäschereien befinden sich in den benachbarten russischen Gebieten. Khabarówsk ist lediglich ein strategisch wichtiger Punkt. Es erwuchs nicht aus wirtschaftlichen Bedürfnissen, sondern wurde künstlich groß gezogen. Seine 10 000 Bewohner bestehen demnach aus einem Heer von Beamten, Soldaten und ihrem Troß. Die Kaufleute in Khabarówsk sind fast nur Lieferanten dieses ständigen

*) Dies ist seit einigen Jahren der amtliche Name der Stadt. Früher hieß sie Khabarowka.

Lagers. Daß die Bedeutung der Stadt für die Kultur des östlichen Sibiriens gleich Null ist, mußten die Eroberer bald eingesehen haben. Wenn Khabarówsk trotzdem erst neuerdings*) zum Sitz des Generalgouverneurs gemacht wurde und es bis heute blieb, so spricht auch dieser Umstand wieder dafür, daß man bisher das Hauptaugenmerk auf die militärische und politische Okkupation der Amur- und Ussurigebiete und nicht auf deren wirtschaftliche Entwickelung richtete. Späterhin wurde mir von Beamten, die aus dem europäischen Rußland nach Khabarówsk versetzt waren, öfters die Frage vorgelegt, was für ein Ort dies sei, und wie es sich dort lebe. Ich habe es nie über das Herz gebracht, den Ärmsten meine Ansicht zu sagen, sondern unter Hinweis auf meine kurze Anwesenheit ausweichend geantwortet. Wer dort nicht ganz in seinem Amt aufgeht, muß vor langer Weile verzweifeln. Ein mehrjähriger Aufenthalt in dieser Stadt erzeugt bei den meisten Menschen den ärgsten Stumpfsinn. Geistige Anregungen fehlen ganz, es sei denn, daß jemand für geographische und ethnographische Studien Interesse hat. Was bei uns so wenig entschuldbar erscheint, die Teilung des Lebens zwischen Berufsthätigkeit und Kneipe, ist es dort in vollem Maße. Männer, wie meine liebenswürdigen Gastfreunde, die Herren Baron Mirbach und von Schimkewitsch, die sich in jener Stadt ein lebhaftes Interesse für Wissenschaft und Kunst erhielten, verdienen die vollste Anerkennung.

Von früheren Besuchern Sibiriens ist häufig über die rohen Sitten und die Interesselosigkeit der dortigen höheren Klassen mit spöttischer Verachtung berichtet worden. Das zeugt meines Erachtens von recht geringem Verständnis für die weltverlassene Lage jener Pioniere unserer Kultur. Wie manchen Sibirier lernte ich kennen, der mir seine Betrübnis über seine und seiner Freunde Unwissenheit aussprach. Daß dieser Wissenshunger aber nicht geheuchelt wurde, sondern thatsächlich vorhanden ist, dafür sprechen allein schon die großen Ausgaben, welche von Privatleuten in den meisten sibirischen Städten für Bildungszwecke gemacht worden sind.

*) 1882 wurde der Sitz der Hauptverwaltung von Nikolájewsk nach Khabarówsk verlegt. Man sprach indessen zur Zeit meiner Anwesenheit davon, daß Wladiwostók in nächster Zeit zur Residenz des Amur-Statthalters gemacht werden sollte.

Khabarówsk freilich zeichnet sich durch den Mangel an solchen Bestrebungen aus. Seine Bewohner betrachten sich eben als Durchreisende, deren Streben es ist, sobald als möglich aus dem verhaßten Lande zu entkommen.

Ein kleines, aber bemerkenswertes ethnographisches Museum ist das einzige Zeichen wissenschaftlicher Thätigkeit in Khabarówsk. Im Interesse desselben, wie überhaupt der Erforschung des Amurgebietes wäre es zu wünschen, daß Herr von Schimkewitsch, dessen Reisen und Arbeiten das Gedeihen des Museums in erster Linie zuzuschreiben ist, noch lange sein Amt in Khabarówsk behielte.

Die Lage der Stadt ist nicht unschön. Könnte man ein Moskau auf die Hügel, welche Khabarówsk als Baugrund dienen, hinzaubern, die Stadt würde zu den sehenswertesten der Welt gehören. So aber macht sie mit ihren schnurgeraden, sich rechtwinklig schneidenden, unglaublich schmutzigen Straßen, an denen sich kleine Blockhäuschen hinziehen, den Eindruck eines riesigen Dorfes. Die wenigen großen Steinbauten, wie Kirche, Gouvernementsgebäude und Beamtenklub stehen in sonderbarem Gegensatz zu ihrer Umgebung.

Hafen und Quai waren so primitiv wie möglich. Ich dankte meinem Schöpfer, als ich ziemlich trockenen Fußes bei einem Iswótschtschik anlangte, der mich zum Gerichtspräsidenten Baron Mirbach, einem Petersburger Bekannten, brachte. In seiner Gesellschaft machte ich schnell die Runde durch die Stadt und bei ihren wenigen interessanten Bewohnern. Daß die Stadt aber schnell besichtigt war, und daß ich trotz der angenehmen Gesellschaft mich darnach sehnte, meinen Wanderstab weiterzusetzen, brauche ich nach dem Gesagten kaum zu erwähnen. Nachdem ich dem stellvertretenden Generalgouverneur General Grodekoff,*) dessen Name eben so rühmlich bekannt ist durch seine Forschungsreisen im östlichen Turkestan wie durch seine Mitwirkung bei der Besetzung des westlichen Turkestan, meinen Besuch gemacht und alle gewünschten Empfehlungen für meine Weiterreise empfangen hatte, war mein ganzes Bestreben darauf gerichtet, die Zeit der Abfahrt

*) Ist im Frühjahr 1898 Generalgouverneur des Amurgebiets geworden.

des nächsten Ussuridampfers zu erfahren und mir einen Platz auf ihm zu sichern.

Beides stellte sich wieder einmal nicht als ganz leicht heraus. Die Unordnung auf dem Bureau der neuen Dampfschiffahrtsgesellschaft war die gewöhnliche. Ich schätzte mich glücklich, als ich im Besitz einer halben Kabine mit nur elfstündiger Verspätung den Ussuri hinauf dampfte.

* * *

Das Dampfschiff war bedeutend kleiner als der „John Cockerill", doch gleichfalls verhältnismäßig bequem eingerichtet. An Reisegesellschaft litt ich diesmal keinen Mangel. Die erste und zweite Kajüte waren so überfüllt, daß sich um das Essen bei jeder Mahlzeit ein kleiner Kampf entspann. Diejenigen, welche dabei den Kürzeren zogen, mußten sich mit Thee und Konserven begnügen. Doch das störte die Gemütlichkeit weiter nicht.

Zwei bis drei Tage Wasserfahrt, wenn wir irgendwo festrannten, auch einige mehr standen uns bevor. Ein Tag in der Bahn sollte uns nach Wladiwostók bringen; also für sibirische Verhältnisse eine kurze und bequeme Reise.

Schon nach wenigen Stunden verkehrten alle Reisenden so zwanglos mit einander, wie es nur eine russische Reisegesellschaft thun kann. Der Russe hat noch weit mehr wie der Deutsche die Manie des Sichvorstellens, und zwar sagt man sich nicht nur den Familien-, sondern auch Vor- und Vatersvornamen. Letzteren zu behalten, ist viel wichtiger und für den Ausländer schwerer. Der Russe dagegen weiß häufig genau, ob jemand Iwán Iwánowitsch oder Kónstantin Petrówitsch heißt, während er über den Familiennamen im Unklaren ist. Nach dem Akt des Vorstellens erfolgt der Cigarettenaustausch und einige Zeit darauf ein gemeinschaftlicher „Aufbiß". Dann ist man mit Herren endgültig bekannt, Damen dagegen bieten einem als Abschluß der Bekanntschaft beim Thee Konfekt an.

Die Kabine teilte ich mit einem Ingenieur, dem Mitglied einer Expedition, die nach der Mandschurei gehen sollte, um das Gelände für einen etwaigen

Bahnbau zwischen Tschita und Port Arthur*) zu erforschen. Dieser Zweck der Reise sollte geheim sein, war aber allen so verborgen wie das Geheimnis des Hanswurstes. Die Mitglieder hüllten sich auf direkte Fragen zwar in geheimnisvolles Schweigen, besprachen untereinander aber ganz offen ihre Pläne. Einzelne erkundigten sich bei mir sogar nach den Verhältnissen in der Mandschurei. Da dieses chinesische Gebiet mir ebensowenig bekannt war wie anderen — die Mandschurei gehört zu den unerforschtesten Teilen Asiens — so mußte ich die Herren auf die Ergebnisse ihrer Forschungen vertrösten. Befriedigender schien ihnen dagegen meine Auskunft über die Zweckmäßigkeit und den Gebrauch einiger wissenschaftlichen Instrumente, darunter eines Höhenmessers.

Recht leid that mir der Chef der Expedition, dem anscheinend schon das Reisen durch Sibirien wenig Freude und große Mühe verursachte. Würdevoll und gemessen, wie nur ein hochgestellter Bureaukrat es sein kann, fühlte er sich mit seinen großstädtischen Manieren offenbar nicht recht wohl in der sehr wenig zeremoniellen Umgebung. Es schien ihm denn auch Freude zu machen, mit mir ab und zu eine kleine französische Konversation zu führen, die in ihm Petersburger und Pariser Erinnerungen erweckte.

Seine Untergebenen dagegen genossen das sibirische Leben in vollen Zügen. Zwei sonderbare Kaufleute mit ihren angeblichen Gemahlinnen konnten sich zu dem guten Fang gratulieren, den sie an den Forschern gemacht hatten, die ihnen allnächtlich bei Makao und ähnlichen Spielchen einen Teil ihrer Diäten abließen. Gewerbsmäßig spielende Reisende sind übrigens eine gewöhnliche Erscheinung auf sibirischen Dampfschiffen. Es soll ihnen recht gut gehen, wenn sie auch ab und zu eine Tracht Prügel einstecken müssen.

An Unterhaltung fehlte es also auf dem Ussuri nicht. Die Fahrt ging gut aber etwas langsam von statten, da infolge des Hochwassers die an sich starke Strömung noch bedeutend reißender geworden war. Auch hielt uns das mehrmalige tägliche Holzeinnehmen lange auf. Mir gab es Gelegenheit, eine Reihe von Kosakenansiedelungen genauer in Augenschein zu nehmen.

*) So hieß es damals. Jetzt steht fest, daß die Bahnlinie weiter nördlich gehen wird. (S. unten Seite 322).

Die erste größere Anzahl Kosaken wurde im Jahre 1858 aus Transbaikalien an den Ussuri geschickt. Zur Zeit trifft man alle 20 bis 30 km auf ihre Kolonieen längs des Stromes und der Poststraße, die sich an ersterem hinzieht.

Zehn Jahre nach der ersten Kolonisation besuchte und beschrieb sie der bekannte Forschungsreisende Prschewalski.*) Er kam auf Grund seiner Beobachtungen zu dem Schluß, daß in der That das Dasein der dortigen Kosaken ein wenig beneidenswertes sei. Gar nicht zu reden von irgend welchem Überfluß an Lebensunterhalt, habe der größte Teil unter ihnen nicht einmal sein Stückchen tägliches Brot. Von der zweiten Hälfte des Winters ab bis zur Erntezeit müsse der Staat den größten Teil der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln versorgen, um sie so gerade noch vor dem Hungerstode zu bewahren.

Die Ursachen dieser Erscheinung in einem Lande mit so großem natürlichen Reichtum aber faßt Prschewalski mit den Worten zusammen:

„Die allgemeine Trägheit und Apathie, das sind die beiden Seuchen, welche tief in die ganze Bevölkerung eingedrungen sind und sie in so traurigen, um nicht zu sagen, erstaunlichen Zustand versetzt haben."

Ich war sehr gespannt, diese Kosakendörfer zu sehen, nachdem beinahe vier Jahrzehnte seit ihrer Gründung verflossen waren, und ich hatte nachher Gelegenheit, einige der ältesten und einige von denen, die erst in den letzten Jahren angesiedelt wurden, zu besuchen. Zwischen beiden Kategorieen fand ich keinen Unterschied — beide machten den gleichen unkultivierten Eindruck.

Auch ich bekam noch als Erklärung für ihre Lage von den Kosaken die Worte zu hören: „Was ist das für ein Leben hier? Im Winter hat man nichts zu essen. Dann stirbt man vor Hunger und Kälte, im Sommer aber vor Mücken". So klagten sie schon Prschewalski ihr Leid. Ganz so gerechtfertigt wie vor dreißig Jahren schienen diese Klagen jedoch nicht mehr zu sein. Von europäischer Kultur aber kann noch immer nicht die Rede sein. Größere Felder sind eine unbekannte Erscheinung. Einige elende Gärten

*) N. Prschewalski, Reise im Ussurigebiet von 1867—1869. St. Petersburg 1870.

um die Häuser und etwas schlechtes Vieh, das sind die landwirtschaftlichen Reichtümer des Ussuri-Kosaken.

Die Faulheit hat sich unverändert fortgeerbt. „Wie sie ihren Lebensunterhalt erwerben", äußerte ein lange Jahre unter ihnen lebender Postbeamter, „ist mir unerfindlich". Eine Erklärung dafür, daß viele von ihnen zur Zeit verhältnismäßig gut leben, dürfte meines Erachtens zunächst in der Steigerung des Verkehrs am Ussuri zu suchen sein. Die Arbeitskräfte sind sehr teuer, sodaß hoher Verdienst mit geringer Mühe zu erlangen ist. Der Kosak erwirbt seinen Unterhalt lieber als Lohnarbeiter, Handwerker oder Kaufmann, als durch Ackerbau und Viehzucht. Ja, er ist auch zu faul, den handgreiflich vor ihm liegenden, unglaublichen Fischreichtum ordentlich auszubeuten. Nur die Jagd macht ihm Spaß und bringt ihm gleichfalls einigen Verdienst. Einen nicht unbedeutenden Ertrag sollen bis vor kurzem die Besuche abgeworfen haben, welche die Kosaken ihren Nachbarn jenseits der Landesgrenze auf der linken Seite des Flusses öfters abstatteten. Wenn auch die Geschichte von der Schwadron, die in abgerissenem Zustande in die Mandschurei ritt und mit silbernen Steigbügeln zurückkehrte, als Erfindung anzusehen sein dürfte, so steckt doch in den vielen ähnlichen Erzählungen, welche im Lande umlaufen, sicherlich ein wahrer Kern. Sie entsprechen zu sehr der Räubernatur jener Grenzwächter, als daß man sie ganz in das Reich der Fabel verweisen könnte.

Mag man nun in der Arbeitsscheu der Kosaken auch die Hauptursache ihrer üblen Lage erblicken, so muß doch zugegeben werden, daß ihr Los kein leichtes war und ist. Die Überwachung des Ussurigebiets erfordert mehr Ausdauer und Geschick als die der meisten Teile Sibiriens. Schon an den Stellen, die nicht den Überschwemmungen des Stromes und seiner Nebenflüsse ausgesetzt sind, stellt sich dem Kolonisten in der Undurchdringlichkeit des Urwaldes ein Hindernis entgegen, das einen regeren Unternehmungsgeist und größere Energie erfordert, als sie der russische Ansiedler im allgemeinen besitzt. Um das zehnfache mehren sich die Schwierigkeiten im Überschwemmungsgebiet. Selten findet sich da ein Fleckchen Erde, welches nicht einen Teil des Jahres unter Wasser steht. Weite, von hohen Sumpfgräsern bestandene Flächen, die zu ihrer Urbarmachung unendliche Mühe,

Zeit und auch bedeutende Mittel erfordern, bilden das Feld der Thätigkeit des Ansiedlers. Das Klima ist im Sommer beinahe subtropisch, im Winter aber herrscht in der That echte sibirische Kälte. Wenn die Kosaken darüber klagen, daß sie im Sommer vor Mücken beinahe umkommen, so ist dies buchstäblich wahr zu nehmen. Junges Vieh gedeiht in jenen Gegenden schwer, weil es von den Moskitos zu Tode gepeinigt wird. Erst wenn der Wald ausgerodet, das Buschwerk mit Hacke und Feuer vertilgt und das Erdreich entwässert ist, verschwinden die Millionen von Plagegeistern, welche Menschen und Tiere zur Verzweiflung bringen. Ich habe eine gleiche Moskitoplage wie im Ussurigebiet nirgends, selbst nicht in den Tropen erlebt. Nelkenöl und sonstige gepriesene Essenzen, Einreiben mit Fett und selbst der beste Moskitoschleier — er müßte denn so dicht sein, daß einem in der Hitze der Atem ausgeht — helfen nur für den ersten Augenblick. In allen Größen, bei Tage und bei Nacht,*) erscheinen Legionen mückenähnlicher Tiere, sodaß die Einwohner ihre letzte Zuflucht bei Grasfeuern suchen, deren Qualm ihre Behausungen, ihr Vieh und sie selbst bei der Arbeit umgiebt. Ich kostete diese Qualen auf der Jagd zur Genüge, um mit den Ansiedlern fühlen zu können.

Das Stromgebiet des Ussuri gab den denkbar ungünstigsten Ansiedelungsboden in der südlichen Küstenprovinz ab. Seine Besetzung mit Kosaken läßt sich wiederum nur durch politische Gründe erklären. Aber auch dort hätte sich wohl manche günstigere Stelle finden lassen, als gerade die meisten es sind, welche zu Kosakenstationen bestimmt wurden. Unlust und Unwissenheit der mit der Auswahl der Örtlichkeiten beauftragten Offiziere, haben auch im Ussurigebiet viele Fehlgriffe gezeitigt, die schwer wieder gut zu machen sind. Sagte mir doch ein Rittmeister ganz offen: „Sehen Sie, ich habe Befehl, neu hierhergekommene Kosaken anzusiedeln, aber wie man das macht, davon verstehe ich gar nichts."

Doch ich will nicht weiter auf diese traurigen Verhältnisse eingehen. Kehren wir lieber vom Lande auf den Strom zurück, von dem aus sich die Umgebung in erfreulicherem Lichte betrachten läßt. Als ich den Ussuri zum

*) Einige Sibirier behaupteten, die Tagesstunde nach der Art der sie peinigenden Moskitos angeben zu können!

ersten Male besuchte, hatten seine Wasser, wie gesagt, Wiesen und Wälder weithin überschwemmt. Nur im Unterlauf, wo das Bergland seine Ausläufer bis an das Ufer heranschickt, traten die üppigen Laubwälder, aus denen ab und zu schroffe, nackte Felsen hervorragten, unseren Blicken nahe. Sonst schweifte das Auge über unendliche Fluten, aus denen nur ab und zu eine Baumkrone hervorragte, und über denen der Waldessaum in bläulich schimmerndem Bogen nur in weiter Ferne zu sehen war.

Am Nachmittag des dritten Tages erreichten wir den Zusammenfluß des Ussuri mit seinem größten rechten Nebenfluß, dem Imán. Das Hochwasser desselben war womöglich noch stärker wie das des Hauptstromes. Von dem am Ufer gelegenen Teil der Bahnstation Imá, die etwa 8 km von der Mündung des Flusses entfernt ist, war wenig zu sehen. Nur die Dächer der Lagerhäuser ragten aus dem Wasser hervor. Die Vorräte waren ein Raub des nassen Elements geworden, und der Staat hatte durch die Lässigkeit seiner Beamten wieder einige Tausend Rubel eingebüßt.

Doch was will dieser Verlust bei einem Bahnbau sagen, bei welchem so aus dem Vollen gewirtschaftet wurde wie dort. Anstatt der ausgeworfenen 34 000 Rubel für die Werst hatte man auf der Strecke Wladiwostók—Imá, deren 74 000 durchschnittlich verbraucht und dabei so schlecht gebaut, daß der Umbau der eben fertig gestellten Bahn notwendig und sogar die Verlegung eines großen Teils ernstlich in Erwägung gezogen wurde.

Die Ussuribahn ist die äußerste der fünf Strecken, in welche der Weg von Wladiwostók bis Tscheljábinsk am Ural eingeteilt wurde, um auf jeder die Arbeiten unabhängig von einander in Angriff zu nehmen. Während man nun auf den Teilen Tscheljábinsk—Kriwoschtschókowa am Ob, von dort bis Irkutsk und von Khabarówsk bis Wladiwostók eine möglichst gleichmäßige Förderung des Werkes in Aussicht nahm und, soweit es die Verhältnisse erlaubten, auch durchführte, wurden die Bauten um den Baikalsee, in Transbaikalien und längs des Amur bis nach Khabarówsk von vornherein späterer Zeit vorbehalten.*)

In Imá war zur Zeit unserer Ankunft das mit dem fortschreitenden Bahnbau stetig vorrückende Hauptquartier der Ingenieure nebst dem großen

*) Vgl. unten Seite 321 fg.

Arbeiterlager aufgeschlagen. Ein Zug ging am selben Tage nicht mehr, ich warf also gleich die Flinte über den Rücken, um mir, wenn möglich, ein Abendbrot von Wasservögeln zusammenzuschießen. Weit brauchte ich nicht zu gehen, um auf Jagdgebiet zu kommen. Der Bahndamm war mitten durch den sumpfigen Wald gezogen, welcher das Material zu Schwellen und Faschinen lieferte. Schöner wurde er durch das Ausholzen der stärkeren Stämme gerade nicht, aber wenigstens gangbarer. Nach einigen Hundert Schritt fand ich auch schon Bekassinen. Eine erlegte ich, dann gab ich die Jagd auf, oder, besser gesagt, ich flüchtete aus dem Sumpf auf eine etwas höher gelegene Stelle vor den Moskitos, die mich ihrerseits als Wild auserkoren hatten. Mit diesen Plagegeistern hatte ich nicht gerechnet, als ich an Land ging. An der Amurmündung waren wir auf der Jagd noch mäßig von ihnen gepeinigt worden. Das kühlere Klima und die höhere Lage ließ sie nicht in dem Maße aufkommen, wie die feuchtschwüle Luft der Ussuriebene. Eiligst suchte ich das Schiff wieder zu erreichen, wo ein kühler Luftzug Mücken und Stechfliegen verscheuchte.

Der Rückweg führte mich durch das Arbeiterlager. Über tausend Chinesen, unter denen die Russen ganz verschwanden, hatten dort Unterkunft gefunden. Weithin dehnten sich die Zelte aus, zwischen denen Holz- und Grasfeuer, erstere zum Kochen, letztere zum Schutz gegen die Moskitos, flackerten und qualmten. Lachend und schwatzend saßen und standen die Bahnbrecher der Kultur — die zwar der Dampfmaschine, aber nicht der Seife und dem Waschwasser den Weg in die Wildnis bahnten — um die Feuer und tranken nach des Tages Mühen ihren bitteren Thee oder schoben ihr kärgliches Mahl mit Stäbchen in den Mund. Schön waren die Düfte, welche uns umschwebten, gerade nicht. Sie bildeten aber auch die einzige Unannehmlichkeit, der man bei der Lagerbesichtigung ausgesetzt war. Betrunkene Chinesen sah ich dort ebensowenig wie in China. Nur den bärtigen Gestalten der Russen, die dem chinesischen Khanschi oder dem heimatlichen Wodka zu eifrig zugesprochen hatten, schien es geratener, auszuweichen. Doch auch der Russe wird im Rausch selten raufluſtig, sodaß dem Begegnenden höchstens die Gefahr droht, von einem dieser bärtigen Gesellen allzuzärtlich begrüßt zu werden. Belästigungen, wie sie bei uns jeder in

einer Fabrikgegend täglich erleben kann, sind unter den Arbeitern des fernen Ostens nirgends zu befürchten. Im großen und ganzen verkörperte das Lager im Innern eher den Fortschritt Chinas als den Europas. Die einzige Konzession an letzteres bildeten die Leinwandzelte der Arbeiter und die abseits errichteten Holzbaracken der Bauleiter. Allein auch das Schlafen in solch einem Zelt dürfte keinem von uns Behagen oder Erholung bieten. In jedem befanden sich eng aneinander gereiht zwanzig bis dreißig Schlafstellen, die wiederum in Leinwandhütten bestanden. Sie schlossen so dicht, daß zwar keine Mücke, aber auch wenig Luft in ihr Inneres drang. Man schlafe da bei der feuchten Hitze jenes Landes, wenn man nicht Chinese oder Brodiag*) ist! Es war ein Glück für Rußland, daß ihm Chinesen zum Bahnbau zur Verfügung standen. Schon seit längerer Zeit kamen alljährlich Transporte bezopfter Arbeiter, besonders aus Tschifu, nach Wladiwostók, um dort nach ihren Begriffen exprobitante Löhne,**) d. h. etwa 12 Rubel den Monat, zu verdienen. Seit dem Beginne des Bahnbaues verstärkte sich dieser Zuzug erheblich, und an der ganzen Linie wimmelte es von gelbhäutigen, schlitzäugigen, ausdauernden und arbeitsamen Menschen.

Die Nacht verbrachten wir noch fast alle auf dem Dampfer. Am nächsten Morgen aber wartete unser eine wenig erfreuliche Überraschung. Schon seit sechs Tagen, sagte der Stationsvorsteher, sei die Fahrt nach Wladiwostók unmöglich, weil das Wasser an vielen Stellen den Bahndamm unterspült und Schwellen und Brückenpfeiler hinweggerissen habe. An ein Fortkommen vor drei Tagen sei garnicht zu denken. Möglicherweise würde es noch länger dauern. Wer wolle, könne um 11 Uhr vormittags nach der nächsten Station Murawióff-Amurski fahren, weiter ginge es nicht. Die Frage, weshalb dies nicht rechtzeitig telegraphisch nach Khabarówsk berichtet worden sei, blieb unbeantwortet. Das Schimpfen auf die Erbauer der Bahn, die den ersten Sommerwässern nicht widerstehen konnte, nützte nichts. Ein Entschluß mußte gefaßt werden. In Imá gab es weder

*) Brodiag oder Brodiaschka, — Herumtreiber bezw. Herumtreiberchen — nennt der Sibirier den heimatlos herumwandernden, entlassenen oder entlaufenen Verbannten.

**) Zur Zeit meiner Anwesenheit in Nordchina wurden die monatlichen Unterhaltskosten einer Arbeiterfamilie von vier Köpfen auf höchstens 10 Mark berechnet.

Unterkunft noch Lebensmittel. Vielleicht waren wir in Murawiόff besser daran. Also entschlossen sich die meisten dahin zu fahren.

Auf der Landungsbrücke traf ich einen Bekannten aus Wladiwostók, Herrn Kreuzer, der als Postbeamter den letzten Zug begleitet hatte und nun schon gegen sechs Tage festsaß. Wir verbündeten uns gegen das Schicksal, indem ich meine Konserven und er seinen Postwagen, einen Kochapparat und Brot zur Verfügung stellte. Bei einem Imbiß warteten wir gelassen der Dinge, die da kommen würden. Vor der Hand aber kam nichts. Um zehn Uhr sollte der Zug erscheinen, um zwölf erst war er glücklich zusammengestellt. Das Gepäck wurde hinübergeschafft, wir rauchten eine Cigarette nach der anderen, die Lokomotivpfeife ertönte ohne Unterlaß, aber der Zug blieb stehen, weil — zwei Drittel der Fahrgäste fehlten. Sie hatten sich auf der Nahrungssuche in den Lagerkantinen zerstreut. Bahnbeamte wurden nach allen Richtungen ausgesandt, und die Lokomotive ließ ihren Lockruf weiter erschallen, bis nach einem Stündchen glücklich alle beisammen zu sein schienen.

Gemächlich setzten wir uns in Bewegung. Die fahrplanmäßige Geschwindigkeit betrug damals durchschnittlich 20 km in der Stunde. Ein Tag und eine Nacht sollte zum Durchlaufen der 400 km langen Strecke von Imá bis Wladiwostók gebraucht werden. Zunächst aber fuhren wir keine 12 km die Stunde, und das war unser Glück. Etwa die Hälfte des Weges hatten wir zurückgelegt, und ich schaute gerade zum Fenster hinaus auf die langweilige Landschaft, als ich bei einer starken Kurve zu meiner Überraschung bemerkte, wie zwei der vorderen Wagen die Richtung verloren. In demselben Augenblick wurde ich durch einen scharfen Ruck auf den Sitz zurückgeschleudert, und der Zug hielt. Die neu und schlecht gelegten Schienen hatten dem Druck bei der Wegebiegung nicht widerstanden, zwei Waggons sprangen aus dem Geleise und die Lokomotive nebst einigen anderen Wagen riß sich los. Infolge der geringen Fahrgeschwindigkeit war der Anprall so schwach, daß kein Wagen den hohen Damm herabstürzte. Der hintere Teil des Zuges blieb sofort stehen und die entgleisten Wagen bohrten sich nur wenig in das Erdreich ein. Kein Mensch nahm Schaden. Die Bahnbeamten schienen an solche kleinen Zwischenfälle gewöhnt

zu sein. Sie führten die zur Ausbesserung des Schadens nötigen Werkzeuge mit und erklärten, bis zum Abend alles in Ordnung bringen zu können. Uns konnte es schließlich gleichgültig sein, ob wir einen halben Tag mehr in Murawiöff oder auf der Bahnstrecke verbrachten. Die Zeit verging mit der Zubereitung der Mahlzeit, dem Anknüpfen neuer Reisebekanntschaften und dem Betrachten der Erdarbeiten an der Bahn. Gegen Mitternacht langten wir endlich ohne weiteren Unfall auf der Station an.

Solange die Weiterfahrt unmöglich war, blieb der Zug unsere Behausung. Sie war eine der besseren von denen, die ich in Sibirien kennen lernte. Es gab damals auf der Ussuribahn Wagen 2., 3. und 4. Klasse. Ihre Einrichtung entsprach durchaus der im europäischen Rußland. Sie war also recht erträglich. Besonders der dem einzelnen zur Verfügung stehende Raum ist ja in Rußland weit reichlicher bemessen, als in den westeuropäischen Ländern. Zur Nacht hat jeder meistens so viel Platz, daß er sich bequem ausstrecken kann. Es wird genügend rollendes Material beschafft und eingestellt, damit die Reisenden nicht eingepfercht und zusammengekrümmt sitzen müssen, wie es ja selbst bei unseren Blitzzügen, denen an Luxus nichts, aber an Bequemlichkeit noch manches abgeht, der Fall ist. Da wir alle eine „Poduschka", d. h. ein Kopfkissen, ohne das bekanntlich kein Russe reist, mit uns führten, die herrschende Hitze aber jede Decke entbehrlich machte, so waren wir mit dem Bahnhotel sehr zufrieden.

Schlimmer sah es mit der Verpflegung aus. In der Bahnhofsrestauration gingen die Vorräte schnell zur Neige, sodaß bei längerem Aufenthalte wirkliche Not zu befürchten stand. Die Konserven der Filiale von Kunst & Albers in dem Kasakendörfchen waren schnell vergriffen, da jeder, dem sein Geldbeutel diesen Luxus erlaubte, am frühen Morgen nach der Ankunft dorthin eilte, um sich bei Zeiten zu verproviantieren. Sogar Fische gab es wenig, da der hohe Wasserstand den Fang erschwerte. Herr Kreuzer und ich erstanden bei einem Bäcker Kartoffeln, bei einem Kosaken einen frischen Lachs und versuchten unser Glück nochmals auf der Jagd. Wenn diese auch erfolglos blieb, da das Hochwasser ringsherum alles Wild verscheucht hatte und uns die Moskitos in Kürze wieder allen Eifer benahmen, so bereute ich die kleinen Ausflüge doch nicht, weil wir dabei

die nähere Umgebung kennen lernten und mit den Kosaken in nahe Berührung kamen.

Murawióff-Amurski war eine ganz neue Ansiedelung von Don-Kosaken. Gerade bei dem herrschenden Hochwasser konnte man sehen, wie schlecht die Kolonie für den Betrieb des Ackerbaues gewählt war. Die Kosaken jammerten mit Recht über ihre neue Heimat, wenngleich es ihnen zur Zeit des Bahnbaues ganz gut ging. Nur schwer waren denn auch einige halbwüchsige Burschen dazu zu bewegen, uns für gutes Geld etliche Stunden zu rudern.

Einen etwas weiteren Ausflug machten wir nach dem Dörfchen Krasnojarsk am Ussuri. Herr Kreuzer war mit der Familie des dortigen Posthalters befreundet und sagte uns telegraphisch an. Der Weg führte zwei Stunden durch wenig gelichteten Wald. Wir fuhren auf einer Strecke der Poststraße, welche vor dem Bahnbau die einzige Verbindung von Wladiwostók nach Khabarówsk zur Winterszeit bildete.*) Ansiedelungen abseits der Poststraße und des Ussuri giebt es nicht. Die Kosakenstationen befinden sich sämtlich auf dem rechten Ufer des Ussuri, da dieser die Landesgrenze bildet. Mandschu-Dörfer aber sieht man am linken Ufer nicht, wahrscheinlich, weil die ackerbauenden Mandschu die den Überschwemmungen ausgesetzte Niederung mieden und auf den sicheren Höhen des Tschakulán- und Nádankhátala-Gebirges blieben. Die Flußebene ließen sie den Golden, welche dort alles, was sie zum Lebensunterhalt brauchten, nämlich Fische und Wild, fanden. Sie leben abseits von den Kosakendörfern, aber im Einvernehmen mit diesen. Bei ihrer friedfertigen Natur ist jeder Konflikt ausgeschlossen.

Die Länderstrecken abseits vom Ussuri nach Osten wie nach Westen hin sind geographisch so gut wie unbekannt. Es fehlt daher auch an jeder zuverlässigen Nachricht darüber, wie stark der angrenzende Teil der Mandschurei bevölkert ist.

Nach den Angaben der Kosaken scheint er jedenfalls bedeutend stärker bewohnt zu sein als das russische Ussurigebiet. Es soll übrigens keineswegs

*) Im Sommer 1897 wurde die gesamte Strecke der Ussuribahn von Wladiwostók bis Khabarówsk fertig gestellt.

Zur Jagd gerüſteter Golde.

geraten sein, sich ohne starke Eskorte auf mandschurischen Boden zu begeben. Der Mandschu ist durchaus nicht friedfertig gesinnt. Wahrscheinlich hat er auch üble Erfahrungen bei den Besuchen gemacht, die ihm der europäische Kulturträger in Gestalt von Kosakenschwadronen abstattete. Allerdings erwiderte er die bewaffneten Visiten öfters. Erst im Sommer vor meiner Anwesenheit erschien eine solche Räuberhorde auf der Station Murawióff. Sie plünderten zwar das Warenlager von Kunst & Albers, wurden aber schnell von den Kosaken zurückgeschlagen. Einzelne Räuber treiben sich in allen Teilen des Grenzgebietes herum. So entgingen vor einem Jahre zwei deutsche Angestellte der Firma Kunst & Albers einem Überfall nur im letzten Augenblick. Auf der Reise von Wladiwostók nach Khabarówsk begriffen, legten sie am Imán eine Strecke im Boot zurück. In Imá nahmen sie neue, mandschurische Ruderer an. Kurz vor der Abfahrt wurden sie jedoch von ihren bisherigen Bootsleuten, deren Zuneigung sie wahrscheinlich durch guten Lohn erworben hatten, vor den neuen Begleitern gewarnt. Als sie daraufhin noch zwei Kosaken zur Begleitung gedungen hatten, erklärten die Mandschu plötzlich, nicht mehr nach Krasnojarsk fahren zu wollen, und begaben sich eiligst an das jenseitige Ufer.

Ein wenig angenehmerer Räuber ist auch in jenen Gegenden der Tiger. Im Winter 1894 zeigte sich beispielsweise ein solcher allabendlich auf der Poststraße von Murawióff nach Krasnojarsk, sodaß die Postillone streikten. Es gelang den Kosaken jedoch, das Raubtier zu töten, indem sie Selbstschüsse auf den Wechsel legten. Das Fell schmückt jetzt meine Wohnung. Nur sehr wenige sibirische Jäger wagen es, dem Tiger mit der Büchse gegenüberzutreten. Ein seltenes Beispiel von Mut gab ein fünfzehnjähriger Kosak, der drei Tiger im Laufe weniger Minuten erlegte. Er tötete zwei auf der Stelle und verwundete den dritten schwer, doch nicht tödlich, sodaß dieser noch die Kraft fand, sich auf den Jäger zu stürzen und ihm Arm und Brust zu zerfleischen. Man fand den Verletzten bewußtlos neben den drei verendeten Tigern. Bei Gelegenheit der Reise des Zaren Nikolaus II. durch Sibirien wurde ihm der mutige Kosak vorgestellt.

Herr Kreuzer und ich begegneten auf der Fahrt nach Krasnojarsk

weder Khonchusen noch Tigern. Schnell brachte uns der Tarantáß*) ans Ziel, wo wir einige angenehme Stunden im Kreise der Familie des Posthalters verlebten. Weniger glücklich gestaltete sich die Rückfahrt. Waren unsere Pferde am Vormittag an einigen Stellen nur bis an die Fesseln naß geworden, so mußten sie bei der Rückfahrt mehrmals geradezu schwimmen. Mit reißender Schnelle hatte das Hochwasser zugenommen. Die Fluten stiegen von Minute zu Minute, und das Wasser brauste unheimlich durch den Wald dahin. Mehrfach stand es hoch im Wagenkorbe, sodaß wir genötigt waren, die Füße auf den Sitz zu ziehen. Als wir in der Nähe des bei Murawióff vorbeifließenden Flüßchens anlangten, wogte vor uns ein breiter See. In der Ferne nur schimmerten die erleuchteten Fenster der Kosaken aus der Dunkelheit herüber. Erst nach halbstündigem Warten und Rufen bewogen wir einen Fährmann uns herüberzuholen. Da, wir trauten unseren Ohren kaum, ertönte von weitem das Pfeifen einer Lokomotive, wahrscheinlich das Zeichen zur Abfahrt; denn drei Tage hindurch hatte die Maschine geruht. Wir liefen ungeachtet aller Dorfköter, so schnell uns die Beine trugen, nach der Station. Wieder einmal unnütze Eile. Zwar war die Nachricht eingetroffen, daß das Wasser im Oberlauf des Ussuri unerwartet rasch gesunken und die Reparaturarbeiten in vollem Gange seien, aber die Zeit der Abfahrt blieb ungewiß. Wahrscheinlich heizte der Lokomotivführer, dem die Sache wohl auch langweilig geworden war, bei dieser Botschaft voreilig ein und ließ vor Freude die Signalpfeife ertönen. Wir gingen nochmals in unsere stillen Waggons schlafen.

Es mochte gegen sieben Uhr morgens sein, als ich erwachte. Der Zug schien mir zu rollen. Zunächst glaubte ich an einen schönen Traum. Erst als mich ein Stoß vollkommen weckte, sprang ich vom Lager ans Fenster und bemerkte zu meiner Freude, daß wir uns wirklich langsam vorwärts bewegten. Die Gegend blieb den ganzen Tag gleich einförmig. Sumpfige, spärlich mit Bäumen bestandene Grasflächen zogen sich im Westen hin soweit der Blick reichte. Nur fern im Osten erquickten die Wellenlinien flacher Höhenzüge das Auge.

*) Der in Sibirien gebräuchliche Reisewagen.

Ohne anregende Reisegefährten wäre die Fahrt recht langweilig geworden. Die mandschurischen Forschungsreisenden zwar verhielten sich ganz schweigsam. Die „Kaufleute" schienen ihnen doch zu arg mitgespielt zu haben. Sehr munter dagegen war der Betriebsdirektor der Bahn, welchen ein guter Trunk und eine lustige Geschichte offenbar mehr interessierte als der Betrieb auf der Strecke. Interessanter und sympathischer war mir jedoch ein Oberst, der für einige Jahre nach dem Ussuri versetzt war und damals dem Abschluß der langen Landreise mit seiner Familie entgegensah. Abgesehen davon, daß ich in ihm einen für jene Gegenden selten gebildeten Menschen kennen lernte, blieb er mir in besonders angenehmer Erinnerung, weil er seine deutsche Abkunft nicht verleugnete. Leider habe auch ich oft die Erfahrung gemacht, daß sich Deutsche, besonders wenn ihre Mütter Russinnen und sie dadurch griechisch-katholisch geworden waren, russischer geberdeten, wie jeder Altrusse. Dies ging manchmal so weit, daß sie vorgaben, kein deutsch zu verstehen, und jede Erwähnung ihrer germanischen Abstammung als Beleidigung ansahen. So oft ich Gelegenheit gehabt habe, solche Mischlinge näher kennen zu lernen, fiel es mir auf, daß sie eher die schlechten als die guten Eigenschaften beider Rassen verkörperten. Allerdings scheint mir aus Ehen von Russen mit deutschen Frauen ein besseres Geschlecht hervorzugehen, wie aus Verbindungen von deutschen Männern mit Russinnen. Inwieweit meine Beobachtungen verallgemeinert werden können, möchte ich indessen dahingestellt sein lassen.

Einige Kurzweil, wenn sie auch weder fahrplanmäßig noch angenehm zu nennen war, boten die unfreiwilligen Fahrtunterbrechungen. Unweit der Brücke über den Ussuri, wo wir gegen 10 Uhr morgens anlangten, hieß es aussteigen. Die Verwüstungen des Wassers hatten auf einer etwa 3 km langen Strecke noch nicht ganz beseitigt werden können, sodaß wir ein Stück Weges zu Fuß zurücklegen mußten. Soldaten erwarteten uns, um das Gepäck für Geld und gute Worte nach dem noch weit vom jenseitigen Flußufer haltenden Zug zu schleppen, und wir zogen mit Sack und Pack auf den Überresten des Geleises dahin. Die Fluten hatten schauderhaft gewütet. Der Bahndamm war unterspült und die Schwellen ebenso wie ein Teil des Brückenbelags weggerissen. Notdürftig nur war letzterer durch Bretter gangbar

gemacht. Natürlich machten alle Reisenden ihrem Ärger reichlich Luft. Wenn nun auch die Beschädigung der Brücke durch das Hochwasser nicht unbedingt verhütet werden konnte, so war doch nicht zu verkennen, daß die übrigen Zerstörungen mit Sicherheit vorausgesehen, und lediglich der unbedachten und schlechten Anlage zugeschrieben werden mußten. Die Ussuribahn führt nicht durch neu erforschtes Gelände, sondern durch den bekanntesten Teil der Küstenprovinz. Ansiedler, Offiziere, Jäger und Reisende hatten längs festgestellt und die bauleitenden Ingenieure darauf hingewiesen, daß sie die Bahnlinie durch sumpfiges, von den Sommerwässern alljährlich überflutetes Gebiet legten. Die Herren Baumeister ließen sich jedoch in ihrem Vorhaben nicht nur nicht beirren, sondern errichteten einen Bahndamm, wie er nur auf sicherem, trockenem Untergrunde bestehen konnte. Alle Terrainschwierigkeiten wurden mit souveräner Nichtachtung behandelt. Dabei hätte das Sumpfland durch eine Ausbiegung nach Osten vermieden werden können. Der allseitig offen ausgesprochene Verdacht lag nahe, daß es nicht gerade eigennützige Interessen waren, von denen sich die Erbauer bei dieser Art der Bahnlegung leiten ließen. Kurz nach meiner Anwesenheit erschien denn auch eine Ministerial-Kommission in Wladiwostók, um die Sache näher zu betrachten. Die Hauptleiter des Baues aber hatten längst den Schauplatz ihrer Thätigkeit verlassen. Mehrere Millionen gingen dem Staat am Ussuri verloren. Doch scheint ihr Verlust wenigstens die Frucht gezeitigt zu haben, daß den Ingenieuren bei dem Bau der übrigen Strecken der sibirischen Bahn etwas mehr auf die Finger gesehen wird.

Nach zwölfstündiger Fahrt hatten wir noch einen zweiten Spaziergang auf der Strecke zurückzulegen. Wenn er auch etwas kürzer als der erste war, so machte ihn die herrschende Dunkelheit doch noch weniger erfreulich. Um Mitternacht erreichten wir endlich das Städtchen Nikólsk.

Die Gebirgsgegend zwischen Nikólsk und Wladiwostók erfreut sich in Sibirien des Rufs großer Schönheit. Wir alle waren deshalb nach einwöchentlichem Aufenthalt in der Sumpf- und Steppenwildnis sehr erfreut, zum Abschluß der Fahrt noch eine Augenweide in Aussicht zu haben. Da auch die Gebirgsbahn unter sehr starken Regengüssen gelitten hatte, so konnte sie nur bei Tage befahren werden. Wir hielten also die Nacht durch in

Nikólsk und setzten uns erst gegen Morgen gemächlich in Bewegung. Nervöse Naturen kamen schwerlich zum Genuß der landschaftlichen Schönheiten. Zu unseren Seiten, über und unter uns rauschten die kaum beruhigten Wildbäche. Sie hatten den Bahndamm hier und da bedenklich unterspült. An anderen Stellen waren Geröll und Erde bis an das Geleis gerutscht und überhängende Felspartieen schienen nicht übel Lust zu verspüren, unserer Fahrt ein kurzes Ziel zu setzen. Wir kamen indessen ohne Unfall und Aufenthalt weiter. Das Gebirge bot zwar keine großartigen, aber doch viel malerische Reize. Es erinnerte mich in mancher Hinsicht an unser Eulengebirge. Schroffe Abstürze und nackte Felsvorsprünge zeigten sich häufig zu beiden Seiten der Bahn. Durch die Querthäler fiel der Blick auf dichtbewachsene Bergkegel. Nur in der Nähe des Geleises hatte der Wald unter der Axt des Holzfällers gelitten. Weiterhin breitete er sich noch in jungfräulicher Schöne über Berge und Thäler hin. Von menschlichen Ansiedelungen war außerhalb der wenigen Stationen keine Spur zu sehen. Wirklich schön gestaltete sich die Landschaft, als wir das Meer erreichten. Plötzlich tauchte die blaue, von Bergen im Halbkreis umringte Bucht Amurski vor uns auf. Ein Kriegsschiff durchfurchte gerade ihre Flut. Wir waren auf der Halbinsel von Wladiwostók angelangt. Nach einer Stunde hielt der Zug an der östlichen Bahnstation des asiatischen Festlandes.

VI. Von Wladiwostók nach Albasín.

Wir schrieben den 17. September a. St., als ich die Fahrt nach der Heimat antrat. Es kostete Mühe, all die freundlichen Einladungen zu Frühstücken, Mittagessen, Jagdausflügen u. a. abzulehnen. Ungern nur trennte ich mich von der Gastfreundschaft des fernsten Ostens und dem schönen goldenen Horn. Auch stand der Besuch zweier deutscher Kriegsschiffe in Aussicht, ein Schauspiel, mit dem die Deutschen in Ostasien ja nicht verwöhnt wurden. Doch es war die höchste Zeit zum Aufbruch, wollte ich nicht schon am mittleren Amur einige Monate unfreiwilligen Aufenthalt haben. Um den 20. Oktober beginnt öfters der Eisgang auf dem Strom. Dann hört beinahe jeder Verkehr mit Transbaikalien bis Mitte Dezember auf und der Reisende hat das zweifelhafte Vergnügen, in einer der Städte oder Kosakenstationen mehrere Monate sibirische Volksstudien zu treiben.

Alltäglich um 9 Uhr vormittags ging der Zug nach dem Imán von Wladiwostók ab. Fahrplanmäßig sollte er sein Ziel in vierundzwanzig Stunden erreichen, was es aber mit dem Fahrplan auf sich hatte, darüber war ich ja zur Genüge belehrt. Mit reichem Mundvorrat versehen und mein Schicksal gleichmütig wie ein Orientale abwartend, nahm ich also auf einem der bequemen Polster Platz und erfreute mich zum letzten Mal an dem schönen Panorama von Fels und Meer, dem uns der Zug langsam aber unsicher entführte.

Der Tag verging schnell mit eifrigen Besuchen der Bahnhofsrestaurationen und im Gespräch mit meinem Coupégefährten, einem einäugigen, pockennarbigen sibirischen Rechtsanwalt. Seine Vergangenheit war offenbar recht bewegt und jedenfalls interessanter, als die seiner europäischen Kollegen. Die Dichtung in seinen Erzählungen ließ sich allerdings nicht leicht von der Wahrheit unterscheiden. Als Sohn eines verbannten Polen war er nach der Mongolei verschlagen worden und hatte mehrere Jahre eine lamaistische Klosterschule besucht, wo er sogar Gespiele des jugendlichen Oberpriesters und Gottes der Mongolen gewesen sein wollte. Trotz dieser guten Konnexionen gefiel es ihm nicht lange bei den Mönchen, so daß er nach dem schönen Sibirien zurückwanderte und seine Studien in einer Gerichtsschreiberei fortsetzte und beendete.

Besuch der Universität und Examina werden vom Anwalt in Sibirien noch nicht verlangt. An praktischen Lebenserfahrungen aber muß ein solcher bei der Eigentümlichkeit sibirischer Klientel viel besitzen. An ersteren fehlte es meinem Reisegefährten augenscheinlich nicht, wohl aber an letzterer, da er mit Kind und Kegel nach der Goldwäscherstadt Blagowjéschtschensk übersiedelte. Die Gattin befand sich schon eine Tagereise voraus. Doch entgingen wir ihr nicht, da sie in Imá sitzen geblieben war. Daß sie der Advokat nicht vor der Hochzeit sitzen gelassen hatte, war wohl einer Inspiration des Mongolengottes zuzuschreiben, der die Abtrünnigkeit seines Freundes damit bestrafen wollte.

Die Bahnfahrt ging merkwürdig gut von statten. Brücken und Geleise waren seit meiner ersten Reise notdürftig geflickt, sodaß es für diesmal keine Märsche zurückzulegen gab. Wir zählten, als die Nacht hereinbrach, erst geringe Verspätung und schliefen in dem Bewußtsein, einem etwaigen Unfall doch nicht vorbeugen zu können, von den Schaukelbewegungen des Zuges unsanft gewiegt, vorzüglich. Wirklich erreichten wir Imá nur zwei Stunden nach der fahrplanmäßigen Ankunftszeit und hatten sogar das Glück, einen Dampfer anzutreffen, der noch am selben Tage nach Khabarówsk abgehen sollte.

An die heillose Verwirrung auf der Dampferstation war ich hinreichend gewöhnt, um mich ohne Zaudern auf die Jagd nach einem Kabinenplatz zu begeben. Nachdem ich diesen erlangt und durch Belegen mit den schwersten Gepäckstücken auch gesichert hatte, war ich im Besitz alles dessen, was uns

der Dampfer „Skóbeleff" bieten konnte. Der arme russische Nationalheld! Stolz wäre er wohl auf diese Verherrlichung seines Namens nicht gewesen, wenn er je den alten, rußigen, nach ihm benannten Kasten zu Gesicht bekommen hätte. Über den Schmutz in einigen Teilen, die wir aus hygienischen und anderen Rücksichten möglichst rein zu halten pflegen, wunderte ich mich sonst nicht mehr. Auf dem „Skóbeleff" übertraf die Unsauberkeit an Qualität und Quantität jedoch alles, was mir bis dahin auf sibirischen Verkehrsinstituten vor Augen gekommen war. Zudem schwebte man beständig in Feuersgefahr, da der Schornstein ohne Unterlaß einen dichten Funkenregen aussprühte. Den uns zur Seite gehenden Frachtkahn hatte man deshalb vorsorglich mit Segeltuch bedeckt, welches fortwährend angefeuchtet wurde. Dabei bekamen unvorsichtige Passagiere auch ihr Teil ab. Die Maschine vollführte ein solches Klappern, Kreischen und Stöhnen, daß selbst der Unbefangenste auf die Vermutung kommen mußte, daß nicht alles in Ordnung sei. „Die liegt in den letzten Zügen. Na, vielleicht geht es noch bis Khabarówsk", erklärte ein Marineingenieur, der als Leidensgenosse und Passagier mitfuhr. Wenn aber der Russe bei solchen Gelegenheiten das Wörtchen „vielleicht" gebraucht, so ist er fatalistisch hoffnungslos gestimmt. Zu mir gewandt fuhr der Ingenieur denn auch fort: „Kommen Sie schnell, solange es noch Zeit ist, eins aufbeißen." Das war leichter gesagt, als gethan, denn die Chinesen in der Kombüse und am Büffet streikten, weil ihnen der Kapitän faules Fleisch über Bord geworfen hatte. Sie erklärten, keine Provisionen in Imá bekommen zu haben, und setzten allem Schelten und Drohen ihren orientalischen Gleichmut entgegen. Schließlich fand sich Brot, Thee und Schnaps. Einige Konserven aber führten die meisten mit, sodaß wir den Hungertod nicht zu fürchten brauchten und guter Laune blieben.

Die Landschaft hatte seit meiner ersten Anwesenheit ein sehr verändertes Aussehen gewonnen. Das Hochwasser war ebenso schnell, wie es gekommen, verronnen, und majestätisch rauschte der gefesselte Strom in den gewohnten Bahnen dahin. Über Nacht war der Herbst hereingebrochen und hatte das Laub mit bunten Farben geschmückt. Der Herbst aber ist kurz in Sibirien. Oft genügt eine Woche, um die Bäume ganz zu entblättern, das Grün der

Grassteppe in totes Grau zu verwandeln und den bunten Blumenflor der Wiesen und Berghänge zu vernichten. Schon sank das Thermometer bei Sonnenaufgang bis auf Null und wir mußten uns, sobald die Dunkelheit hereinbrach, in dicke Filzmäntel oder Pelze hüllen, wollten wir nicht in der rauchigen Kajüte Zuflucht vor der empfindlichen Kühle suchen.

Wenige Länder der Erde weisen wohl so unvermittelte klimatische Veränderungen auf, wie das östliche Sibirien. Während wir noch am Imán und mittleren Ussuri zur Sommerszeit an einer beinahe tropischen Hitze leiden, giebt es in den Orten auf der Breite von Albasín selten Abende, an denen es geraten wäre, ohne warme Kleidung auszugehen. Hundert Kilometer weiter nördlich aber beginnt schon eine Zone, in der die Fröste erst Anfang Juni aufhören und Mitte August schon wieder eintreten. Kein Wunder, wenn alle die frühen Anzeichen des Herbstes ängstlich beobachteten und der Befürchtung Ausdruck gaben, daß ein vorzeitig hereinbrechender Winter unserer Weiterreise ein unwillkommenes Ziel setzen möchte. Die Zeit, welche bis zur Fahrt nach Strjétensk unbedingt notwendig wäre, wurde wieder und wieder berechnet und Pläne geschmiedet, wo und wie im Notfalle Winterquartiere zu nehmen seien. Es war das einzige Mal, daß ich Russen mit der Zeit geizen sah.

Doch das Glück blieb uns zunächst günstig. In knapp zwei Tagen trug uns der Strom nach Khabarówsk, wo wir an der Seite des schönen Amurdampfers „Cesaréwitsch", welcher am selben Tage nach Blagowjéschtschensk weiterfahren sollte, anlegten. Einige Besorgungen für die Weiterreise und ein kurzer Besuch der Bekannten füllten die wenigen Stunden bis zur Abfahrt aus. Als ich an Bord zurückkam, aber wartete meiner eine im ersten Augenblick nicht grade angenehme Überraschung. Mein Mischka kündigte mir. Tief gerührt erklärte er, ich sei zwar ein sehr guter „Kapitän", aber nach Rußland oder Deutschland könne er doch nicht mit mir reisen, das erlaube sein Onkel nicht. Kurz, er oder seine Angehörigen fürchteten das unzivilisierte Europa. So war ich denn für die Fahrt durch Sibirien darauf angewiesen, mein eigener Diener zu sein, was mir immerhin noch besser schien, als mich von einem Sibiriaken bedienen zu lassen. Hätte ich übrigens damals vorausgesehen, welche Beschwerden mir auf der Weiterreise bevor-

ſtanden, ſo würde ich wohl den jungen Chineſen gleich in Wladiwoſtók gelaſſen haben. Der „Ceſarewitſch“, auf den ich nunmehr überſiedelte, gehörte zu den beſten Dampfſchiffen der neuen Amurſchiffahrtsgeſellſchaft. Äußerlich ebenſo eingerichtet wie der früher beſchriebene „John Cockerill“, zeichnete er ſich durch beſſere Küche und etwas mehr Ordnung und Sauberkeit im Zwiſchendeck aus. Jedenfalls wähnten wir uns alle, die wir die Fahrt auf dem „Skobeleff“ durchgelitten hatten, wie im ſiebenten Himmel und waren im Hinblick auf die noch zu erwartenden Strapazen über das angenehme ſechstägige Reiſeintermezzo ſehr erfreut. So lange dauert für gewöhnlich die Fahrt ſtromaufwärts auf der etwa 1000 km langen Strecke von Khabarówsk nach Blagowjéſchtſchensk.

Die Reiſegeſellſchaft war eine für ſibiriſche Verhältniſſe geradezu gewählte. Von den bisherigen Gefährten traf ich den Marineingenieur, den Rechtsanwalt und einen Oberſtabsarzt, letztere beide mit Familie, wieder. Dazu geſellten ſich ein Adjutant des Generalgouverneurs, ein Rat der Rechenkammer des Amurgebiets, verſchiedene Offiziere — darunter ein Koſakenoberſt, der den wenig einträglichen Dienſt mit der lukrativeren Stellung eines erfolgreichen Goldwäſchers vertauſcht hatte — und last not least ein einſtiger Baron und Vicegouverneur, den Juſtitia nach dem Amur verbannt hatte, bevor er die Früchte kleiner Unregelmäßigkeiten in Sicherheit bringen konnte. Er behauptete allerdings das Opfer von Intriguen zu ſein und wollte den jungen Zaren in Kürze von ſeiner Unſchuld überzeugen.

Drei Tage und zwei Nächte ging es durch unabſehbares, nur hier und da mit Gebüſch beſtandenes Wieſenflachland. Erſt am Abend des dritten Tages erblickten wir zu unſerer Freude das Burejagebirge, oder, wie es dort gewöhnlich genannt wird, den kleinen Chingán. Die ewig gleiche trübe Majeſtät des Amur, die einförmigen endloſen Grasflächen zu ſeinen Seiten wirken binnen kurzem ermüdend. Wer Anlage zur Schwermut hat, hüte ſich den Amur oder überhaupt Sibirien zu bereiſen.

Mit Ausnahme ſehr weniger Striche bietet ſeine Wildnis dem Auge nur geringe Abwechſelung. Nirgends auf der Erde dürfte die Natur auf viele Tagereiſen hin ſo gleichmäßige Formationen erzeugt haben wie in Sibirien. Die ganze Meeresküſte von Wladiwoſtók bis zur Bucht de Caſtri

weist zwar großartig schöne, sich aber stets gleichende Felsengestaltungen auf. Am Amur können wir Hunderte von Kilometern zurücklegen, ohne daß sich der Charakter der Ufer verändert. Einförmig ist die lange Wanderung durch die Felsenwildnis und die Hochsteppen Transbaikaliens, trostlos geradezu der weite Weg durch die Hügelländer oder die Steppen des westlichen Sibiriens.

Wir Europäer und besonders wir Deutsche werden von der Natur außerordentlich verwöhnt. Eine Fahrt von wenigen Stunden genügt häufig, um an unseren Blicken die mannigfaltigsten Landschaftsbilder vorüber ziehen zu lassen. Bergländer wechseln in rascher Folge mit der Ebene, die ihrerseits selten auf längere Strecken den gleichen Charakter aufweist. In Sibirien wird man bald genügsamer. Der kleinste Scenerieenwechsel wird mit dankbarem Auge begrüßt. Eine mit grünem Gebüsch bestandene Insel, ein in den Amur mündender Nebenfluß, eine Kosakenstation und selbst die Hütte eines Eingeborenen am Ufer erscheinen beachtenswert.

Unter den Nebenflüssen des Amur zwischen Khabarówsk und dem kleinen Chingán ist der Sfungari der bedeutendste. Er giebt dem Amur an Breite nichts nach, sodaß die Chinesen sagen, nicht der Sfungari münde in den Amur, sondern letzterer sei ein Nebenfluß des ersteren. Auch in Asien hält eben jeder das Seine für das Wichtigere. In der Zukunft des russischen Amurgebiets aber wird der Sfungari jedenfalls noch eine bedeutende Rolle spielen. Die Russen machten zwar erst im Anfang des vorigen Jahres von ihrem Schiffahrtsrecht auf dem Sfungari Gebrauch. Die Expedition, welche von verschiedenen Großkaufleuten stromaufwärts gesandt wurde, hatte indessen gleich so günstige Ergebnisse, daß man wohl diesen Teil der Mongolei dem Handel in Kürze erschließen wird. Das Stromgebiet soll stark bevölkert und gut kultiviert sein, Ackerbau und Viehzucht aber überaus reiche Erträge abwerfen, sodaß Fleisch und Getreide für spottbillige Preise abgegeben werden. Bewahrheiten sich diese Berichte auch ferner, so dürfte das Amurgebiet in Kürze seine Lebensmittel nicht mehr aus Amerika oder dem Westen beziehen.

Was aber wird aus der russischen Landwirtschaft, wenn sie in Konkurrenz mit der chinesischen tritt? Sollten die Mongolen nicht mit gutem Grund die Ansiedelung im Amurgebiet von Alters her gescheut haben, weil sie

einsahen, daß die Bebauung jener Gegenden mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft ist? Das sind zur Zeit noch offene Fragen, die aber mit der unaufhaltsam fortschreitenden Erschließung Mittelasiens zu Lebensfragen für die Eroberer werden können. Im wirtschaftlichen Kampf mit seßhaften Mongolen hat der Russe bisher überall den kürzeren gezogen.

Der Amur, welcher sich an der Südgrenze der nach ihm benannten sibirischen Provinz in einer Länge von 1700 km hinzieht, ist nur auf der rechten, russischen Seite besiedelt. Die chinesische Regierung verbietet ihren Unterthanen sich am Strom niederzulassen. Sie hat dort nur das Verbleiben der alten Stadt Aigún gestattet und sonst lediglich kleine Wachen in weiten Abständen aufgestellt. Auf russischem Boden aber treffen wir Kolonisten nur in der Nähe des Amur und seiner Nebenflüsse. In das Innere des Landes nach Norden hat sich mit Ausnahme von Goldsuchern, Jägern und sehr wenigen Forschern noch kein Europäer begeben. Die Amurprovinz ist bis auf die Niederungen der größeren Flüsse eine absolute Wildnis und die Kolonisation des ganzen Amurgebietes ruht noch in den ersten Anfängen. Der größte Teil seiner Einwohner wird von russischen Schriftstellern als Ackerbauer bezeichnet. Ob mit Recht, das erscheint mir zum mindesten zweifelhaft. Die Ansiedlerbevölkerung,*) welche am Amur meistens aus Kosaken und an der Seja aus Bauern besteht, umfaßt $^3/_4$ der ganzen Einwohnerzahl. Nur die Anwohner der Seja indessen erwerben ihren Lebensunterhalt in erster Linie durch landwirtschaftliche Thätigkeit, während die Amurkosaken gleich ihren Stammesgenossen am Ussuri die Lohnarbeit, den Handel, die Jagd und den Fischfang dem Ackerbau und der Viehzucht vorziehen. Unter den ersteren aber sind es wieder fast nur die sogenannten Molokanen,**) welche Ackerbau nach europäischem oder richtiger

*) Amtlich wurde die Einwohnerzahl der Amurprovinz im Jahre 1893 auf etwas über 110000 angegeben. Davon entfielen auf die einzige Stadt Blagowjéschtschensk 22 000, auf die Amurufer 45 000, auf das Seja- und Burejagebiet 31000 und auf die Arbeiterbevölkerung (hauptsächlich in den Goldwäschereien) 10000. Die Zahl der Chinesen, Koreaner, Tungusen und Golden wurde auf 2000 (?) geschätzt. Vgl. aber dagegen die neueren Feststellungen S. 22.

**) So wird eine Sekte der russisch-katholischen Kirche genannt. Der Name rührt von ihrer Fastenspeise, der Milch — auf russisch „moloko" — her. Im Amurgebiet gab es im Jahre 1893 etwa 3500 Molokanen.

gesagt, nach amerikanischem Muster betreiben. Sie allein besitzen vervollkommnete landwirtschaftliche Geräte und sogar Maschinen, welche es ihnen ermöglichen, den Boden gründlich zu bearbeiten und große Flächen zu bebauen. Freilich hat man ihr Wirtschaftssystem mit Recht als einen Raubbau im großen bezeichnet, da sie darauf bedacht sind, möglichst ausgedehnte Äcker zu bestellen und auszubeuten, ohne auf eine rationelle Erneuerung der Bodenkräfte bedacht zu sein. Ist das Land erschöpft, so wird es verlassen, um neues auszuräubern. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, verdient die Landwirtschaft des Kosaken beinahe noch den Vorzug. Er denkt zwar auch nicht daran, den Ackerbau intensiv zu betreiben, aber er verwüstet wenigstens keine größeren Flächen. Zudem bedient er sich bei der Bestellung seiner kleinen Felder nur der unvollkommensten Werkzeuge. Beim Pflügen kratzt er das Erdreich notdürftig auf, sodaß dessen Nahrkräfte wenig in Anspruch genommen werden. Wollte auch er gleich den Molokanen wirtschaften, so würden die landwirtschaftlich nutzbaren Gebiete am Amur binnen wenigen Jahrzehnten voraussichtlich erschöpft sein.*) Denn diese sind weniger ausgedehnt, wie es der Leser vielleicht annimmt. Die Niederungen am kleinen Khingán stromabwärts sind auch am Amur alljährlich wiederkehrenden Überflutungen ausgesetzt, die Ufer des Oberlaufes aber bestehen zum Teil aus schwer kultivierbarem Berglande. Ob in den abseits vom Ufer gelegenen Strichen viel landwirtschaftlich brauchbare Teile vorhanden sind, ist nicht bekannt. Soviel jedoch steht fest, daß sehr bald nördlich vom Oberlauf wie vom Mittellauf des Amur eine Zone beginnt, deren Klima es nicht mehr gestattet, Ackerbau zu treiben.**)

*) Man kann die Ansiedelungen der Amurprovinz in drei geographisch gesonderte Gruppen teilen:

I. Am oberen Amur von Pakrowsk bis Blagowjéschtschensk. Sie besteht aus 5 Kosakenkreisen und zählte im Jahre 1893 nach amtlicher Angabe 6910 Kosaken und 680 Bauern, im ganzen mit 1160 Wirtschaften. Auf jede der letzteren entfielen durchschnittlich 4,03 ha Ackerland.

II. Am mittleren Amur bis Khabarówsk: 5 Kosakenkreise, 12720 Einwohner, 1750 Wirtschaften mit durchschnittlich 5,4 ha.

III. Seja- und Bureja-Gebiet: 5 Bauernkreise, 31008 Einwohner, 1750 Wirtschaften mit durchschnittlich 9,7 ha.

G. E. Grum-Grischimailo, Beschreibung des Amurgebiets im Auftrage des Finanzministers. St. Petersburg. Herausgegeben bei Nikolajeff 1894.

**) Vergl. das folgende Kapitel.

Trotz der geringen Ackerwirtschaft*) der Amur-Kosaken scheint auch ihre Lage zur Zeit, wo der Verkehr auf dem Strom und die Thätigkeit in den Goldwäschereien lebhafter denn je sind, keine üble zu sein. Ich hatte schon auf unserer Stromfahrt reichlich Gelegenheit, mit den Ansiedlern in Berührung zu kommen, da wir wiederum täglich mehrere Stunden bei ihren Dörfern anlegten, um frischen Heizvorrat einzunehmen. Eine Kosakenstation glich auch da in Anlage und Bauart genau der anderen. Allein die Zahl und Größe der Behausungen wechselte. In den größeren Ansiedelungen sah ich vielfach recht stattliche und wohnliche Blockhäuser. Die innere Einrichtung entsprach in vollem Maße den Bedürfnissen der Bewohner; nur fehlte außen wie innen jeder Schmuck. Dafür scheint der Kosak ebensowenig Sinn zu haben wie für die Anlage von Ziergärten oder gar von Baumpflanzungen innerhalb der Ortschaften. Ja es hat fast den Anschein, als ob er eine mit Bäumen umrahmte Dorfstraße unschön findet. Er führt die diesbezüglichen Anordnungen seiner Vorgesetzten entweder garnicht oder doch so aus, daß der Erfolg vereitelt wird.

Als ein Oberst nicht aufhörte, darauf zu dringen, daß eine Allee im Dorfe gepflanzt würde, setzten die Kosaken kurz vor der Besichtigung Bäume ohne Wurzeln längs der Dorfstraße ein. Der hohe Vorgesetzte soll beim ersten Besuch sehr befriedigt gewesen sein, bei seiner nächsten Anwesenheit aber die Knute stark in Thätigkeit gesetzt haben.

Auch das Äußere der Bewohner verrät keine Armut. Die Kleidung der Erwachsenen wie der Kinder ist durchweg gut und ausreichend. Sogar jeder Knabe erfreut sich Sommer und Winter einer Kopfbedeckung und der traditionellen hohen Juchtenstiefel. Frauen und Mädchen tragen bunte Kopftücher, sowie Kleider aus gutem Stoff und häufig mit städtischem

*) Die Viehzucht ist ebenso primitiv wie der Ackerbau. Ställe giebt es nicht, Grum-Grischimailo berichtet a. a. O., daß häufig erst 3 Kühe 1 Liter Milch täglich geben. Butter erhält man selten käuflich und muß dann mindestens 0,50 Rubel für das Pfund zahlen. Auch die Preise für die übrigen Lebensmittel sind für russische, bezw. sibirische Verhältnisse am Amur recht hohe. Zur Zeit meiner Anwesenheit kosteten 100 kg Kartoffeln 3 Rubel, Hafer 4,5 Rubel, Roggenmehl 9 Rubel und Weizenmehl über 10 Rubel. Das Mehl kam meistens aus Amerika. Nur die Pferdezucht ist nicht schlecht. Auf die Wirtschaft kamen im Durchschnitt etwa 9 Pferde.

Zuschnitt. Schmuck aber sieht man wenig, und das wenige ist gewöhnlich billige europäische Ausschußware.

Wenn es somit dem Amuransiedler im allgemeinen besser geht als seinem Ussurikameraden, so ist dies wahrlich nicht sein Verdienst. An Trägheit ist er letzterem ebenbürtig. Seiner Mission als Kolonisator hat er sich in keiner Hinsicht gewachsen gezeigt, als Grenzwächter aber war er überflüssig. In der Nähe des chinesischen Ufers giebt es, wie gesagt, keine seßhaften Bewohner. Die wenigen Nomaden (Manegrer) aber sind friedfertige Leutchen. Seit der Okkupation wurde die Amurgrenze von niemandem bedroht.

Übrigens gewann die russische Regierung wenige Jahre nach der ersten Entsendung von Kosaken ins Amurgebiet die Überzeugung, daß ihre Sendlinge nichts für die Kolonisation taugten. Diese Einsicht war es wohl, welche das „Sibirische Komitee" schon unter dem Vorsitz des Grafen Murawióff zu dem Vorschlag führte:

„Ausländer dort zur Ansiedelung zu veranlassen, besonders aber die durch ihren Fleiß bekannten Deutschen."*)

Dies geschah natürlich nicht und wird auch kaum je wieder vorgeschlagen werden. Der Kosak wird die Landwirtschaft für unabsehbare Zeit ebenso lässig betreiben wie bisher und seufzen, wenn ihm das „undankbare" Erdreich nicht einmal die notwendigen Lebensmittel liefert.

Es wäre indessen ungerecht, zu verkennen, daß auch der Amuransiedler nicht auf Rosen gebettet ist. Abgesehen von den schon erwähnten ungünstigen Kulturbedingungen hindern auch die klimatischen Verhältnisse eine gedeihliche Entwickelung der Landwirtschaft. Die Kulturperiode ist kurz und der Sommer überaus heiß und häufig auch trocken, während der lange Winter eisige Kälte mit sich bringt. Ferner sind auch am Amur nicht selten Mißgriffe in der Wahl der den Einwanderern zugewiesenen Örtlichkeiten vorgekommen, sodaß diese es nach wenigen Jahren vorzogen, weiter zu ziehen, um aufs Geradewohl günstigere Wohnstätten aufzusuchen.

Gar keine Ansiedelungen trifft man am Amurlauf innerhalb des kleinen Khingán-Gebirges, dessen Felsenlandschaft zu den wildesten und unwirtschaft-

*) Grum-Grischimailo a. a. O. S. 420.

lichsten des östlichen Sibiriens gehört. Der Durchbruch des Amur durch diese Gebirgskette war mir immer als eine der größten Schönheiten Sibiriens gepriesen worden. Solchen Lobeserhebungen gegenüber war ich jedoch allmählich etwas mißtrauisch geworden, da ich die Erfahrung gemacht hatte, daß der sibirische Maßstab für Naturschönheiten ein recht bescheidener ist. Nichtsdestoweniger stieg ich bei Tagesanbruch bereits an Deck. Dort war aber nichts zu sehen, als dichter Nebel. Resigniert mußte ich beim Samowar Trost und Erwärmung suchen. Meine Reisegefährten hatten es weniger eilig gehabt, angeblich weil sie wußten, daß es in der Frühe am Khingán stets nebelt. Sie erschienen gemächlich wie immer auf der Bildfläche, um mit Gemütsruhe erst ihren Thee zu trinken, die Kajüte in Cigarettendampf zu hüllen und das gewöhnliche Gespräch über Goldwäscherei, Mandschu, Beamtenverhältnisse u. s. w. anzuspinnen. Dann erst kletterten wir alle an Deck.

Noch waren die Ufer in Nebel gehüllt, aber auf den Fluten lichtete sich der Schleier. Wenige Minuten verstrichen, und die Sonne siegte endgültig. Wir dampften dicht am linken Ufer hin, welches von einer mächtigen steilen Felswand gebildet wurde. Ebenso schroff türmten sich die Berge an der chinesischen Seite, die noch im Schatten der Morgendämmerung verschleiert dalag. Aber auch vor und hinter uns versperrte eine Felsenwildnis jeden Ausblick, sodaß wir uns auf einem Bergsee hätten wähnen können, wenn nicht das Rauschen und Wirbeln des Stromes, der in dem Engpaß auf die Hälfte seiner Breite zusammengepreßt wird, die Täuschung zu nichte gemacht hätte. Pfeilschnell schossen die Wasser dahin und brachen sich brausend an den granitenen Felsen, welche ihren Ansturm Jahrtausende aushielten. Schwer war es für den Fluß auch nur, diese enge Pforte zu erringen. Oft mußte er von der geraden Richtung abweichen, und erst nach vielfachen Krümmungen und Umwegen erkämpfte und erschlich er den Durchgang nach dem Meere. Gerade die vielen Wendungen aber trugen zur Verschönerung der Scenerie bei. So oft als der Amur stark von der Hauptrichtung abwich — und das geschah öfters beinah im rechten Winkel — schoben sich die ferner gelegenen Uferteile quer vor, sodaß uns aufs neue ein prächtiger Felsenkessel umgab.

Wir waren gerade wieder an einer Biegung des Stromes angelangt. Das linke Ufer verlor etwas an Steilheit, und an die Stelle der wenigen knorrigen Nadelhölzer, welche sonst in den Spalten des fast senkrecht ansteigenden Gesteins mühsam wurzelten, trat dichterer Wald. Da erscholl unter den Matrosen plötzlich der Ruf: „Babr, Babr! Bars, Bars!“ (Ein Tiger, ein Tiger! Ein Panther, ein Panther!) Ich richtete gleichfalls meine Augen auf das Ufer, und richtig, da schlich ein mächtiges gelbliches Tier kaum 200 Schritt von uns zwischen den Bäumen hin. Alle riefen zwar nach Flinten, aber gerade in dem Augenblick war keine zur Hand, und der Steuermann, welcher sich den ganzen Tag die Zeit mit Schießen vertrieb, war nicht zur Stelle. Mehrere von uns stürmten zwar in die Kabinen, doch das Raubtier war bei unserer Rückkehr gemächlich verschwunden. An Stelle des Tigers mußten an der Flaggstange befestigte Kartoffeln zur Befriedigung unserer Schießlust dienen.

Gegen Abend erreichten wir den Eingang des Engpasses und damit das Kosakendorf Radde, so getauft zu Ehren unseres berühmten Landsmannes, der sich um die Erforschung des Amurgebiets so große Verdienste erwarb.*) Von Radde an flachten sich die Berge wieder allmählich ab. Wir genossen jedoch wenig von ihrem Anblick. Dichter grauer Dunst lagerte über ihnen und auf dem Fluß. Den ganzen Tag atmeten wir einen Qualm, wie er stärker kaum bei der Hütte eines Köhlers herrschte. Mit Einbruch der Dunkelheit aber entwickelte sich ein prächtiges Schauspiel. Röter und röter färbte sich der Horizont im Südwesten, bis der herbstlich dunkele Himmel weithin in feuriger Lohe erglühte. Es war ein Feuerspiel, wie es nur die Natur im Urwald erzeugen kann.

Noch 36 Stunden mußten wir auf dem Dampfer aushalten. Am Mittag des sechsten Tages fuhren wir bei Aigún, der Residenz des chinesischen Amurstatthalters, vorbei. Ich trauerte nicht, daß wir da nicht anlegten. Das Wenige, was ich von den elenden Lehmhäusern sah, genügte vollkommen, um alle unangenehmen Erinnerungen an den Schmutz Pekings in mir wachzurufen. Höchstens hätte ich Lust gehabt, die eigentümlichen

*) Gustav Radde, Reisen im Süden von Ost-Sibirien in den Jahren 1855—59. St. Petersburg 1862.

Geschütze, welche am Ufer aufgefahren standen und durch das Fernglas betrachtet, den Eindruck mittelalterlicher Feldschlangen hervorriefen, näher zu besichtigen. Einige Stunden darauf tauchten die Kirchtürme von Blagowjéschtschensk in der Ferne auf, wir kreuzten die Mündung der Seja, welche dort breiter ist als der Amur, und nach einer Viertelstunde war ich wieder an einer Hauptstation der Reise angelangt.

Wie lange ich mich in Blagowjéschtschensk aufhalten würde, war mir bei meiner Landung ebenso unbekannt, wie meinen anderen Reisegefährten, die nach dem Baikal wollten. Gleich mir bis Petersburg reiste nur noch der Rechnungskammerrat und der Marineingenieur. Letzterer bot mir seine Begleitung auf der Weiterfahrt an. Ich ging gern auf den Vorschlag ein, da mir seine Stellung wenigstens einige Garantie für seine Zuverlässigkeit bot. Im Inneren Sibiriens aber erscheint ein zuverlässiger Begleiter stets annehmbar, selbst wenn er so wenig reisekundig ist, wie mein Gefährte es war, der sich hoffentlich zur See und in seinem Maschinenraum besser auskannte als zu Lande. So bewerkstelligten wir denn gleich gemeinsam die Landung, was bei dem hohen Ufer, der inzwischen hereingebrochenen Dunkelheit und dem Gedränge zum Stehlen geneigter Menschen nicht ohne Schwierigkeit von statten ging. Unweit des Amurquais, wenn ich die wüste Landungsstelle so hochtrabend benennen darf, befand sich der größte Platz der weitausgedehnten Stadt und an diesem das Hotel „Rossija", welches uns in eine seiner „Nummern" — so lautet die übliche Bezeichnung für Hotelzimmer, Badezellen und ähnliche Mieträume im Russischen — gastlich aufnahm. Die Nummern in Blagowjéschtschensk waren in der That die gastlichsten und komfortabelsten, die ich in ganz Sibirien kennen lernte. Zwar war die Waschvorrichtung mit Annex natürlich sibirisch, auch gab es kein Bettzeug, aber wir waren bedürfnislos geworden und fühlten uns äußerst wohl, als wir im durchwärmten Zimmer auf plüschbezogenen Lehnstühlen in Cigarettenduft gehüllt, unsere Zukunft berieten. Da wir bald zu der Überzeugung kamen, daß auch hier wieder die Losung „warten" hieß, ergaben wir uns weiteren Kulturgenüssen und fuhren zum Friseur und in das ganz ausgezeichnete und sogar saubere Dampfbad. Erst in Sibirien lernt man den Friseur als edlen Menschenfreund schätzen.

Das Schicksal hatte uns offenbar bis dahin zu gut behandelt. Gleich am ersten Morgen ereilte uns sein herabstimmender Schlag. „Es friert und schneit. Wir kommen von hier nicht weiter", das war der freundliche Morgengruß meines Zimmergenossen. In der That war der Winter mit Eis und Schnee über Nacht hereingebrochen. Indeß zeigte das Thermometer morgens erst — 6° C., sodaß ich noch nicht alle Hoffnung verlor, sondern meinen Reisegefährten überredete, Winterkleidereinkäufe zu machen. Das ist in Sibirien ein wichtiges und schwieriges Geschäft. Ein Winterpaletot, wie er bei uns für ausreichend angesehen wird, ist natürlich bei andauernder Kälte von mehr als — 30° C. höchstens als Unterkleidung angebracht. Pelz, viel Pelz und nochmals Pelz, das ist die erste Vorsichtsregel, die einem von jedem wohlwollenden Ratgeber eingeschärft wird. Der Pelzwerke aber giebt es über ein Dutzend, Schaf, Pferd, Rind, Hund, Reh, Hirsch, Elch, Renntier, Bär, Zobel u. a. Tiere müssen ihre Haut lassen, um die des Menschen zu verstärken und zu erwärmen. Mancher Reisende gleicht in Sibirien einer Zwiebel, und selbst der schmächtigste sieht, wenn er dem Gefährt entsteigt, recht umfangreich aus. Eine Ausnahme macht nur der sibirische Fuhrmann, der vielgeschmähte und doch so brave Jämschtschik. Ich habe es nicht begreifen können, wie diese Menschen es bei eisiger Temperatur, nur mit einem lose umgeworfenen Rindsfell bekleidet, stundenlang stillsitzend aushalten können. Der bessere Situierte erfreut sich des Besitzes einer „Dochá", d. h. eines Pelzes aus doppeltem Reh- oder Elenntierfell, welches so zusammengenäht ist, daß die Haare sich nach innen wie nach außen schützend ausbreiten. Wer es jedoch gut mit sich meint, zieht unter die Dochá noch einen Schafpelz. Eine Pelzdecke schützt die mit hohen Filz- oder Fellstiefeln bedeckten unteren Extremitäten, eine Mütze aus Fuchs- oder Renntierfell Kopf und Ohren, ein dicker Shawl hindert das Eindringen der eisigen Luft oder des Schnees am Halse und riesige Faust-handschuhe von Hirschfell werden über gestrickte, wollene, die auch kein Salonformat besitzen, gezogen.

Doch diese Vermummung und Einschachtelung kann sich nur der gestatten, welcher im Tarantáß oder Schlitten dahinjagt. Die Kleidung des Reiters oder Fußgängers, welcher die sibirische Wildnis durchwandert, muß

leicht und doch warm sein. Der Europäer hat sie dem Eingeborenen abgesehen, welcher ja die Nächte Winter für Winter unter dem Zeltdach oder gar im Freien verbringt. Ein langes Pelzhemd, die „Kuchlánka", bildet das Obergewand. Sie besteht meist aus doppeltem Rehfell, dessen Haare wie bei der Dochá nach innen und außen gekehrt sind. Ein daran genähter Baschlik, gleichfalls aus Pelz, schützt den Hals und Kopf, sodaß nur ein Teil des Gesichts hervorschaut. Auch dieser noch wird, wenn der eisige Wind das Antlitz gefährdet, mit einer Pelzmaske, die nur kleine Löcher für Mund und Augen enthält, bedeckt. Für die Nächte nimmt man einen Pelzsack mit, in dem sich einer oder mehrere Menschen verkriechen können. Eines solchen Schutzes bedurften wir indessen nicht, da wir nie die Nacht im Freien zubringen wollten und eine längere Reise zu Pferde nur im Beginn des Winters zu fürchten hatten. Für uns genügten Halbpelz, Pelzmütze, Handschuhe und Filzstiefel. Dies alles war bald gefunden, und ich begab mich wieder einmal zum Gouverneur, um seinen Rat und seine Empfehlungen zu erbitten.

Der Gouverneur rechtfertigte seinen Ruf größter Liebenswürdigkeit in vollem Maße. Er ließ mir nicht nur das gewöhnliche Empfehlungsschreiben an alle Behörden des Amurgebiets ausfertigen, sondern erteilte mir noch einen Schein, in dem allen Kosakenatamanen und Dorfältesten anbefohlen wurde, mir die nötigen Pferde zu den gesetzlich vorgeschriebenen Preisen zu geben. Ohne einen solchen Befehl ist es beinahe unmöglich, in der Zeit nach dem Schluß der Amurschiffahrt bis zum Beginn der Schlittenfahrt auf dem Eise des Flusses zu reisen. Die Wegelosigkeit dauert gewöhnlich von Mitte Oktober bis Mitte Dezember und von Ende März bis Ende Mai. Fahrwege längs des linken Ufers giebt es nur auf ganz kurzen Strecken und auch das nur im Mittellauf des Stromes. Vier Monate im Jahr wird der Personenverkehr so gut wie ganz unterbrochen. Selbst Briefe können wochenlang nicht befördert werden, da die Reitpost, welche zwei Mal wöchentlich gehen soll, auf den ungebahnten Pfaden häufig nicht durchkommt. Führte nicht der Telegraph auch durch diese unwirtlichen Gegenden, so wäre die Verbindung zwischen dem östlichen Sibirien und Europa alljährlich längere Zeit ganz abgeschnitten.

Im Besitze des nötigen Paßwerks befand ich mich also glücklich. Noch aber war von einem Dampfer nichts zu sehen. Zwar hieß es, in Transbaikalien wäre den Truppen der Pulvervorrat ausgegangen, der Pulvertransport sei schon unterwegs und müsse auf alle Fälle bis Strjétensk kommen, sodaß wir unfehlbar mit dem Transportschiff weiter fahren könnten. Diesen

Eine Hauptstraße von Blagowjéschtschensk.

sibirischen Versicherungen indessen war natürlich wenig zu trauen. In Hangen und Bangen verbrachten wir noch einen Tag. Die Zeit wurde mir jedoch nicht lang. Zunächst verflogen einige Stunden in Gesellschaft des Vertreters der Firma Kunst & Albers, eines Herrn Kloß. Auch in Blagowjéschtschensk besitzt dies Handelshaus eine Zweigniederlassung, deren Gebäude denen zu Wladiwostók in keiner Hinsicht nachstehen. Elektrisches Licht erhellt die schönen Räume des Kaufhauses, in denen der Europäer wie der Eingeborene alles erstehen kann, was er sich nur wünscht. An Absatz aber fehlt es dieser

Filiale gewiß nicht. Blagowjéschtschensk ist unstreitig die reichste Stadt des östlichen Sibiriens. Sehr viel zu dieser Wohlhabenheit trugen die Goldwäschereien an den Quellflüssen der Seja bei. Abgesehen hiervon macht es seine Lage inmitten des bevölkertsten Teiles des Amurlandes, an der Mündung des größten russischen Nebenstromes des Amur und am Ausgang einer der bedeutendsten Verkehrsstraßen der Mandschurei zur natürlichen Hauptstadt des Amurgebiets. Wäre das Augenmerk der russischen Behörden ernstlich auf die kolonisatorische Thätigkeit im Amurgebiet gerichtet gewesen, so würde wohl Blagowjéschtschensk und nicht Khabarówsk zum Sitz des Generalgouverneurs gewählt oder wenigstens ein Civilgouverneur dahin entsandt worden sein. Seinem Reichtum entsprechend ist Blagowjéschtschensk die bestgebaute Stadt des ganzen Landes vom Baikalsee bis zum stillen Ocean. Die breiten Straßen mit ihren hübschen Häusern machen durchweg einen angenehmen Eindruck. Die Stadt steht in keiner Beziehung hinter gleich großen Ortschaften des europäischen Rußlands zurück. Sie besitzt sogar unter ihren viertausend Bauten etwa achtzig massive.

Durch Herrn Kloß, der zwar deutscher Abstammung aber geborener Sibirier war, erhielt ich einmal zuverlässige Auskunft über das Innere Transbaikaliens. Im allgemeinen ist es merkwürdig, wie wenig zutreffende Aufschlüsse über den Charakter des Landes, die Verkehrsverhältnisse, die Lage der Bewohner u. a. mehr man auch von dem gebildeten Einwohner Sibiriens erlangen kann. Schon ehe ich Sibirien bereiste, hatten mich Bekannte, die längere Zeit dort lebten, auf diese keineswegs angenehme Eigentümlichkeit der Sibirier aufmerksam gemacht. Auf bösem Willen beruhen jedoch meiner Überzeugung nach die falschen Schilderungen der Verhältnisse sehr selten. Der Sibirier lügt im allgemeinen schlecht, sodaß nur sehr unbefangene Gemüter darauf hereinfallen können. Er liebt es jedoch zu übertreiben, und es fehlt ihm häufig die Gabe, das, was nicht direkt seine Person angeht, richtig zu beobachten und zu beurteilen. Auskunft zu geben ist er jedoch stets bereit, und zwar selbst über Dinge, die er nie gesehen hat. Diese liebenswürdige, aber für den Reisenden nicht besonders erfreuliche Eigenschaft veranlaßte mich bald, über jede Kleinigkeit verschiedene Personen zu befragen, und stets vorsichtig zu sondieren, ob der Betreffende aus eigener

Erfahrung berichtete. Ich habe mir dadurch manche Enttäuschung erspart. Die besten Ratschläge aber, deß muß ich dankend gedenken, erteilten mir stets deutsche Landsleute.

Auch damals erhielt ich bei Kunst & Albers die erste brauchbare Auskunft über den Postpfad am oberen Amur und gleichzeitig die angenehme Nachricht, daß am nächsten Morgen ein kleiner Dampfer namens „Molli“ ankommen und stromaufwärts gehen würde. Einige hundert Kilometer weiter sollten wir also doch zu Wasser kommen, und in dieser frohen Hoffnung verlebten wir einen vergnügten Abend in Gesellschaft des „Landrats“ des Amurkreises, der, nebenbei bemerkt, die ganze Provinz umfaßt. Beinahe wäre allerdings die Gemütlichkeit durch einen spät hinzukommenden, schon stark angeheiterten Stabskapitän gestört worden. Dieser Herr, der sich Europas übertünchte Höflichkeit stark abgewöhnt hatte, entpuppte sich schnell als mannhafter Deutschenhasser und ärgerte sich, daß der Kreischef und ich öfters die verhaßte deutsche Sprache gebrauchten. Merkwürdigerweise richtete er seine Haßausbrüche aber nicht gegen mich, sondern gegen seinen Landsmann, während er mich seiner persönlichen Sympathieen versicherte und sogar zu Sekt einlud. Es war ein gar nicht so seltener Typus der „breit angelegten“ russischen Natur, und es that mir nachher leid, daß wir den Biedermann so schlecht behandelten, daß er unter Protest das Lokal verließ.

Am Abend schon war das Dampfschiff „Molli“ richtig eingetroffen. In der Frühe nahm ich eiligst Billets bis Pakrówsk, d. h. bis zur Schilkamündung, und schaffte unser Gepäck an Bord, da die Fahrt noch an demselben Tage weitergehen sollte. Da es wieder über Nacht geschneit hatte und das Thermometer noch mittags — 3° C. zeigte, so waren die Reiseaussichten keine rosigen. Gebessert wurde meine Stimmung weder durch die Unterkunft auf dem Dampfer noch durch die Reisegesellschaft. Außer dem Marineingenieur hatten sich von früheren Gefährten wieder der Militärarzt mit Frau und Söhnchen eingefunden. Neu dagegen gesellte sich ein Postbeamter, ein Lette von Geburt, zu uns. Auf den Aufenthalt in den kleinen Kabinen verzichteten wir sofort bei der ersten Besichtigung. Sie waren nicht heizbar und der eisige Wind pfiff durch die Fugen der schlecht schließenden Thüren. In dem gemeinsamen „Salon“ dagegen hatte man

einen kleinen eisernen Ofen angebracht, in dessen Nähe es mir gelang, einen Platz auf der Polsterbank, welche an den Wänden des Raumes hinlief, zu erobern. An einem Fußende begann das Reich des Arztes, am Kopfende das des Letten, vis-à-vis hauste der Ingenieur und hinter einem kunstvoll hergestellten Teppichvorhang schlug die Doktorsgattin nebst Sprößling ihre Kemenate auf. Daß sie sich dahin zurückzog, verstand ich, sobald ich den Verkehr meiner Reisegenossen untereinander etwas kennen gelernt hatte. Friedlich waren sie nur, so lange der Wodkageist nicht in ihnen hauste. Da aller Dreier Wahlspruch aber lautete: „Des Abends spät, des Morgens früh, trink ich mein Glas Krambambuli", so war das Gespräch häufig ein recht erregtes. Kaum hatten wir die Anker gelichtet und dampften nach einmaligen Aufrennten auf eine Sandbank glücklich davon, da begann das „Aufbeißen" und gleichzeitig ein Gespräch über die Unterschlagungen der Beamten. Jeder warf dem anderen zunächst vor, daß dessen Kollegen die größten Betrüger seien, von der Allgemeinheit aber ging man bald auf die Anwesenden über. Schon hoben sich einige Fäuste, schon schien mir die Schnapsflasche und unser Ofen in Gefahr, da fühlte ich mich doch veranlaßt, einzuschreiten und zu bemerken, daß draußen mehr Platz zur Diskussion und außerdem keine Dame anwesend sei. Das wirkte merkwürdigerweise wie Öl in der Brandung. Die Gemüter besänftigten sich für einige Stunden, und meine Aufforderung, zum Friedenstrunk zu schreiten, fand ungeteilten Beifall.

Zerstreuung und Unterhaltung bot das Heizen und Reparieren unseres Ofens, wie das Reinigen und Dichten unserer Behausung. Bedienung gab es wenig. Eine Bauersfrau, die als Passagier mitfuhr, brachte das Essen, wusch das Geschirr und fegte auf dringende Bitten ein wenig. Holz spalteten wir selbst und die Thür machte der Ingenieur theoretisch und ich praktisch von Zeit zu Zeit halt- und schließbar. Nachdem die Fensterritzen mit Shawls glücklich verstopft waren, blieb nur der Rauch zu beseitigen, welcher aus den Fugen des improvisierten Schornsteins hervorquoll. Auch dessen wurden wir schließlich einigermaßen Herr. Nur erforderte dies stete Aufmerksamkeit, weil die nassen Lappen, die wir um das Rohr wickelten, nach einiger Zeit austrockneten und zu glimmen anfingen. Doch da wir nichts zu thun hatten, so gelang es der vereinten Ausdauer ein Obdach zu schaffen, um das uns

die armen Deckpassagiere, welche halberfroren im Lagerraum kauerten, mit Recht beneiden konnten.

Bedauernswert erschien mir die Frau des Oberstabsarztes. Eine hübsche und ganz gebildete Südrussin, hatte sie ihr Leben seit der Hochzeit wohl wenig genossen. Als junge Frau folgte sie bald nach der Trauung ihrem Mann nach Turkestan, mußte von Stadt zu Stadt, von Lager zu Lager ziehen und wurde dann nach dem östlichen Sibirien verschlagen. Als sie dort nach mehrfachem Domizilwechsel in Wladiwostók einen einigermaßen menschenwürdigen Aufenthaltsort gefunden hatte, wurde ihr Mann schon nach wenigen Monaten wieder in ein Dorf am Baikalsee versetzt. Daß der Arzt bei diesem Leben verrohte, war nicht zu verwundern, daß sie aber dieses Leben ohne Klage ertrug, versetzte mich in Erstaunen und Bewunderung. Sie allein bewahrte ihn augenscheinlich vor der vollständigen, moralischen Verkommenheit, in welche leider so viele Offiziere und Beamte nach mehrjährigem Aufenthalt in Asien versinken.

Angenehmer als meine männlichen Reisegefährten war der Kapitän des Schiffes. Sein ganzes Auftreten zeigte, daß man es mit einem ehemaligen Mitglied der besten russischen Gesellschaft zu thun hatte. Er hatte seine Laufbahn im Forstfach begonnen, war dann kurze Zeit Gardekavallerieoffizier gewesen, um nach einigen Wanderungen Steuermann eines Amurdampfers zu werden. Als solchem lächelte ihm das Glück. Mit wenigen Rubeln kaufte er einen Anteilschein an einer neu eröffneten Goldwäscherei, welche über alles Erwarten reiche Ausbeute lieferte, sodaß er in kürzester Frist die Mittel erhielt, um die „Molli" zu kaufen. Mit dieser machte er, besonders im letzten Jahr, wo der Frachtverkehr auf dem Amur nicht bewältigt werden konnte, ausgezeichnete Geschäfte.

Da das Dampfschiff einen sehr kleinen Laderaum hatte, so waren wir genötigt, recht häufig Brennmaterial einzunehmen. Nicht immer konnte dies bei den großen Kosakenstationen geschehen, weil die Wälder in deren Nähe vielfach schon vollständig abgeholzt waren. Wir legten daher öfters bei kleinen Abbauten an, deren Bewohner ihren Unterhalt hauptsächlich durch den Holzverkauf auf die Dampfschiffe zu verdienen schienen. Die Behausungen ließen da meistens an Armseligkeit, die Menschen aber auch an

Verkommenheit nichts zu wünschen übrig. Die Verwüstungen des Alkoholgenusses waren fast auf jedem Gesicht bei Alt und Jung nur zu deutlich zu sehen. Bei einem Spaziergang in der Nähe einer derartigen Kolonie, deren Wohnungen zum Teil nicht einmal in Blockhäusern, sondern nur in Erdhütten bestanden, stieß ich auf den Friedhof. Eine trostlosere Begräbnisstätte sah ich nie. Uneingezäunt lagen die ungepflegten Gräber zwischen spärlichen Birken am Ufer des Stromes, dessen Umgebung geradezu schwermütig eintönig war. Eines natürlichen Todes schienen unter den dort Ruhenden nur wenige gestorben zu sein. Nach den rohen Inschriften auf den schiefstehenden oder umgefallenen Kreuzen waren ihrer elf allein bei einer Schlägerei umgekommen, andere aber auf verschiedene Weise verunglückt.

Im übrigen machten die Ortschaften auf dem Wege von Blagowjéschtschensk bis Albasín einen wohlhabenderen und die Bewohner einen etwas betriebsameren Eindruck als weiter stromabwärts. An jeder Landungsstelle erwarteten uns eine Menge Frauen und Mädchen und boten uns Milch, Brot, gebratene Hasel- und Birkhühner, Störfleisch und sogar Lachskaviar zum Kauf an.

Schon am Abend des ersten Reisetages begann die Gegend wieder reizvoller zu werden. Am rechten Ufer zogen sich zwar nicht besonders hohe, aber doch stark steil abfallende Hügel hin. Auffallend waren ihre regelmäßigen Formen. Sie glichen sämtlich abgestumpften Pyramiden und behielten diesen Charakter auf einem Wege von zwei bis dreihundert Kilometern, ja man könnte beinahe sagen bis nach Transbaikalien hinein. Denn wenn die einzelnen Berge auch an Schroffheit und Höhe nach Westen hin zunahmen, so blieb die Grundform der den Amur, die Schilka und den Argún begrenzenden Gebirge doch gleich. Mit dem Ansteigen des Geländes fand sich auch der Baumwuchs wieder ein. Nadelholz und Birken gaben den Grundton, während Buchen, Eichen und andere Laubbäume nur spärlich vertreten waren.

Wir fuhren in jenen Tagen auf der Strecke des Stromes dahin, wo er sich, von seinen nördlichen Punkte kommend, scharf nach Süden wendet. Leicht wird ihm der Weg auch dort nicht. Er ist wieder gezwungen den-

Ansicht des Amur bei der Landungsstelle einer Kosaken-Stanitza.
Im Vordergrunde das Gerüst einer Ehrenpforte für den Thronfolger.

selben durch einen Bergstock, den Ilchuri-Alyn, welcher sich im Osten an den großen Khingán anschließt, zu erkämpfen und läuft infolgedessen in großen Schlangenwindungen dahin. Bei dem Dorf Korssákowa bildet er geradezu zwei dicht aneinander stoßende, ovale Schlingen. Die Bergpartieen, welche die Teile des Strombettes von einander trennen, sind keinen Kilometer breit.

Das Wetter war am zweiten Tage der Fahrt wunderschön klar geworden, der Wind hatte nachgelassen, aber die Temperatur fiel stetig. Schon am 12. Oktober um 8 Uhr morgens zeigte das Thermometer zu unserer Betrübnis — 15° C. Das Waschen in dem vereisten, an Deck befindlichen Verschlage empfanden wir unter diesen Umständen nur noch als bittere Notwendigkeit. Nachdem ich ein Gummiwaschbecken aus dem Koffer geholt und einen Waschtisch in dem an unseren Salon anstoßenden Buffetraum improvisiert hatte, adoptierten daher auch meine sämtlichen Gefährten sofort die europäische Waschmethode und verließen treulos den gewohnten dünnen Wasserstrahl.

Bei solcher Kälte ließ das Treibeis naturgemäß nicht lange auf sich warten. Damit aber waren unsere Hoffnungen auf weitere Dampfschiffahrt ohne weiteres zu nichte gemacht. Zwar klammerten sich die Reisegenossen noch immer an einen Hoffnungsstrohhalm, den ihnen der Kapitän mitleidsvoll reichte. Die Ärmsten hofften auf plötzliches Tauwetter, und ich hätte auch gern daran geglaubt, wenn mir nicht die Wetterbeobachtungen der letzten Jahrzehnte vorgelegen hätten. Unbeständiges Wetter, wie es uns der Spätherbst häufig bringt, giebt es in Sibirien fast nie. Der Winter tritt seine Herrschaft fest und sicher an. Hat er einmal das Scepter ergriffen, so mäßigt er seinen eisigen Hauch nur selten und wenig, um das Land mit Schneemassen zu überschütten. Schon, bevor das Treibeis die Schiffahrt unmöglich macht, aber fällt der Wasserstand infolge der wochenlangen Trockenheit so, daß nur ganz flach gebaute Schiffe stromaufwärts kommen. An vielen Stellen ist die Fahrrinne im Amur dann nur zwei Fuß tief und in der Schilka vielfach noch seichter. Der Kapitän, welcher in dieser Zeit ungefährdet durchkommt, muß jahrelang auf dem Strom gefahren sein und die Karte des Flußbetts genau im Kopfe haben. Zur Nachtzeit wagen es

deshalb auch die Wenigsten, ihre Fahrt fortzusetzen. Ein auf den Sand gelaufener Dampfer gehört auf dem oberen Amur zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Wir trafen den Postdampfer „Tschichatschóff", welcher sich schon zwei Tage lang bemühte loszukommen, in dieser hilflosen Verfassung. Da aber in Sibirien noch mehr als anderswo jeder sich selbst der Nächste ist, so ließen wir den „Tschichatschóff" mitleidslos sitzen. Er erhielt kurz darauf Hilfe von einem Dampfer seiner Gesellschaft, der telegraphisch herbeigerufen worden war. Seine Passagiere mußten, weniger glücklich als wir, nach Blagowjéschtschensk zurück. Schlimmer erging es denen, die uns auf dem Dampfschiffe „Possjet" vorausgereist waren. Sie ereilte das Schicksal des Sitzenbleibens mitten in der Wildnis, etwa 100 km westlich von Albasín. Zu ihrem Glück bestanden sie aus lauter Bedürfnislosen, des Wanderns in der Wildnis gewöhnten Menschen, die ihr Gepäck auf dem Rücken trugen und den für einige Tage nötigen Mundvorrat bei sich führten. Außer Goldwäschern, die ihre Ersparnisse nach Transbaikalien heimbrachten, soll niemand darunter gewesen sein. Diese aber gingen kurz entschlossen ans Ufer und begaben sich zu Fuß in die Heimat.

Eine Tagereise weiter oberhalb des Kosakendorfs Jermakówa fuhren wir an den sogenannten „rauchenden Bergen" vorüber. Es waren dies hellgelbe, steil in den Strom abfallende Höhen von lockerem Gestein. Senkrecht an ihnen herunter zogen sich viele dunkle Spalten und Risse, denen an zahlreichen Stellen ein hellgrauer Dampf entströmte. Ich schoß mehrfach in das Ufergestein. Den Schußlöchern entquoll dann sofort starker Dampf. Nachts sollen die offenen Stellen weithin leuchten. Woher dieser Brand rührt, konnte mir niemand erklären, da dieser Uferteil ebenso wenig geologisch untersucht war wie die meisten anderen.

Den 16. Oktober kamen wir in Albasín und damit etwa in der Mitte des 1700 km langen Weges zwischen Blagowjéschtschensk und Strjétensk an. Unser Kapitän erklärte uns hier freundlichst, daß er nur noch bis Rénova, d. h. 36 km weiter stromaufwärts fahren würde, um dort einige Fracht abzusetzen und dann so eilig wie möglich nach Blagowjéschtschensk zurückzufahren. Das Treibeis habe schon zwei Schaufeln der Räder abgeschlagen, und er würde sein ganzes Schiff riskieren, wollte er noch bis zur Schilka-

mündung zu bringen suchen. Wir konnten ihm diesen Entschluß nicht verdenken. Die Telegramme vom oberen Amur meldeten starken Eisgang, und ein Witterungsumschlag war, wie gesagt, gar nicht abzusehen. Während daher einige Güter ausgeladen wurden, begaben wir uns auf die Wohnungssuche in der Kosakenstanitza Albasín.

Die sah nun freilich traurig aus. Sie erfreut sich zwar eines bekannten Namens in der Geschichte der Eroberung des Amurgebiets, wird von etwa 650 Kosaken bewohnt und besitzt zwei Kirchen, eine Schule und drei Wirtshäuser, bleibt aber trotz alledem ein jämmerliches Nest. Die Aussicht, in einem der elenden Blockhäuser wochenlang zu wohnen, lockte keinen von uns. Ich kann niemandem diese Stätte geschichtlicher Ereignisse zum Besuch empfehlen. Und doch ist mit dem Namen Albasín die Erinnerung an die ersten erfolgreichen Kämpfe der Russen am Amur verknüpft. Hier wurde nach den Siegen des Abenteurers Khabaroff über den Daurerfürsten Albasa im Jahre 1673 das erste russische Kloster errichtet und die erste Ansiedlung am Amur gegründet. Der russischen Herrschaft aber war damals eine kurze Dauer beschieden. Das vom Kaiser von China gegen die Russen entsandte Heer wurde zwar mehrfach tapfer zurückgeschlagen, aber Albasín mußte ebenso wie das ganze Amurgebiet im Njertschinsker Traktat vom 27. August 1689 wieder aufgegeben werden. Nichtsdestoweniger zeitigte dieser Vorstoß nach dem Amur unerwartete Früchte. Eine Anzahl Kosaken war von den Chinesen gefangen genommen und nach Peking geschickt worden. Sie erfuhren dort eine gute Behandlung, siedelten sich an und heirateten Chinesinnen. Ihren Glauben durften sie behalten, und infolge eines Übereinkommens zwischen Rußland und China erhielten sie sogar einen russischen Priester. Dies wurde der erste Vertreter einer europäischen Macht im chinesischen Reich.

Heute noch besteht die russische Diözese in Peking. Die Nachkommen der Albasíner Kosaken sind Christen geblieben. Äußerlich aber, im Gesichtsausdruck, der Frisur, der Kleidung und selbst in der Sprache unterschieden sich die, welche ich sah, in nichts von Chinesen. Auch die Leichensteine des russischen Kirchhofes bei Peking waren meistens mit chinesischen Schriftzeichen bedeckt.

Nach dem wenig erfreulichen Ergebnis der Besichtigung Albasíns beschlossen wir einstimmig, bis Rónova zu fahren. Das sollte ein stattlicher Ort sein, wo man gut aufgehoben wäre. Ich glaubte zwar nicht recht an diese Aussichten, doch lag Rónova 36 km näher nach Europa hin, und schlechter als in Albasín konnte es dort kaum aussehen.

VII. Die Goldwäschereien an der Dschilinda.

Mühsam stampfte der Dampfer am steilen Ufer entlang von Albasín bis Rénova, wo wir nach dreistündiger Fahrt anlangten. Es war um die Mittagsstunde, sodaß genügend Zeit blieb, um die Wohnungssuche gründlich zu betreiben. Nachdem wir uns in Halbpelze geworfen hatten und in die langen Filzstiefeln gefahren waren, begaben wir uns auf die Rekognoszierung des Ortes. Das war nun nicht gerade schwer, da derselbe nur eine lange Straße längs des Ufers besaß. Diese aber erfreute sich sogar eines ziemlich gut gehaltenen, hölzernen Fußsteiges, welcher ebenso wie die Bauart der großen Blockhäuser dafür sprach, daß Rénova zu den wohlhabenderen Kosakendörfern gehörte. Das Glück wollte uns bei unserer Suche wohl. Wir waren keine viertel Stunde spazieren gegangen, da begegnete uns ein älterer Kosak, der auf die Frage nach Wohnungen uns zwar erst eine Weile mißtrauisch musterte — was ich ihm nicht verdachte, da wir in unserer sibirischen Tracht nicht gerade Vertrauen erweckend aussahen — dann aber eine Stube in seinem Hause anbot. Beim Eintritt in die Wohnung waren wir angenehm überrascht. Solch eine Kosakenbehausung war mir noch nicht vorgekommen. Grigorieff, so hieß unser Wirt, führte uns in eine große freundliche Stube, die sogar mit einigem Komfort ausgestattet war. Ein Cylinderbureau aus Nußbaum, ein bequemes Sofa, vor diesem ein hübsch gearbeiteter Tisch, der auf einem großen Teppich stand, an den Wänden einige Öldrucke, das alles machte nicht den gewöhnlichen Eindruck einer Kosakenwohnstube. An diesen

Raum stieß das Schlafzimmer des Ehepaares Grigorieff, und daneben befand sich noch — wir trauten unseren Augen kaum — ein Schlafzimmer für die Kinder. Den gewöhnlichen Aufenthaltsraum aber bildete wie überall die große Küche mit einem riesigen, anheimelnden Ofen. Hier hing auch in einer Ecke das übliche Waschgefäß zur Benutzung aller Hauseinwohner. Der Kosak bot uns seine gute Stube mit Pension für zwei Rubel täglich an, und wir gingen natürlich gern auf das Geschäft ein.

Doch was war damit für mich gewonnen? Zwei Monate in Rénova unter betrunkenen Beamten und spitzbübischen Kosaken zu sitzen, das war keine angenehme Aussicht. Durch die Wildnis am oberen Amur und der Schilka bis nach Strjétensk zu reiten, erschien noch weniger verlockend. Mein Reisegefährte entschied sich kurz für die erste Alternative und ersuchte auch mich von der Undurchführbarkeit der zweiten zu überzeugen. Unser Wirt und andere Einwohner rieten mir gleichfalls dringend von dem Ritt ab. Als ich sie darauf hinwies, daß doch die Reitpost einen Teil des Winters verkehre, erhielt ich die lakonische Antwort: „Möglich ist es ja, aber gefährlich. An der Schilka bekommen Sie keine Pferde, denn da giebts keine Ansiedelungen.“ Trotzdem stand mein Entschluß, auch allein zu reiten, bald fest. Von dem Mut der Kosaken hatte ich so wie so keine große Meinung, Pferde würde ich jedenfalls bis zur Schilkamündung erhalten und somit selbst im schlimmsten Falle einen Monat früher zu Schlitten weiter fahren können, da die Schilka bedeutend eher zufriert als der Amur. Allerdings konnte ich an ein sofortiges Aufbrechen nicht denken. Erst mußten die Sümpfe ordentlich vereisen und das Wasser in den Nebenflüssen des Amur soweit sinken, daß ein Durchreiten möglich wurde. Vierzehn Tage standen mir voraussichtlich noch zu Gebot, um meine Reisevorbereitungen zu treffen, und da diese mit der Bestellung zweier Lederpackfäcke für das Pferd und mit dem Wegwerfen oder Verschenken alles überflüssigen Gepäcks erledigt waren, so faßte ich den Plan, eine Woche zu einem Ausflug nach den Goldwäschereien an der Dschilinda zu verwenden.

Auch hierbei stieß ich zunächst auf Schwierigkeiten. Dem gewöhnlichen Sibirier ist ein Mensch, der ohne geschäftliche oder amtliche Zwecke herumreist, verdächtig. Ich wurde oft für einen geheimen Regierungskommissar

gehalten, dessen Berichte nur dazu führen konnten, irgend welche unangenehme Maßregeln zu veranlassen. In der Nähe der Goldwäschereien haben die wenigsten ein ganz reines Gewissen, sodaß ich nicht erstaunt war, als die Agenten der Goldwäschereien sich meinen Wünschen gegenüber recht ablehnend verhielten. Mein Wirt, dessen Zutrauen ich durch gemütliches Zusammensein bei verschiedenen Sakuski und Wodka gewonnen hatte, versprach mir jedoch, die nächste von den Wäschereien kommende Post abzufangen, und lud mich zu einem Jagdausfluge in die Umgegend ein.

Am frühen Morgen wurden die Pferde gesattelt, und nach einem Ritt von wenigen Minuten befanden wir uns in der Wildnis. Bebaut war nichts in der Nähe von Rénova. Seitdem die Goldwäschereien an der Dschilinda eröffnet wurden, hörte auch der wenige Ackerbau, der bis dahin getrieben wurde, auf, und die 16 675 Dessjätinen, welche den Kosaken überwiesen waren, blieben so unberührt wie seit Urzeiten. Nur der Wald in der Nähe war etwas gelichtet, da die stärkeren Stämme als Bau- und Brennholz dienen mußten.

Schwer war die Bodenkultur allerdings auch bei diesem Dorf. Dicht hinter den Häusern begann ein mit Birken, Erlen und Gestrüpp bewachsenes Bruch, daß sich etwa 1 km in die Breite und wer weiß wie weit längs des Amurufers hinzog. Daran erst schloß sich der spärliche Hochwald, meistens Nadelholz, das von dichtem, hohem Gestrüpp umwuchert war. Wir konnten in dieser Wildnis natürlich nur langsam reiten. Mit dem Eintritt in den Wald hörte die Unterhaltung und auch jede Gemütlichkeit auf. Gespannt gaben wir acht auf die Pferde, welche über das Eis des Sumpfes unsicher schritten, und auf unsere Gliedmaßen, denen durch Baumstämme und Zweige Gefahr drohte. Vorsichtig spähten wir ringsumher nach Wild und noch vorsichtiger nach Menschen, deren Begegnung im sibirischen Urwald nie sympathisch berührt. Von letzteren sahen wir den ganzen Tag gar nichts und von ersterem nur einige weiße Hasen und eine Kette Haselhühner. Mein Wirt versicherte mir jedoch, es gäbe ziemlich viel Rehe. Dafür sprachen allerdings die zahlreichen Fährten und die Rehfallen, auf die wir mehrfach stießen. Vierzig bis fünfzig Schritt gerade durch den Wald zog sich ein rohes Holzgatter, welches nur auf dem Wildwechsel eine Öffnung hatte. Über dieser hingen zwei schwere Baum-

stämme, welche, sobald das Reh hindurchzukriechen versuchte, herabfallen und es erschlagen. Diese Fangmethode soll trotz ihrer Einfachheit sehr sicher sein und es sollen nicht nur Rehe, sondern auch Füchse, Wölfe, Wildschweine und sogar junge Bären dabei zum Opfer fallen.

Einige Haselhühner machten unsere ganze Tagesbeute aus. Nichtsdestoweniger versuchten wir den Tag darauf nochmals unser Glück. Wir waren wieder einige Stunden herumgeritten, und ich hatte meinen Jagdgefährten im Dickicht verloren, da ging eine Kette Haselhühner vor mir auf. Ich sprang vom Pferd, band es an einen Baum und schlich den Haselhühnern, die unweit aufgebäumt waren, nach. Da ich nur meine Repetierbüchse führte, mußte ich die Vögel im Sitzen schießen. Sie hielten zunächst nicht aus, sondern lockten mich von Baum zu Baum fliegend weiter vom Pferde ab. Endlich hatte ich mich einem Huhn, welches auf einer von dichtem Gestrüpp umgebenen Fichte saß, auf 70 bis 80 Schritt genähert. Ich legte an, zielte, da — erhob sich plötzlich aus den Büschen vor mir ein Bär. Mein und sein Erstaunen war augenscheinlich gleich groß. Ich hatte ihn offenbar beim Frühstück überrascht. Erschrocken richtete er sich auf den Hinterpranken in die Höhe. Ob dies etwa die Vorbereitung zum Angriff war, weiß ich nicht. Jedenfalls gereichte ihm sein Zaudern zum Verderben, da ich Zeit fand, den Lauf vom Huhn auf den Bären zu richten und Meister Petz niederzustrecken.

Am vierten Tage nach unserer Ankunft in Rénova schon traf die Post von der Dschilinda ein, und abends um 5 Uhr jagte ich, in die Dochá meines Wirts gehüllt, nach Norden. Die Goldwäschereien an der Dschilinda, einem zum Stromgebiet der Seja gehörigen Flüßchen, liegen 100 bis 120 km von Rénova entfernt. Der Weg steigt allmählich über die Njukscha-Höhenzüge zu dem Jablonoi-Chrebjétt — zu deutsch Apfelgebirge — an, welches sich von der Grenze der Mongolei durch Transbaikalien in nordöstlicher und zum Teil östlicher Richtung bis zum Ochotskischen Meer hinzieht, um als Stanowoigebirge seine Ausläufer bis an das Eismeer zu senden. Drei Stationen haben die Goldwäscher auf dem Wege, den sie durch die Wildnis bahnten, angelegt. Es soll einmal in der Blütezeit der Wäschereien eine schöne Straße gewesen sein. Leider war sie es, als ich sie

befuhr, nicht mehr. Es soll einst auch gute Fuhrwerke auf ihr gegeben haben. Leider waren auch diese seit einem Jahrzehnt verschwunden, sodaß ich mich einem länglichen, auf vier solide Räder gesetzten Korb anvertrauen mußte. Zunächst schien mir mein primitives Vehikel gar nicht so übel. Wir flogen auf dem gefrorenen Boden im gestreckten Galopp dahin, und ich lauschte, die Pfeife fest zwischen die Zähne geklemmt, den Erzählungen meines „Jämschtschiks". Er war einer jener so oft geschilderten, charakteristischen russischen Fuhrleute. Er stammte aus Westsibirien, ging aber nun schon seit einem Menschenalter seinem Beruf am Amur nach. Sehr erfreut schien er, daß ich seinen Kosakenräubergeschichten, die alle Augenblicke durch kosende oder scheltende Zurufe an die Pferde unterbrochen wurden, aufmerksam zuhörte. Wenn jener Träger der Lokaltraditionen auch sehr viel Dichtung vortrug, so stimmte doch der Grundton seiner Erzählungen mit vielem überein, was ich sonst von dem Thun und Treiben der Ansiedler vernommen hatte. „Wot bátjuschka, sollotája dietsch." „Da Väterchen kommt goldenes Wild" sagte er unter anderem schmunzelnd, indem er auf einige mit Sack und Pack einherwandernde Unterthanen des himmlischen Reiches wies. „Goldenes Wild? Wieso?" fragte ich etwas überrascht. „Nun ja, so nennt unsereins die von den Goldwäschereien mit Lohn und gestohlenem Golde heimkehrenden Mandschuleute. Mancher unserer Brüder arbeitet nicht gern, und nimmt lieber dem Chinesen etwas ab." Diese wertschätzende Bezeichnung der bezopften Goldwäscher hörte ich später noch öfters.

Aller Wegehindernisse ungeachtet langten wir schon nach knappen zwei Stunden auf der ersten Station Klein-Njewjeer an. Ein Viertel, und zwar das angenehmste meines Weges, hatte ich damit zurückgelegt. Nach kurzem Aufenthalt fuhr ich weiter, obgleich ich mich von der saubersten Poststube, die ich in Sibirien sah, und in der mir ein blitzblanker Samowar nebst gutem Gebäck vorgesetzt wurden, nur ungern trennte. Celsius notierte — 12°, und die Sterne funkelten so klar am Firmament, daß die Fahrt recht kühl zu werden drohte. Ich kannte damals die Vorsichtsmaßregeln, mit denen man ein sibirisches Gefährt besteigen muß, noch nicht. Wehe dem Reisenden, der sich nicht weich und warm genug verstaut. Dem Jämschtschik, welcher von Jugend an auf seinem Brett oder auf dem Wagenrande balanciert,

sind die Gefühle zarterer Konstitutionen fremd. Gepäck führte ich damals gerade genug bei mir, um eine Rückenlehne herstellen zu können. Die sonstige Verpackung aber entsprach nicht im entferntesten den Anforderungen, welche meine armen Glieder an sie bei dem Rütteln und Schütteln, Springen und Schleudern des Wagens stellen mußten. Ziemlich mißgestimmt erreichte ich denn gegen 4 Uhr morgens die dritte Station Groß-Njewjeer. Da die Pferde erst von der Weide geholt werden mußten, so konnte ich eine Stunde schlafen. Thee und heiße Fischpasteten stärkten mich etwas zur Weiterfahrt.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß das menschliche Gemüt vom Sonnenlicht stark beeinflußt wird. Ein trüber Tag erzeugt eine trübe Stimmung, der Bewohner des sonnigen Südens ist lebhafter als der des Nordens, mit dem anbrechenden Tag fliehen trübe Gedanken. Selten empfand ich jene Macht des Sonnengottes so wie auf dieser Fahrt. Die Poesie einer Reise durch die „Taiga"*) war mir bei Tagesanbruch ganz unverständlich geworden. Die Pferde kamen mir scheußlich vor, die mangelhafte Anspannung zog dem Jämschtschick eine ernste Rüge zu, und der im fahlen Licht des grauenden Morgens daliegende Wald erschien mir öder denn je. In tiefem Schweigen jagten wir dahin. Da begann der Horizont sich nach und nach rosig zu färben, und das traurige Grau wich mit jeder Minute rascher von Berg, Wald und Wiesen. Mit Freuden verfolgte ich das Steigen der rötlichen Strahlen am Himmel, das körperliche Unbehagen schwand mehr und mehr, Kutscher, Pferde und selbst das elende Gefährt, gewannen ein besseres Aussehen, und ich vermochte schließlich die Gegend wiederum mit Interesse zu betrachten. Sie hatte sich auf einem Wege von 50 km unglaublich verändert. Am Abend noch durchfuhr ich ein mit Fichten, Tannen, Laubholz und hohem Gestrüpp bestandenes Hügelland, nunmehr führte der Weg durch Lärchenwaldungen, welche einen schmalen Gürtel zwischen der Amurflora und den unendlichen Moosmorästen des Nordens bilden.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel — genau konnte ich die Zeit nicht bestimmen, da meine Uhr versagte und ich erst vier Wochen später

*) Specifisch sibirische Bezeichnung für die dortige Wildnis.

einen Uhrmacher traf — als wir aus dem Lärchenwald heraustraten und die stumpfen Bergkegel des Apfelgebirges vor uns auftauchen sahen. Die Anstiege wurden steiler, der Weg verschlechterte sich zusehends und der Charakter der Landschaft gestaltete sich von Minute zu Minute trostloser. Nur der Faulbaum und die genügsame Birke sprossen an den Berghängen aus dem moorigen Moose hervor. Selbst letztere aber fristete augenscheinlich nur ein kurzes Dasein. Hatte der Stamm eine Höhe von 5—7 m erreicht, so fand er nicht mehr genügend Nahrung im Boden zu weiterem Treiben oder auch nur zur Erhaltung seiner Kraft. Der obere Teil des Stammes starb schnell ab, faulte und wurde vom Winde heruntergebrochen. So weit das Auge reichte, ragten die traurigen, nackten Stümpfe aus dem spärlichen Nachwuchs empor.

Um die Mittagsstunde überschritten wir die letzte Höhe, deren Abstieg zum Thale der Dschilinda führte. Es ist durchschnittlich 1 km, das goldtragende Flüßchen aber etwa 100 Schritt breit. Ich befahl sofort zum Uriádnik, dem Ortspolizeiverwalter zu fahren, um durch ihn Obdach und Auskunft zu erlangen. Erst nach einigen, auf falsche Auskünfte — die den Verdacht nahe legten, daß der Arm der Polizei auf den Goldwäschereien nicht weit reichte — unternommenen Irrfahrten fand ich den Kosakenunteroffizier, der anscheinend recht erschrocken über mein Erscheinen war. Ich raubte ihm auch nicht den Glauben, daß ich zur gefürchteten Obrigkeit gehöre, und nahm seinen Rat, zu Herrn Larin, dem Direktor der größten Wäscherei zu fahren, und sein Anerbieten, mich von dort am nächsten Morgen zur Besichtigung der Wäschereien abzuholen, gnädigst an. Den Namen Larin hörte ich zwar zum ersten Male, aber im Vertrauen auf die sibirische Gastlichkeit entschloß ich mich gleich, dort anzuklopfen. Der Entschluß war wirklich nicht leicht, da ich noch weitere 6 km zurückzulegen hatte und mir grundelend zu Mute war. Der wohlthätige Einfluß der Morgensonne hatte nur kurze Zeit vorgehalten. Am ganzen Körper war ich zerschlagen und zerstoßen, sodaß mir jedes Aufspringen des Wagens Schmerzen verursachte. Heftiges Kopfweh plagte mich seit mehreren Stunden und starkes Herzklopfen benahm mir den Atem. Es war die höchste Zeit, daß ich meinem Gefährt entrann.

Endlich fuhren wir an dem großen, schmucken, auf einer Anhöhe gelegenen Blockhaus des Herrn Larin vor. Ich traf ihn zu Hause an, stellte mich vor, trug ihm in wenigen Worten meine Wünsche vor und fand sofort die liebenswürdigste Aufnahme. Der stille Dulder Odysseus kann nicht froher gewesen sein, als er bei den Phäaken landete, als ich, nachdem ich das Larinsche Haus erreichte. Mein Wirt räumte mir sofort das Zimmer seines Neffen ein, und dieser bestand, als er nachmittags von der Jagd heimkehrte, trotz allen Sträubens darauf, daß ich sein Bett einnahm, während er auf einem Bärenfell schlief. Nur mit den dankbarsten Gefühlen kann ich der freundlichen Aufnahme und der angenehmen Stunden gedenken, die ich in Gesellschaft dieser Herren und der feingebildeten Frau Larin verbrachte. Ich hatte nicht erwartet, in jener Wildnis eine Dame zu finden, die an Bildung wenigen aus unserer besten Gesellschaft nachstand, an Wissensdrang aber die meisten übertraf.

Vor allen Dingen konnte ich keine besseren Führer durch die Goldwäschereien finden als meine Wirte, von denen der ältere sein ganzes Leben diesem Erwerbszweig an der Dschilinda und an der Seja gewidmet hatte. Wir verwandten den nächsten Tag auf die Besichtigung der Wäscherei. Da schon seit einigen Wochen starker Frost eingetreten war, so konnte das Geschäft nur noch in geringem Umfang betrieben werden. Da, wo gearbeitet werden sollte, war das Flüßchen von seinem Laufe abgeleitet und sein Bett trocken gelegt worden. Erde, welche so goldreich ist, daß ihre Ausbeutung sich lohnt, wird erst in einer Tiefe von 3 bis 5 m angetroffen. Der Boden wird deshalb bis zu der gewünschten Tiefe in langen und breiten Stufen ausgeschachtet und abgetragen, bis man zu der schmutziggelben Schicht gelangt, die auf 100 Pud*) $^1/_2$ bis $^3/_4$ Solotnik Gold enthält. Zum Transport der Erde nach der Wurfmaschine dienen zweirädrige, mit einem Pferde bespannte Karren. Die Waschmaschine aber besteht aus einer sehr einfachen Vorrichtung. Auf 15 m hohem Gestell liegt eine eiserne, siebartig durchlöcherte Trommel, welche mit dem Schwungrade einer Lokomobile durch Treibriemen verbunden ist. Sie dient zur Aufnahme der Erde.

*) 1 Pud à 40 Pfund à 22 Lot à 3 Solotnik à 96 Doli = 16,38 kg.

Goldwäschereibetrieb an der Dschilinda.

Durch die Centrifugalkraft werden die größeren Steine, welche nicht durch die Löcher fallen können, an den offenen Seiten so hinausgeschleudert, daß sie über eine schiefe Ebene zur Erde kommen. Die durchgesiebten feineren Bestandteile dagegen fallen auf schräg liegende Tröge, über die langsam fließendes Wasser läuft. Dieses spielt die leichteren Bestandteile schnell hinweg, während die schwereren, darunter das Gold, langsam heruntergleiten und durch Rahmen aufgehalten werden. Mit letzteren Erdresten wird dann ein weiterer Handwaschprozeß vorgenommen, dessen Ergebnis selten weniger als 1 kg Gold auf 1 Pud betragen soll.

Die Maschinenwäscherei ist indessen nur lohnend, wo der Erdboden wenig größere Felsstücke enthält und sich leicht abtragen läßt. Ist das Flußbett steinig und felsig, sodaß die Erde nur mit Mühe aus den Gesteinsspalten entnommen werden kann, so zieht man die Ausbeutung durch einfache Handwäscherei vor. Dieser schweren Arbeit unterziehen sich fast nur die Mandschu. Sie vereinigen sich zu Gemeinschaften von 10—20 Mann, deren Lohn in dem Preis besteht, welchen sie für das an den Aufseher abgelieferte Gold erhalten. Damals betrug dieser 2,50 Rubel (Papier) für den Solotnik. Gerade, als ich die Wäscherei besichtigte, waren diese Arbeiter in voller Thätigkeit. Einige unterhielten die Feuer zum Aufthauen des gefrorenen Bodens, andere hoben die Erde aus den Felsspalten und trugen sie auf flachen Holztellern mit kurzen Stielen denen zu, welche an einer zurückgelassenen Wasserrinne das Auswaschen vornahmen. Vorsichtig spülten letztere allmählich durch Hin- und Herbewegen des teilweise im Wasser ruhenden Holztellers die Erde fort, bis die Goldblättchen*) allein am Boden zurückblieben. Der Maschinenwäscherei liegt demnach das gleiche Prinzip wie der Handwäscherei zu Grunde. Letztere trägt in vielen Fällen reichen Lohn, da die Wellen schon vorarbeiteten, indem sie einen Teil der Erde absonderten, während sich das Gold in die Feldspalten senkte. Ich sah selbst, wie ein Mandschu aus etwa 2 Pud Erde 16 gr Gold auswusch,

*) Das Gold der Dschilinda besteht in sehr feinen Körnchen oder Blättchen, welche mit Recht als Goldstaub bezeichnet werden. In anderen Wäschereien, besonders in Transbaikalien, wird körnigeres Gold gefunden. Ich sah in Irkútsk einen Klumpen, der 500 Gr. wog.

Weniger gewinnbringend ist die Arbeit der Genossenschaften, welchen die Besitzer der Wäschereien gestatten, an den Stellen zu suchen, wo ihnen die eigene Arbeit nicht lohnend erscheint. Bevor nämlich an das schichtweise Abtragen des Bodens im großen gegangen wird, werden Löcher gegraben und der Goldgehalt, der diesen entnommenen Erde ermittelt. Stellt sich dieser als so gering heraus, daß der für die maschinelle Aus-

Goldwaschende Mandschu.

beutung erforderliche Kostenaufwand sich nicht, oder doch nicht hoch genug verzinsen würde, so muß die fleißige Hand des gelben Mannes eingreifen. Ob und wann dies notwendig ist, bestimmt sich natürlich nach den örtlichen Verhältnissen. Die Preise der Lebensmittel, die Anschaffungskosten der Maschinen und die Arbeitslöhne steigen im Verhältnis zur Entfernung der Wäschereien von den Verkehrsstraßen. Große Besitzer, denen weniger an einer rationellen Ausbeutung des Erdreichtums als an schnellem, reichem Erwerb gelegen ist, ziehen das Raubsystem vor und überlassen den Handwäschern viele Stellen, die noch sehr gut im Großbetriebe bearbeitet werden

könnten. Die Handwäscher ihrerseits graben solche Örtlichkeiten nicht planmäßig ab, sondern arbeiten naturgemäß nur da, wo sie nach ihrer Erfahrung das meiste Gold anzutreffen hoffen dürfen, kurz es beginnt die Art des Betriebs, welche man in Sibirien mit Recht als „Chischtschnitscheſtwo", d. h. als Räuberei bezeichnet. Sie befindet sich im ganzen Amurgebiet in voller Blüte, und ihre eben beschriebene Ausübung aus den Feldern der großen Goldwäschereien stellt noch die unschädlichste Form dar. Besonders an der Dschilinda, wo sich die goldhaltige Erdschicht nicht nur durch das Flußbett, sondern auch an dessen Seiten in ungewöhnlicher Breite (bis zu 1600 m) und Gleichmäßigkeit hinzieht, war über räuberische Ausbeutung wenig zu klagen. Als wirkliche Vergeuder und Verwüster des Goldreichtums sind die vielen Genossenschaften anzusehen, welche jahraus, jahrein die Wildnis durchstreifen, an unzähligen Stellen den Boden in gieriger Hast durchwühlen, dabei selbst wenig gewinnen und die Anlage einer ordentlichen Wäscherei auch für die Zukunft erschweren, wenn nicht ganz unmöglich machen.

Die Regierung hat diesem Treiben mit Recht zu steuern gesucht. Was nützen jedoch alle Verbote in einem Lande, welches zum größten Teil aus menschenleerer Wildnis besteht? Wohl konnte ein redlicher und energischer Beamter auf den großen Wäschereien die Durchführung eines vorschriftsmäßigen Betriebes hier und da erzwingen. Auch wurde ab und zu ein goldsuchender Mandschu zu seinen Ahnen befördert, im übrigen aber ließ sich niemand durch papierene Verbote schrecken.

Man hat deshalb neuerdings das Verbieten aufgegeben und die Räuberei durch Erteilung von Schürfscheinen an die Arbeitsgenossenschaften, (Artjéli) legalisiert. Sie sind nur verpflichtet, das gefundene Gold ebenso wie ihre großen Berufsgenossen an die Regierung nach Irkútsk abzuliefern. Daß sie dies wirklich thun würden, daran hat wohl der Gesetzgeber selbst nicht geglaubt. Diesen Leuten, welche von der Hand in den Mund leben, ist der Goldstaub Tauschartikel. Kleider, Nahrungsmittel und nicht zuletzt Branntwein erhält er dafür an Ort und Stelle, und will er Gold in Geld umsetzen, so zahlt ihm der Mandschu einen höheren Preis als der große Unternehmer, der den Zwischenhändler zwischen dem kleinen Goldsucher

und der Regierung spielt und dabei natürlich auch seinen Vorteil sucht. Wenn die Regierung auch unter Androhung hoher Strafen angeordnet hat, daß alles Gold an die staatlichen Prüf- und Schmelzanstalten abgeliefert wird, so kommen thatsächlich doch nur die größeren Unternehmer dieser Vorschrift nach. Mindestens $^1/_5$ des in Sibirien gefundenen Goldes wandert nach China. In allen Dörfern weit im Umkreise der Wäschereien bekommt man „Sand" — so nennt das Volk den Goldstaub — zu kaufen. Dieser entstammt jedoch nur zum geringeren Teil den Funden der kleineren Goldsucher. Zum größeren Teil ist er gestohlen. Es läßt sich denken, daß die Gesellschaften alle nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln treffen, um das Stehlen zu verhindern. Herr Larin behauptete auch, daß ihm dies auf seiner Wäscherei gelänge. Aus den Trögen und Waschkästen der Maschine sei Entwendung ganz unmöglich, bei der Handwäscherei aber sei die Aufsicht so streng, daß selbst der geschickteste Dieb kein Körnchen verschwinden lassen könne. Er unterschätzte die Taschenspielerfertigkeiten seiner Untergebenen indessen stark. Als ich nach Rénova zurückkehrte, bot man mir auch dort „Sand" zum Kauf an. Auf meine Frage aber, von wo das Gold stamme, erhielt ich zur Antwort: „Nun, von der Dschilinda, wo Sie eben herkommen".

Die Mengen Goldes, welche von den Arbeitern und Angestellten bei Seite gebracht werden, scheinen öfters recht erhebliche zu sein. So fand man bei dem Polizeikommissar einer Goldwäscherei am Amur im Sommer 1895 etwa 16 Pfund gestohlenen Goldstaubes!

Auch durch Raub wird dem Staat zuweilen eine größere Quantität des edlen Metalles entzogen. Kurz vor meiner Anwesenheit am Amur wurde ein Transport bei Njumán geplündert. Dreizehn Pud Gold sollen dabei abhanden gekommen sein. Freilich wurde behauptet, daß bei dem Gefecht, welches die eskortierenden Kosaken den Räubern lieferten, beide Teile nur zum Schein schossen, und daß die Kämpen den Raub späterhin brüderlich teilten.

Der größere Unternehmer hat kein Interesse daran, sein Gold nach China zu verkaufen, da er mit dem russischen Staat bessere Geschäfte macht. Er schickt die Ware an die Schmelz- und Prüfanstalt nach Irkútsk. Ich besuchte das Institut, als ich mich in dieser Stadt aufhielt. In einem

sicheren Gewölbe lagen da Hunderte von schweren Barren aufgestapelt und harrten ihrer Versendung nach Petersburg, welche alljährlich mehrmals unter bewaffnetem Geleit erfolgt.

Nachdem der Goldwert dort endgültig bestimmt worden ist, werden den Wäschern Zahlungsanweisungen auf die Reichsbank ausgestellt. Diese können auch an den sibirischen Reichsbankstellen eingelöst werden. Hierbei haben die Unternehmer in den letzten Jahrzehnten glänzende Geschäfte gemacht. Die Regierung stellte ihre Anweisungen in Imperials, also in Goldrubeln aus, die Bankstellen aber zahlten, da der Imperial kein Verkehrsgeld bildete, in Kredit-(Papier)Rubeln. Somit kam der schlechte Stand der letzteren dem Goldwäscher zu statten, der ja den Papierrubel seinen Unternehmerberechnungen und Ausgaben zu Grunde legen konnte. Wenn ihm auch nur 3,50 Rubel pro Solotnik angewiesen wurden, so erhielt er doch häufig das Doppelte im Verkehrsgelde.

Auch jetzt noch, nachdem das Wertverhältnis des Goldrubels zum Kreditrubel festgelegt ist, sodaß der Staat für den Solotnik Durchschnittsgoldes etwa 5 Kreditrubel zahlt,*) scheint mir das Geschäft kein schlechtes für den Goldwäscher zu sein. Recht bedeutend aber sind die Geschäftsunkosten**) der Goldwäscherei. Insbesondere verursacht die Verpflegung der Arbeiter im Amurgebiet bedeutende Schwierigkeiten. So nahe von der großen Verkehrs- aber wie die an der Dschilinda liegen nur sehr wenige. Die Mehrzahl der Goldlager befindet sich an den Quellen der in den Amur mündenden großen Flüsse, der Seja, der Bureja und des Amgún. Um sie zu erreichen, sind zunächst Strecken von 400 bis 600 km auf diesen Flüssen und dann noch 100 bis 200 km über Land zurückzulegen. Die kleineren Unternehmer lassen ihre Vorräte durch Kosaken und Bauern von den nächstgelegenen Ortschaften heranfahren, die großen besitzen eigene Dampfer, welche die Waren von Blagowjéschtschensk und Nikolájewsk möglichst nahe an das Goldfeld bringen. Vom Quai bis zur Wäscherei bauten sie kostspielige Fahr-

*) Der von den Chinesen gezahlte Preis betrug 3 bis 4,50 Kredit-Rubel f. d. Solotnik je nach dem Feingehalt des Naturgoldes.

**) Herr Larin berechnete sie auf $^2/_3$ des Bruttoertrages. Der Staat gab damals für ein Pud Dschilindagold 18000 Rubel.

straßen und stellten vielfach sogar telegraphische und telephonische Verbindung her.

Aus diesen Veranstaltungen schon geht hervor, welche Menschenmassen sich auf den größeren Wäschereien ansammeln. Das Gerücht von einem neuen Goldlager verbreitet sich mit Windeseile durch ganz Sibirien bis nach Rußland hin und Hunderte und Tausende folgen dem Fantom, welches ihnen Reichtum in kürzester Zeit verspricht. Wieviel Enttäuschte, wieviel Verzweifelte aber mag die finstere Wildnis des Amurgebiets gesehen haben! Unter tausend Hoffnungen erfüllt sich kaum eine. Die Löhne sind, seitdem das Angebot von Arbeitern im letzten Jahrzehnt erheblich gestiegen ist, durchaus nicht mehr hoch. Mehr als 75 Rubel monatlich verdiente im vorvorigen Jahre kein Arbeiter an der Dschilinda. Die Lebens- und besonders die Genußmittel sind so teuer, daß nur der Genügsamste etwas ersparen kann. Genügsamkeit aber ist wohl auf keinem Goldfelde der Erde zur Hand. Erarbeitetes und gestohlenes Geld zerrinnt auch in Sibirien schneller, als es gewonnen wurde; Trunk und Spiel herrschen auf allen Goldwäschereien. Der Goldreichtum ist, darüber sind alle unbefangenen Beobachter sich einig, für Sibirien und besonders für das Amurgebiet kein Segen. Ohne das Gold läge die Wildnis im Norden des Stromes zwar noch jetzt ebenso unberührt da, wie seit Jahrtausenden, auch hätte die russische Staatskasse noch weit weniger Einnahmen aus jenen riesigen Gebieten gezogen, aber die Kultur des Landes würde wahrscheinlich größere Fortschritte als bisher gemacht haben. Es erscheint nur natürlich, daß der Ansiedler sein schweres Tagewerk im Stich läßt, sobald sich ihm ein leichterer und lohnenderer Verdienst bietet. Als die sibirischen Wälder noch reich an kostbaren Pelztieren waren, zog der Kosak und der Bauer die Jagd dem Ackerbau unbedingt vor. Noch jetzt thut er dies ja im Ussurigebiet und in allen wildreichen Teilen Sibiriens. Je mehr wir den Amur stromabwärts kommen, desto ertragreicher wird der Fischfang, und desto mehr finden wir, daß der Kolonist diesem zu Liebe seine Landwirtschaft vernachlässigt. Die schlimmste Wirkung auf die landwirtschaftliche Thätigkeit und damit auf die dauernde Kultur Sibiriens aber hatte die Entdeckung der Goldablagerungen. In den allermeisten Ansiedelungen, welche ein bis zweihundert Werst von Wäschereien lagen, hörte der Ackerbau

in kürzester Zeit nach deren Eröffnung so gut wie ganz auf. Nicht nur die Arbeit auf der Wäscherei, sondern auch das Heranschaffen der Vorräte sicherten reicheren und müheloseren Verdienst als die Landwirtschaft. Dazu kam der sofort aufblühende Handel mit gestohlenem Golde. „Es findet sich schon ein Mehrverdienst bei der Wäscherei. Um zu Gott zu beten, geht niemand in die Wildnis", äußerte ein alter Kosak zu mir, als ich meine Verwunderung darüber aussprach, daß die Goldwäscher mit verhältnismäßig geringem Lohn zufrieden wären. In der That findet man in den Dörfern, welche in Verbindung mit den Wäschereien stehen, eine ganze Anzahl von Leuten, deren Lebenshaltung ungewöhnlich gut ist. Es wäre jedoch in den meisten Fällen indiskret, nach den Erwerbsquellen zu forschen. Lustig gelebt wird da überall und von Tugenden wie Ehrlichkeit, Nüchternheit und Keuschheit wenig gehalten. Anlässe zu Festen findet man im Kosakendorf noch mehr als anderswo. Reichen die Sonntage, Hochzeiten, Verlobungen, Totenschmause, Namenstage und selbst die großen Heiligen nicht aus, so giebt es ja noch genug kleine Heilige, mit denen der rechtgläubige Kosak in nähere Verbindung treten möchte. Für die Arbeit bleibt immer noch genug Zeit.

Wie lange aber wird diese Herrlichkeit währen? Länger als dreißig Jahre dauert nach den bisherigen Erfahrungen auch die Ausbeutung der reichsten Wäschereien nicht. Kenner der Verhältnisse versicherten mir, daß sie die Entdeckungen bedeutender Wäschereien im östlichen Sibirien für abgeschlossen betrachteten. Wie dem auch sei, in absehbarer Zeit werden die Goldquellen des Amurgebiets erschöpft sein.*) Dann erst ist vielleicht Aussicht vorhanden, daß die europäische Kultur dort festen Fuß faßt. Ob aber

*) Seit dem Jahre 1829 ist es Privatleuten gestattet, nach Gold zu schürfen und Wäschereien anzulegen. Die Abgabe für dieses Recht ist in den verschiedenen Teilen des russischen Reiches verschieden bemessen, überall aber gering. Einen bedeutenden Aufschwung nahm die Goldproduktion Sibiriens erst Anfang der siebziger Jahre. Sie stieg ständig bis zum Jahre 1880. Dann blieb sie sich ein Jahrzehnt ziemlich gleich. In den letzten Jahren trat wieder eine geringe Erhöhung ein. Ganz Rußland lieferte im Jahre 1892 rund 2625 Pud Gold. Davon entfielen auf Sibirien 1890 Pud, auf das Amur- und Küstengebiet aber 447 Pud im Werte von rund 8 Millionen Rubel. In der Reihe der goldproduzierenden Länder nimmt Rußland zur Zeit die vierte Stelle ein. Vor ihm stehen die Vereinigten Staaten Nordamerikas, Südafrika und Australien.

die glänzenden Hoffnungen, welche man sich bisher von der Zukunft des Amurgebiets machte, überhaupt in Erfüllung gehen werden, erscheint mir selbst dann noch zweifelhaft, es sei denn, daß auch das rechte Ufer des Stromes und sein Hinterland unter russische Herrschaft kommen.

Bevor ich das gastliche Thal der Dschilinda verließ, gab mir mein Wirt noch Gelegenheit, die nähere Bekanntschaft der Eingeborenen jener Gegend, der Orotschonen zu machen. Er stand in freundschaftlichem Verhältnis zu vielen derselben, sodaß sie seine Niederlassung oft besuchten, um ihre Jagdbeute und gewerblichen Erzeugnisse gegen europäische Produkte einzutauschen. Zur Arbeit auf der Wäscherei waren sie jedoch nicht zu bewegen, und wenn sie auch in Person dahin kamen, so schlugen sie ihr Lager doch nie unmittelbar bei der europäischen Ansiedelung und nie für längere Zeit auf. Sie wahrten sich wie sämtliche Tungusen ihre Nomadenfreiheit.

Nicht weit von dem Larinschen Hause hielten sich zur Zeit meiner Anwesenheit zwei Orotschonenfamilien auf. Als eines ihrer Mitglieder auf der Wäscherei vorsprach, kündigte ihm mein Wirt unseren Besuch für den Nachmittag an. Wir wollten bis zu dem Lager fahren, waren indessen bald genötigt abzusteigen, da Baumstümpfe und Gesträuch den Wagen behinderten, sodaß wir zu Fuß schneller vorwärts kamen. Nach kurzem Spaziergange sahen wir zwei Zelte zwischen den elenden Birken auftauchen. Zwei Männer kamen uns zum Empfang entgegen. Freundlich lud uns das Familienhaupt ein, in das Zelt einzutreten und Platz zu nehmen, d.h. gleich ihnen um das Feuer zu hocken. Hocken oder sitzen mußten wir schon deshalb, weil man nur in der Mitte des Raumes, wo das Herdfeuer brannte, aufrecht stehen konnte.

Ich war von der Einfachheit der Behausung, welche Sommer und Winter ziemlich die gleiche bleibt, doch etwas überrascht. Im Vergleich zu den Zelten der Orotschonen muß ich die Wohnungen der Giljaken und Golden, die Ulusse und Jurten der Burjäten und Kirgisen als Prachtbauten bezeichnen. Die Konstruktion war die denkbar einfachste: Zwei etwas über 2 m hohe, senkrecht stehende Pfähle bildeten den Mittel- und Stützpunkt des Zeltes. An sie lehnten sich die ringsherum im Kreise schräg in die Erde getriebenen Stangen, deren obere Enden sich über der Zeltbedachung kreuzten. Letztere bestand teilweise aus langen Streifen gekochter Birkenrinde

und teilweise aus einer Art von Sämischleder, welches im Winter ganz an die Stelle der Rinde tritt. Augenscheinlich waren unsere Orotschonen gerade im Begriff, die Winterwände einzusetzen. Dazu schien es allerdings hohe Zeit zu sein, da wir ja nachts schon mehr als — 10° C. hatten. Man sollte es kaum glauben, daß menschliche Wesen jedes Alters den sibirischen Winter in einer solchen Behausung ertragen. Über Null kann die Temperatur in dem Zelt überhaupt nur dicht am Feuer steigen. Dazu kommt, daß die Kleidung der Tunguſen eine verhältnismäßig leichte ist. Schwere Pelze würden sie schon bei ihren Wanderungen behindern, auf denen sie im Laufe eines Jahres Strecken von 1000 km und darüber zurücklegen. Damals schien ihnen die Temperatur überhaupt noch zu tropisch, um Fellkleidung zu tragen oder auch nur den Zeltboden mit warmen Decken zu belegen. Nur Herrn Larin und mir unterbreiteten sie ein Renntierfell. Die Familie hockte auf der nackten Erde und hatte einfache russische Jacken und Röcke, bezw. chinesische Beinkleider angelegt.

Das Hausgerät zeugte gleichfalls von der größten Bedürfnislosigkeit. Am Zeltrande standen neben einigen zusammengerollten Fellen wenige aus Leder oder Birkenrinde gefertigte Koffer und Körbe, an den seitlichen Zeltstangen aber hingen Jagdgeräte, mongolische Rauchutensilien und Heiligenbilder. Wie die meisten Orotschonen, so gehörte auch jene Familie der russischen Kirche an. Die Tunguſenstämme nahmen das Christentum rascher und williger an, und sollen es auch tiefer erfassen, als alle anderen Anhänger des Schamanismus. Sie sind zweifellos intelligenter als die meisten Völkerschaften des nördlichen Asiens. Alle Europäer, die mit ihnen viel verkehrten, rühmen auch ihre edlen sittlichen Eigenschaften, und viele sprechen geradezu von ihrer ritterlichen Gesinnung. Die christlichen Missionen fanden bei den Tunguſen jedenfalls einen sehr günstigen Boden für ihre Lehren. Bei der Bekehrung zum Christentum mag allerdings auch der Wunsch mitgesprochen haben, durch die Taufe ihren Beherrschern, den Russen, ebenbürtig zu werden. „Ich bin nicht Orotschone, ich bin rechtgläubig und Russe“, bemerkte unser Wirt, als Herr Larin und ich ihn und seine Angehörigen als Orotschonen bezeichneten.

Das war übrigens die einzige Äußerung welche einer der Eingeborenen

aus eigenem Antrieb fallen ließ. Sie antworteten zwar willig und höflich auf unsere Fragen, kauerten aber sonst würdevoll und schweigsam im Kreise. Die Schönheit — nach unseren Begriffen — drückte kein einziges Mitglied der Gesellschaft. Das Familienhaupt, sein Bruder, seine Frau, ebenso wie seine vier Kinder erfreuten sich der reinsten mongolischen Gesichtsformen. Die Hautfarbe erschien dunkelbraun. Ohne die dicke Schmutzlage, die Gesicht

Orotschonen und ihre Zelte.

und Hals bedeckte, wäre die Haut wohl viel heller gewesen. Sympathisch aber war der freundliche, offene Ausdruck, wie ich ihn nur bei wenigen Mongolen sah.

Für sieben Menschen fand ich das Zelt nicht gerade groß. Doch würde selbst die strengste Sanitätspolizei nichts gegen den geringen Luftraum haben einwenden können, da die frische Luft mehr als leichten Zutritt hatte. Dem Raummangel in einer Tunguſenwohnung kann ja auch leicht abgeholfen werden. Tritt bedeutender Familienzuwachs ein, so bedarf es weder eines kostspieligen Anbaues noch der Miete einer größeren Wohnung, sondern nur

der Beschaffung längerer Zeltstangen und einiger Birken oder Lederstreifen. Mit diesen einfachen Mitteln kann die Behausung in wenigen Stunden erweitert werden.

Zu unserem Empfange war das Herdfeuer frisch angefacht worden, sodaß der Rauch in dicken Wolken zur offenen Zeltspitze hinauszog. Über dem aus einigen lose liegenden Steinen bestehenden Herd hing ein eiserner Kessel mit kochendem Wasser. Das beste Geschirr, welches die Familie besaß, wurde aus einem der Koffer hervorgeholt. Eine Theekanne aus weißem Porzellan — deutschen Ursprungs — diente zur Bereitung des guten Blätterthees, welchen die Zeltfrau uns in japanischen Tassen, die sie sogar mit einem schmutzigen Lappen auswischte, kredenzte. Die Stelle des Theegebäcks vertraten in Fett gebratene und zu einem tellerförmigen Pfannkuchen gepreßte Preiselbeeren und kleine Stückchen getrockneten Elchfleisches. Beides sah wenig appetitlich aus, schmeckte indessen nicht gerade schlecht. Brot und Salz gab es nicht. Ersteres gilt bei den Tungusen nicht als Nahrungsmittel, sondern als großer Leckerbissen, und unsere Wirte waren jedenfalls zu arm, um es auf der Wäscherei zu kaufen, letzteres uns so unentbehrliches Genußmittel aber soll bei diesen Völkerstämmen gar nicht verwendet werden.

Unter den Gebrauchsgegenständen der Orotschonen spielt natürlich das Jagdgerät die Hauptrolle. Von selbst gefertigten, ursprünglichen Waffen aber findet man heutzutage nur noch verschiedenartige Messer bei ihnen. Das ansehnlichste davon ist der Bärenspieß, eine an mannshoher Stange befestigte, starke, fußlange Klinge, mit welcher der Orotschone dem Bär zu Leibe geht. Im übrigen sind die Tungusen fortschrittlicher gewesen, als ihre südlichen Nachbaren, wo die Luntenflinte, das Steinschloßgewehr oder sogar noch Pfeil und Bogen*) zur gewöhnlichen Jagdausrüstung gehören. In China ist das Militär bis auf wenige Eliteregimenter noch heutzutage mit solchen ursprünglichen Waffen ausgerüstet. Nie sah ich ein ergötzlicheres, kriegerisches Schauspiel als das Ausrücken einer chinesischen Kompagnie zur Schießübung bei Peking. Im Gänsemarsch zog die zerlumpte

*) S. Abbildung S. 121.

Gesellschaft die bodenlos schmutzige Straße einher. Ein jeder suchte sich vorsichtig einen einigermaßen gangbaren Pfad in der Nähe der Häuser. Die Meinungen über den besten Weg gingen offenbar auseinander, sodaß die Formation der Maschierenden einer endlosen Schlangenlinie glich. Diese wurde noch dadurch verschönt, daß sich alle Augenblicke große Lücken bildeten, da die Träger der ungeheuerlichen Hakenbüchsen ihren nur mit Pfeil und Bogen bewaffneten Kameraden nicht recht nachkamen. Daß derartiges Lumpengesindel keinen Gegner für die Japaner abgab, war nicht zu verwundern. Und doch schrieben viele hohe Mandarinen die Siege der Japaner nicht dem schlechten chinesischen Militär und dessen mangelhafter Bewaffnung, sondern dem Umstande zu, daß man die Kriegführungsweise und die Waffen der „überseeischen Teufel", d. h. der Europäer, auch nur teilweise angenommen habe. Es entspräche durchaus dem chinesischen Abscheu vor allem Fremden, wenn es, wie man mir erzählte, richtig ist, daß gleich nach dem letzten Kriege wieder zahlreiche Luntenflinten zu militärischen Zwecken angefertigt worden sind.

Wer sich für die Entwickelung der Handfeuerwaffen interessiert, der kann in Asien eingehende Studien betreiben und sich eine reichhaltige Sammlung anlegen. Europa und Amerika haben, seitdem sie in Handelsbeziehung zu Asien stehen, dieses zur Ablagerung aller bei ihnen nicht mehr gangbaren Waffen benützt, und der Asiate führt noch jetzt mit gutem Erfolg Büchsen und Flinten, die man bei uns nur in Museen neugierig betrachtet. In neuerer Zeit fand Rußland in Sibirien guten Absatz für seine alten Berdangewehre, während Amerika tausende von Winchesterbüchsen dahin versandte. Ein Glück war dies für die armen Eingeborenen nicht. Abgesehen davon, daß sie bei dem Eintausch von Waffen und Munition gegen ihre Jagdbeute meistens unglaublich übervorteilt wurden, wurden sie durch die vollkommene Waffe in die Lage versetzt, das Wild auszurotten und sich ihrer Existenzquelle zu berauben. Den Vorteil aus der reicheren Beute zog nicht der Eingeborene, sondern der Händler. Wie gewissenlos diese vorgingen, davon zeugt beispielsweise ein von den Amerikanern in Kamschatka angewandter Geschäftskniff. Sie verkauften dem Eingeborenen eine Büchse mit einigen hundert Patronen. Hatte er letztere

verschossen, dann erklärten sie, keine gleiche Munition mehr zu besitzen, und nötigten so den Käufer, ihnen eine Büchse anderen Systems abzunehmen.

Der Eingeborene steht solchen wie anderen Betrügereien hilfslos gegenüber. Wortbruch und Betrug kennt der Nomade nicht, während der weiße Geschäftsmann diese Mittel, wo sie ihm Gewinn bringen, anwendet. Auch in Asien brachten die sogenannten Kulturträger den Autochthonen keinen Segen. Die sibirischen Völkerschaften sind, mit Ausnahme der Giljaken, Burjäten und Kirgisen, im raschen Aussterben begriffen. Die Zeit, wo der letzte Nomade zu Grunde gehen wird, ist nicht mehr fern. Dieser Aussterbeprozeß ist unter den Tungusen in den letzten Jahren noch durch Seuchen beschleunigt worden. Viele Familien wurden ihrer Ernährer durch die Pocken beraubt und verhungerten in der Wildnis. Fast gleichzeitig trat eine Seuche unter den Renntieren auf. Manche Zeltgenossenschaft, darunter auch die, welche ich an der Dschilinda sah, büßte in wenigen Tagen ihren ganzen Reichtum ein.

Unser Besuch schloß damit, daß ich etliche gewerbliche Erzeugnisse der Orotschonen kaufte. Sehr gut und praktisch gearbeitet waren ein paar Fausthandschuhe aus weichem Renntierleder, wie sie die Tungusen auf der Jagd tragen. Sie sind mit Renntiersehnen genäht und haben in Höhe des Handgelenks einen breiten Einschnitt. Dieser ermöglicht es, sie mit einem Ruck von der Hand zu schleudern, so daß sie nur noch am Gelenk hängen und die Hand zum Schießen frei wird. Ferner erstand ich ein einfaches Messer, dessen hölzerner Griff und Scheide mit Zauberzeichen verunziert sind, und eine Kindertrommel aus Renntierblase von der Gestalt eines Pfefferkuchenherzens. Mein Begehr nach letzterer erregte große Heiterkeit. Die Besitzerin, ein vierjähriges Mädchen, welche allein mit der Hergabe ihres Eigentums nicht einverstanden war, beruhigte sich nach Empfang etlicher Silbermünzen. Vor dem Zelte erlaubte ich den beiden Männern, noch mit meiner kleinkalibrigen Jagdbüchse zu schießen. Helle Freude spiegelte sich auf den braunen Angesichtern, als sie die Schußwirkung des Wundergewehrs sahen. Die Orotschonen sind ja vorzügliche Jäger und Schützen. Sie schießen nur mit der Kugel und zielen bei den kleinen Pelz-

tieren, wie Zobel und Eichhörnchen, ausschließlich nach dem Kopf, um den kostbaren Balg nicht zu verderben. Dabei nehmen sie, um das teure Blei nicht zu verlieren, so wenig Pulver, daß die Kugel im Kopfe stecken bleibt.

Nach dreitägigem Aufenthalt an der Dschilinda trat ich die Rückfahrt nach Rénova an. Der menschliche Körper gewöhnt sich schnell an schlechte Behandlung. Obgleich weder Fuhrwerk noch Weg besser als auf der Hinfahrt waren, verspürte ich nur geringes Unbehagen. Kurz vor Sonnenuntergang führte unser Weg an einer großen, mit einzelnen Lärchen bestandenen Wiese vorüber, auf welcher elf Auerhühner, friedlich den schönen Abend genießend, saßen. Anhalten lassen und abspringen war eins. Vom Strauchwerk gedeckt, konnte ich mich soweit heranschleichen, daß mir ein prächtiger Hahn, welcher unbeweglich, mit leicht nach oben gebogenem Spiel auf der äußersten Spitze eines Baumes saß, schußrecht war. Der Schuß krachte, der Hahn aber blieb eben so sitzen wie zuvor. Auch als der riesige Vogel auf den zweiten Schuß fiel, ließen sich seine Genossen nicht in ihrer Beschaulichkeit stören. Erst, nachdem der Tod den zweiten ereilt hatte, zogen die übrigen es vor, andere Schlafstätten aufzusuchen. Dennoch gelang es mir, ein drittes Exemplar zu erbeuten, welches nur wenige hundert Schritt weiter wieder aufgebäumt war.

Der sibirische Auerhahn erscheint gleich anderen dortigen Vögeln auf den ersten Blick bedeutend stärker als sein deutscher Stammesgenosse. Ich überzeugte mich jedoch bald davon, daß der Körper durchschnittlich nicht größer oder schwerer als bei unseren ist. Dagegen haben die sibirischen Vögel ihre Kleidung dem rauhen Klima angepaßt. Auer-, Birk- und Haselhuhn weisen ein so dichtes Gefieder auf, wie man es in Mitteleuropa schwerlich findet. Auch der Pelz der Säugetiere hat sich den Temperaturverhältnissen entsprechend ausgebildet. Unter ihnen aber sind viele Gattungen im Kampf mit der Natur auch körperlich bedeutend erstarkt. So sind Rehe im Gewicht eines Centners keine Seltenheit.

Am 28. Oktober traf ich wieder in Rénova ein. Der Schuster hatte die Packtaschen angefertigt und das Sattelzeug in Stand gesetzt, sodaß ich

nach zwei Tagen meine Weiterreiſe antreten konnte. Noch war eine Abſchieds-Sakuska mit meinen bisherigen Reiſegefährten zu überſtehen. Dann ſchwang ich mich in den Sattel und ſprengte fröhlichen Mutes meinem Führer nach in die ſchöne freie Wildnis.

VIII. Ein Ritt längs der Ufer des Amur und Argún.

Der Ritt, welchen ich bei Eis und Schnee durch die Wildnis unternahm, hat mich nicht gereut. Schon das Gefühl, ganz auf sich selbst gestellt zu sein, und das Bewußtsein, daß jede Unachtsamkeit Gefahren für Leib oder Leben im Gefolge haben kann, hat einen eigentümlichen Reiz. Wunderbar aber wirkt die stille Majestät der Wildnis, der unmittelbare Kontakt mit den ursprünglichen Schöpfungen der Natur, wie sie uns in den von der Kultur unberührten Ländern entgegentreten. Um den Leser mit den Eindrücken, welche ich bei solchen Wanderungen empfing, möglichst unmittelbar vertraut zu machen, will ich im folgenden die Erlebnisse und Beobachtungen einiger Tage im engen Anschluß an die Bemerkungen, welche ich alltäglich in mein Notizbuch eintrug, zu schildern versuchen.

Orlówa. Montag, den 28. Oktober.

Heute beim Aufbruch herrschte prachtvolles, ziemlich mildes Wetter. Unsere braven mongolischen Pferdchen kletterten den Berg, welcher sich im Westen von Rénova erhebt, munter hinan. Auf seinem Kamm eröffnete sich eine prachtvolle Aussicht auf den tief unter uns fließenden, mit rasch treibenden Eisschollen bedeckten Strom. Zur Rechten dehnte sich dichter Nadelwald hin, aus dessen Unterholz und Büschen ab und zu Haselhühner auf den Saumpfad herausliefen, um neugierige Blicke auf die Reisenden zu werfen, welche den Frieden der Wildnis störten. Bald ging es wieder bergab, wir durchschritten eine Schlucht, um alsbald noch eine zweite Höhe zu überwinden, und schon um ein Uhr mittags langten wir hier an.

Mein Wirt aus Rénova hatte am Tage vorher hier zu thun und den Poſtſchreiber auf meine Ankunft vorbereitet. Dieſer, ein freundlicher alter Pole, kam mir auf der Dorfſtraße entgegen und wünſchte mir zu meiner Überraſchung auf deutſch guten Tag. Er hatte in ſeiner Jugend in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen gelebt und trotz der Jahrzehnte, die ſeitdem verſtrichen, die Sprache ſeiner einſtigen Herrſchaft nicht ganz vergeſſen.

Während ich beim Samowar ſitze und meinen Hunger mit Konſervenwurſt und Schwarzbrot ſtille, erſcheint die Reitpoſt von der anderen Seite. Der Weg bis zur nächſten Station iſt alſo gangbar. Er ſoll nach Angabe der Koſaken in 7 bis 8 Stunden zurückzulegen ſein. Da der Kalender Vollmond bis $1^1/_2$ Uhr nachts anzeigt und der Himmel klar iſt, befehle ich, um drei Uhr nachmittags friſche Pferde zu ſatteln, und verabſchiede mich herzlich von dem freundlichſten aller ſibiriſchen Poſtſchreiber.

Swjerbjéjewa. Dienstag, den 29. Oktober.

Das wurde ein ſchlimmer Ritt, auf dem ich zum erſten Mal nahe daran war, meine Reiſe nach Sibirien zu verwünſchen. Hätten unſere Pferde uns im Stich gelaſſen, wer weiß wie die Sache abgelaufen wäre.

Bis Sonnenuntergang ging es in flottem Tempo auf dem hart gefrorenen Boden den ſchmalen Pfad am Ufer des Stromes entlang. Dann verließen wir den Amur, deſſen Lauf dort eine große Schleife beſchreibt, und ſchlugen einen kürzeren Weg mitten durch die Wildnis ein. Bald verlor ſich auch der Steg, deſſen Spur uns bis dahin als Führer gedient hatte, und ich mußte mich ganz auf meinen jungen Koſaken verlaſſen. Der Mond war noch nicht aufgegangen. Nur der fahle Schein des Schnees leuchtete in der Finſternis des Waldes. Tiefes Schweigen, wie es den Wäldern Sibiriens Sommer und Winter, Tag und Nacht eigentümlich iſt, umgab uns. Selbſt das Hämmern des Spechtes war ſeit dem Sinken des Tagesgeſtirns verſtummt, ſodaß nur noch das Getrappel der Hufe und das Schnauben unſerer Pferde im Walde wiederhallte. Die Bahn durch denſelben hatte, wie der ſibiriſche Landſtreicher treffend ſagt, der Teufel gereinigt. Baumſtämme mußten alle Augenblicke umritten oder überklettert werden, ſtarke Wurzeln zogen ſich über den Boden hin, und herunterhängende Zweige ſchlugen uns ins Geſicht. Unwillkürlich fielen mir die Erzählungen von der ruſſiſchen

Expedition ein, welche sich in dieser Gegend verirrte und dem Hungertode nur dadurch entging, daß sie einen Gefährten schlachtete. Ich erwartete mit Sehnsucht das Aufgehen des Mondes und war wirklich froh gestimmt, als dieser, mein treuester Gefährte auf mancher Fahrt über Land und Meer, die Finsternis löste. Fünf Stunden etwa mochten wir durch die waldige Hochebene geritten sein, bis wir wieder die Flußniederung erreichten. Schon atmete ich auf und glaubte mich nahe am Ziel, da gestand mir mein Führer, daß er in der Dunkelheit einen Umweg gemacht habe, sodaß wir ein bis zwei Stunden später anlangen würden. Er hatte aber, wie ich bald sah, seine Rechnung gemacht, ohne die Beschaffenheit des Geländes zu kennen. Vor uns lagen weite, überschwemmte und jetzt mit Eis bedeckte Wiesenflächen, welche von gefrorenen Sümpfen unterbrochen wurden. Der Schnee war vielfach vom Winde hinweggefegt worden, sodaß spiegelglatte Stellen entstanden und äußerste Vorsicht beim Reiten geboten war. Nur mit so vorzüglichen Pferden, wie den sibirischen, die als Kinder der Wildnis kein Hindernis kennen, konnten wir jene Niederung durchqueren. War aber schon das Reiten im Walde kein Spaß gewesen, so wurde es auf dem Eise im höchsten Grade anstrengend. Jeden Augenblick mußte ich darauf gefaßt sein, daß das schlecht beschlagene Pferd stürzte. Da die unförmlichen Filzstiefel keine leichte Bewegung in den Steigbügeln gestatteten, zog ich es vor, letztere hinaufzuziehen und ganz auf Balance zu reiten; denn von „Schluß" ist auf dem breiten Kissen des Kosakensattels keine Rede. Wenn man acht Stunden bereits geritten ist, verzichtet man ungern auf die Steigbügel. Aber Not bricht Eisen, und zum Nachdenken über die unangenehme Lage blieb keine Zeit. Keines der Pferde fiel, und wir erreichten nach einer guten Stunde trockenen Boden, der nur dadurch Hindernisse bot, daß er von breiten und tiefen Erdspalten, die wir durchklettern mußten, durchzogen wurde.

Unterdessen war die Temperatur merklich gesunken. Neun Stunden hatten wir und unsere Tiere nichts genossen, sodaß wir die Kälte doppelt empfanden. Kein Wunder, daß sich die Sehnsucht nach Ruhe mehr und mehr geltend machte. Mein Kosak schien auch äußerst ermüdet und traute sich und seinen Pferden nicht mehr die Kraft zu, die zwei Stunden Weges,

welche uns noch von Swjerbjéjewa trennten, zurückzulegen, da der Oldoy, ein Nebenfluß des Amur, und ein steiler Felsenpfad zu passieren waren. Er schlug mir vor, bei Holzfällern unweit von unserem Wege zu übernachten, und ich ging gern darauf ein, obgleich ein solches Quartier gerade nicht das sicherste zu sein pflegt.

Bald darauf sahen wir einen dunklen Punkt in der Dämmerung auftauchen, hielten nach wenigen Minuten vor einer Bretterbude, krochen mit steifen Gliedern von den Pferden und pochten an die Thür. Vergeblich, kein Hund wurde laut, keine menschliche Stimme antwortete. Ich holte ein Licht aus der Satteltasche, wir rissen die zugebundene Thür auf und betraten das Innere, um es jedoch sofort wieder zu verlassen. Der Schmutz spottete aller Beschreibung. Selbst der Kosak erklärte, daß hier ein Übernachten unmöglich sei. Bei einer Kälte von 12—15° C. im Freien ohne genügende Pelzdecken zuzubringen, aber schien uns gleichfalls nicht geraten. Also hieß es wieder vorwärts. Während uns ein Schluck Kognak und etwas trockenes Brot neue Lebenskräfte verleihen mußten, hatten die Pferde eine knappe Viertelstunde Ruhe und Zeit, einige spärliche Grashalme abzunagen. Dann ging es im Trab bis zum Oldoy. Es war die höchste Zeit, daß wir ihn erreichten, da sich der Mond schon dem Horizonte zuneigte. Glücklicherweise stand das Wasser niedrig, sodaß es den Pferden nirgends höher als an den Bauch reichte. Ohne Unfall durchquerten wir die etwa zweihundert Schritt breite Furt und hatten nunmehr nur noch 4 km bis ans Ziel. Auf dieser Strecke aber lag die gefährlichste Passage. In halber Höhe eines steilen Berges zieht sich der Reitpfad hin, so schmal, daß zwei Menschen einander kaum ausweichen können. Etwa hundert m darunter liegt ein See. Die Pferde waren so müde, daß sie sich öfters niederlegen wollten, und wir waren deshalb gezwungen, die armen Tiere ohne Unterlaß zu peitschen. Jeder Fehltritt hätte uns wahrscheinlich ebenso wie der Reitpost vor einigen Tagen das Leben gekostet. Es galt, alle Kräfte noch einmal zusammenzunehmen. Und es gelang. Unweit des Abstieges erreichten wir eine breite Holzbrücke, das erste Zeichen von Menschenhand. Gleich darauf schlug Hundegebell an unsere Ohren, welches in solchen Fällen melodischer klingt als jeder Sang. Unsere Pferde witterten das Ende ihrer Anstrengungen,

sie rafften noch einmal ihre Kräfte zusammen und trugen uns in schlankem Trabe die letzte Werst durch die Stanitza an den Amur.

Hart am Strome liegt die Poststation. Es war drei Uhr morgens, als wir sie erreichten. Der Postschreiber wurde aus dem Bett oder, richtiger gesagt, von der Diele aufgestört und brachte Licht in die behaglich durchwärmte Stube. Ich lohnte den Jämschtschik schleunigst ab, warf meine Decke auf eine Bank und sank darauf zu tiefem Schlaf nieder, aus dem ich erst gegen mittag erwachte.

Süß ist's vergangener Leiden zu denken. Nun sitze ich wieder vergnügt beim dampfenden Somowar als einziger Bewohner des sauber gehaltenen Zimmers für Reisende. Luxuriös ist seine Einrichtung gerade nicht, aber vollkommend hinreichend. Vier breite und lange Bänke, zwei große Tische, Öldruckbilder des Zaren und der Zariza und daneben einige amtliche, unter Glas eingerahmte Bekanntmachungen bilden das bewegliche Inventar. Einen großen Teil der Stube nimmt der mächtige Kachelofen ein, der eine behagliche Wärme ausstrahlt. Vor meinen Augen wälzt der Amur seine im Sonnenschein glitzernden Treibeismassen. Deutlich erkennbar liegt drüben das einsame flache chinesische Ufer. Spärliche Fichten heben sich dort von den im Nebel des Hintergrundes verschwimmenden Höhen ab.

Ich erhielt ein für sibirisch-kosakische Verhältnisse prachtvolles Frühstück: gutes, frisches Brot, Milch, Butter und Eier. Dieser Reichtum an landwirtschaftlichen Erzeugnissen rief in mir nicht nur Befriedigung, sondern Erstaunen hervor. Der Ataman, d. i. der militärische Schulze eines Kosakendorfes, meldete sich bei mir gerade, als ich mein lukullisches Mahl beendete. Ich bestellte nicht nur Pferde für den nächsten Morgen und zog Erkundigungen über den Weg ein, sondern suchte auch näheres über die wirtschaftlichen Verhältnisse zu erfahren. Letzteres mißlang vollkommen, da ich wieder für einen „Tschinownik", gehalten wurde, dem gegenüber man mit Mitteilungen vorsichtig sein mußte. Meinen nichtamtlichen Charakter aufzudecken, fühlte im mich nicht veranlaßt, da ich dann fürchten mußte, schlechter bedient zu werden. Zum Glück waren der Posthalter und einige Kosaken, die ich bei einem Spaziergang durch das Dorf ansprach, mitteilsamer. Ich erfuhr bald, daß ersterer, ein Bauernsohn aus Westsibirien, der größte Ackerbesitzer sei.

Außer ihm betreiben von den 27 Familien des Dorfes nur noch drei eine nennenswerte Wirtschaft. Der Boden ist sehr gut, sodaß Sommerroggen, Hafer und Buchweizen vorzüglich gedeihen sollen, obgleich die Aussaat erst Mitte Mai beginnen kann und Fröste häufig schon Mitte August wieder eintreten. Wären nicht auch die hiesigen Kosaken über alle Maßen faul so hätte diese Ansiedelung rasch aufblühen müssen. Keine 60 ha befinden sich jedoch auch hier unter dem Pfluge, und die Berghänge wurden zwar ihrer starken Stämme beraubt, liegen aber im übrigen ungerodet da. Es ist kaum glaublich, aber wahr, daß die Mehrzahl der Kosaken zu bequem war, ihre Zimmer mit Dielen zu versehen, obgleich Holz in Hülle und Fülle vorhanden ist. Überall das gleiche Bild trauriger Indolenz.

Sgibnjewa. Mittwoch, den 30. Oktober 1895.

Erst um 8 Uhr morgens erschien heute ein Kosak mit drei Pferden. Ein gemütlicher, alter, halbtauber Kerl, flößte er mir Vertrauen ein. Nachdem er sich gehörig vor den Heiligenbildern bekreuzigt hatte, wendete er sich mit devotem Bückling zu mir: „Geruhen Ew. Excellenz abzureiten? Das Wetter ist schön. Gott sandte den Winter.“ Über Nacht war fußhoher Schnee gefallen, der in der Frühe vom prachtvollsten Sonnenschein bestrahlt wurde.

Wir ritten zunächst wieder am Amur bezw. auf dem trocken liegenden Eise des Ufers. Mein Gaul war leider etwas bejahrt, stolperte häufig und folgte nur mit Mühe den kräftigeren Pferden. Ich hatte also wieder das zweifelhafte Vergnügen, den ganzen Tag die Knute zu schwingen. Das arme Tier that mir leid, aber ich mußte vorwärts. Wunderschön war die Landschaft auf dem heutigen Wege. Steile hohe Felsen mit zackigen Kronen stiegen senkrecht am Ufer neben uns auf. Zur Linken rauschten und knisterten die vom Strom getriebenen Eisschollen. Hoch in den Lüften hob sich hier und da ein kreisender Adler von dem tiefblauen Himmel ab. Doch blieb wenig Zeit, die Schönheiten der Natur zu genießen. Der Ritt war beschwerlich, und auf dem schlechten Pferde konnte jeder Mangel an Aufmerksamkeit Gefahr bringen.

Wir hatten 30 km bis hierher zurückzulegen, ein guter Tagemarsch bei den schwierigen Wegverhältnissen. Mittwegs lag eine Holzfälleransiedelung,

welche die Amurdampfer mit Brennmaterial versorgte. Dort rasteten wir einige Minuten, um eilig etwas trockenes, gefrorenes Brot mit Wurst und Kognak zu genießen. Weiterhin führte der Weg vom Strom fort durch die waldige Wildnis. Bergauf, bergab zog sich der kaum erkenntliche Reitpfad über gefrorene Bäche, durch junge, dichtbeschneite Kiefern, die an den Anblick unseres Waldes zur Weihnachtszeit erinnerten, und durch gelichtete Tannen- und Lärchenwaldungen. Die Pferde wurden von Zeit zu Zeit zu einem halsbrecherischen Trab angespornt oder richtiger gesagt, angepeitscht, da der Sporn in Sibirien unbekannt ist. Den ganzen Tag zeigte sich kein lebendes Wesen. Überall herrschte eine fast unheimliche tote Einsamkeit. Gegen 4 Uhr nachmittags tauchte der eisbedeckte Strom wieder vor uns auf, und ein halbstündiger Ritt durch dichtes Weidengestrüpp brachte uns ans Ziel.

Steif gefroren und geritten betrat ich die Poststube, wo ein Haufe nähender und schwatzender Weiber durch die Ankunft des unerwarteten Gastes aufgestört wurde. Sitzen blieb nur ein Mann in mittleren Jahren. Ich begrüßte ihn auf russisch, erhielt jedoch nur „Nje rußki" (nicht russisch) zur Antwort. Da ich das Bedürfnis hatte, mich zu unterhalten, so versuchte ich es mit deutsch und — hatte Erfolg. Deutsch ist in Sibirien eben die einzige fremde Sprache, mit der man sich wenigstens auf der großen Verkehrsstraße zur Not durchschlagen kann. In jeder Stadt und in vielen größeren Orten findet sich ein Deutscher oder Däne bei der Post- und Telegraphenverwaltung oder man trifft einen Kaufmann, einen Offizier oder Beamten, einen Polen oder Juden, der unsere Muttersprache radebrecht. Deutsch und nicht französisch ist ja überhaupt in ganz Rußland die landläufigste fremde Sprache. Letzteres wird nur von der gebildetsten Klasse gesprochen, welche einen verschwindend geringen Teil der Bevölkerung ausmacht. Überhaupt ist das Französische nicht die Sprache, welche uns um den Erdball bringt. Das Englische hilft uns überall — nur nicht im großen russischen Reich — vorwärts, mit der deutschen Sprache macht man seinen Weg zur Not auf allen Verkehrsstraßen der Welt, das Französische aber nützt uns nicht mehr weit. Seine Weltherrschaft gehört der Geschichte an, und es entspricht deshalb m. E. nicht dem praktischen Bedürfnis,

wenn die französische Sprache auf unseren Gymnasien obligatorisch, die englische dagegen nur hier und da fakultativ gelehrt wird.

Mein Poststubengenosse entpuppte sich als holländischer Monteur, der von einem Geschäftshaus hierher geschickt worden war, um die Maschine einer neuen Goldwäscherei aufzustellen. Ein Deutscher unter seinen Arbeitern diente ihm als Dolmetsch, sodaß er anscheinend gut durchkam und sich ganz wohl fühlte. Ich war mit diesem Zusammentreffen recht zufrieden. War der Monteur doch einer der gebildetsten Menschen, die ich seit längerer Zeit gesehen hatte! Man wird in jeder Beziehung anspruchslos in Sibirien. Bald nach 9 Uhr nahmen wir unser Lager auf je einer Bank ein. Ich kämpfte einen kurzen, erfolglosen Kampf mit den dienstbaren Geistern Mephistos; dann übermannte mich die Müdigkeit.

Ignáschina. Donnerstag, den 31. Oktober.

Der heutige Reisetag war bisher der angenehmste. Der Weg erwies sich als ziemlich gangbar, und die Flüßchen Uritschi und Unitnaja ließen sich leicht durchreiten. Die guten Pferdchen griffen tüchtig aus, sodaß wir, obgleich der Schnee unter den Hufen knirschte, von der Kälte wenig zu leiden hatten und schon am frühen Nachmittage hier anlangten.

Ich bin wieder der einzige Durchreisende auf der Post, wo ich sehr gut aufgenommen wurde. Die niedliche Frau des Posthalters empfing mich außerordentlich liebenswürdig und bereitete mir eine prachtvolle Uchá (Fischsuppe), der als zweiter Gang Gallert und Rindfleisch folgte.

Der Posthalter machte einen ebenso freundlichen und auffallend geweckten Eindruck wie seine Frau. Ist er doch auch kein Kosak, sondern ein aus Irkútsk zur Zeit der „Republik Goltugá" hierher gewanderter Kaufmann.

Was war das für eine Republik? wird der Leser erstaunt fragen. Von anderen Staaten anerkannt und in Karten eingetragen wurde sie freilich nicht. Trotzdem drang ihr Ruf vor fünfzehn Jahren weit über die Grenzen des russischen Reiches hinaus. Noch heute nennen die Sibirier oft ihren Namen und erzählen sich von ihren fabelhaften Reichtümern.

Russische Goldwäscher entdeckten auf chinesischem Boden am Ufer des Amur gegenüber von Ignáschina ein unerhört reiches Goldfeld. Mandschu und Chinesen gesellten sich dazu, und ihnen folgten bald Haufen von Menschen

aus vieler Herren Länder. Im Laufe eines Jahres schwoll die Menge der Goldsucher, Handwerker, Kaufleute u. s. w. auf mehr denn 15000 Menschen an. Soll doch der Goldreichtum so groß gewesen sein, daß eine Genossenschaft von zehn Mann mit Leichtigkeit ein Pfund Gold am Tage gewinnen konnte. Das Merkwürdigste dabei aber war, daß diese Abenteurer unter sich die strengste Ordnung aufrecht erhielten. Das wurde mir von allen Seiten, selbst von russischen Beamten, die dort gewesen, bestätigt. Man wählte einen Belgier zum Präsidenten der Republik, der jedes Vergehen bis auf die geringste Beleidigung drakonisch ahndete. Grobe Excesse sollen so gut wie gar nicht vorgekommen sein.

Nachdem die Herrlichkeit einige Jahre gedauert hatte, bereiteten ihr die chinesische und die russische Regierung ein jähes Ende. Letztere verbot ihren Unterthanen den Aufenthalt auf chinesischem Boden und erstere gab diesem Verbot mit bewaffneter Macht Nachdruck. Die Europäer flohen eiligst auf das andere Ufer des Amur, die gelbhäutigen Abenteurer aber, welche ihnen nicht folgten oder sich auf andere Weise rechtzeitig in Sicherheit brachten, mußten ihr Verlangen nach Gold mit dem Tode büßen. Ab und zu findet man noch eine Photographie in Sibirien, welche ein Bild des grauenhaften Gemetzels in der Goltugá wiedergiebt. Jetzt beutet die chinesische Regierung das Goldfeld aus.

Ignáschina trug natürlich seinen Anteil an dem Gewinn des Nachbarorts davon. Die Ansiedelung macht noch jetzt einen besonders wohlhabenden Eindruck. Die Häuser sind recht hübsch gebaut, und die Lebenshaltung seiner Bewohner ist so gut, wie in wenigen Dörfern des Amurgebiets. Nachdem der Goldquell versiegte, wandten sich die Einwohner wieder der Landwirtschaft zu. Die ausgedehnten Felder, die zahlreichen Heuschober, das Vieh und die Pferde, welche ich sah, legen Zeugnis dafür ab, daß die Kultur hier eine sicherere Stätte als in den meisten Kolonieen des Amurgebiets gefunden hat.

Amasár. Freitag, den 1. November.

Es wäre zu schön gewesen, wenn die Reise so bequem wie am gestrigen Tage fortgegangen wäre. Der Himmel hatte sich heute mit einer grauen Dunstschicht überzogen, welche jedoch nicht hinderte, daß das Thermometer

morgens um 8 Uhr — 19 ° C. zeigte und sich den ganzen Tag wenig über diesen niedrigen Stand erhob. Ein scharfer Wind, der durch jede noch so kleine Öffnung der Kleidung drang, pfiff uns entgegen, als wir die spärlich bewaldete Hochebene, die Ignáschina von Amasár trennt, erklommen hatten. Glücklicherweise gab es heute wenig schroffe An- und Abstiege, sodaß wir meistens im Trabe reiten konnten. Die Gegend war reizlos. Nur einmal konnten sich die Augen von dem Einerlei der Wildnis an dem Anblick einer schönen Bergschlucht erholen. Etwas Unterhaltung bot auch ein Häuflein Kosaken, welche vom Ussurigebiet, wo sie ihrer Dienstpflicht genügten, nach der Heimat in Transbaikalien wanderten. Langsam ritten sie fürbaß, um ihre elenden, kleinen, aber ausdauernden Pferdchen zu schonen. Einen hübschen Anblick bot ihr Durchritt durch den Fluß Amasár. Gewandt und ohne Scheu sprangen die Pferde vom Eis des Ufers in das Wasser, welches ihnen bis zur Brust reichte. Im schnellen Schritt durchschnitten sie die eisige reißende Strömung, um katzenartig kletternd das jenseitige Ufer zu erklimmen.

Für uns war der Übergang mühelos. Die kräftigen und großen westsibirischen Pferde, die man mir heute gegeben hatte, durchquerten die Furt mit Leichtigkeit. Da ich indessen so unvorsichtig war, die Füße nicht genügend in die Höhe zu ziehen, wurden meine Filzstiefeln naß und undicht. Der Wind fand Eingang durch die gelockerten Poren, sodaß ich mit halb erfrorenen Füßen auf der Station anlangte.

Pakrówsk. Sonnabend, den 2. November.

Heute brach ich mit Sonnenaufgang zum letzten Ritt in der Amurprovinz auf. Der Posthalter gab mir ein vorzügliches mongolisches Pferd, allerdings, wie ich bald merkte, nicht aus Dienstbeflissenheit oder Menschenfreundlichkeit, sondern in der Hoffnung, daß ich es ihm abkaufen würde. Er forderte zwar den geringen Preis von 75 Rubeln, aber bei den hiesigen Wegen reitet man lieber fremde als eigene Pferde zu Schanden. Auch thut man, um schnell vorwärts zu kommen, besser, täglich frische Pferde zu nehmen. Trotzdem hätte ich das hübsche Tier vielleicht gekauft, wenn ich ein Mittel gewußt hätte, es über die Schilka zu bringen, die ich am nächsten Tage überschreiten mußte. Vierzig Kilometer legte ich aller Wegehindernisse un-

geachtet auf dem kleinen Pferde in sechs Stunden zurück! Zwei Mal waren auch heute steile Berge zu überwinden. Der Anstieg vollzog sich leicht, da wir auf den Pferden, die wieder ihre Kunst im Klettern zeigten, sitzen blieben. Der Abstieg dagegen stellte schlimmere Anforderungen an Roß und Reiter. Die Neigung war so bedeutend, daß wir absitzen mußten und mehr rutschend als gehend ins Thal kamen. Eine dritte noch schlimmere Höhe konnte zum Glück umritten werden, da das Eis des Stromes längs der Felsenwand schon hielt. Freilich gehörte dieser Marsch über die kreuz und quer getürmten Eisschollen nicht zu den angenehmsten, wenn er auch nur eine Viertelstunde währte.

Vom Kamm des mittleren Berges bot sich eine prachtvolle Aussicht, wie sie kein Naturfreund im Leben wieder vergißt, über die bereiften Baumkronen hinweg auf den sonnenbestrahlten, von Treibeis leuchtenden und von steilen Felsen umrahmten Lauf des Amur.

Pakrówsk liegt, wie erwähnt, an der Grenze der Amurprovinz und Transbaikaliens, da wo die Schilka und der Argún zum Amur zusammenfließen. Als Endpunkt der Schiffahrt in der Zeit des alljährlich wiederkehrenden, oft wochenlang anhaltenden niedrigen Wasserstandes der Schilka hat es eine gewisse Bedeutung erlangt. Die Bewohner — gegen 400 Kosaken und einige Kaufleute — finden durch die Schiffahrt guten Verdienst. Sie würden auch sehr guten Absatz für landwirtschaftliche Produkte haben, wenn sie deren genügend erzeugten. Etwa neunhundert Hektar, darunter ein Drittel Wiesen, wurden ihnen von der Regierung zur Bebauung angewiesen. Ich bezweifelte aber stark, daß sie davon, wie Grum-Grschimailo behauptet,*) auch nur einhundert und siebenzig bearbeiteten, will man dazu nicht alles Land rechnen, welches im Laufe der Jahre einmal bestellt, dann aber erschöpft liegen gelassen wurde. Eine in der Nähe befindliche Goldwäscherei, die Arbeit bei den Schiffen, Jagd und Fischfang liefern auch ihnen hauptsächlich den Lebensunterhalt.

Sie stehen, wie ich mich bald überzeugte, nicht mit Unrecht im Rufe arger Trunkenbolde. Am Tage meiner Ankunft wurde die Wiederkehr des

*) a. a. O. S. 436.

Tages der Thronbesteigung des Zaren gefeiert. Die Kirchen riefen die Gläubigen durch Glockengeläut laut zu sich und das Wirtshaus that es stumm nicht minder. So oft ich daran vorüberging, sah ich schwankende Gestalten hinein- und heraustaumeln oder sich davor auf der Straße wälzen

Ust Strjélotschny (Strelotschna). Sonntag, den 3. November.

Heute zeigte sich halb Pakrówsk wieder betrunken. Es war eben Sonntag und dazu das Fest des Kasanschen Mutter-Gottes-Bildes. Außerdem ist morgen der Tag des Apostels Jakobus. Es wäre also geradezu Sünde, wenn einer nüchtern bliebe.

Als ich gestern den Hetman rufen ließ, hieß es, er sei im Wirtshaus, um einen Kaufkontrakt auszufertigen. Er that dies anscheinend gründlich, da er erst abends stark angeheitert, aber liebenswürdig gestimmt bei mir erschien.

Ich hatte mich schon in Rénova entschlossen, meine Weiterreise von Pakrówsk ab nicht längs der Schilka, sondern längs des Argún zu bewerkstelligen. Herr Larin brachte mich auf diesen glücklichen Gedanken. Die Reise am rechten Ufer des Schilka-Unterlaufes ist nicht nur äußerst beschwerlich, sondern infolge des Fehlens jeglicher größerer Ansiedelungen beinahe unmöglich. Sieben elende Poststationen liegen da verlassen auf einer Strecke von 200 km. „Die sieben Todsünden" nennt sie der Volksmund, wahrscheinlich weil der Aufenthalt auf ihnen so verderblich ist wie eine Todsünde. Die wenigen Bewohner der Felseneinöde besitzen nur das Notdürftigste zum Leben. Sie können den Durchreisenden daher auch keine Kost geben. Pferde aber werden erst mit dem Beginn des Postverkehrs auf dem Eise in genügender Menge dahingeschafft. Sonst erhält man solche auch auf einen Regierungspaß hin nicht gestellt.

Am unteren Argún sollten die Wegeschwierigkeiten zwar auch groß sein, aber es gab da wenigstens einige größere Ansiedelungen, sodaß man Pferde und Führer bekommen konnte. Ich hatte daher von Ignaschina aus nach Tschita telegraphiert und den Gouverneur von Transbaikalien um die Erlaubnis gebeten, auch in seinem Verwaltungsbezirk Pferde und Führer requirieren zu dürfen. Die bejahende Antwort, welche ich gestern in Pakrówsk vorfand, war wieder ein Beweis von der Liebenswürdigkeit der hohen russischen Beamten.

Durch diese Erlaubnis war meine Reise zwar stark erleichtert, aber vor der Hand hieß es, überhaupt erst nach Transbaikalien über die Schilka zu kommen.

Der Hetman von Pakrówsk versprach gestern in seiner branntweinseeligen Stimmung, mir ein Boot und Leute pünktlich für heute um 11 Uhr vormittags zu besorgen. Doch ich zweifelte natürlich an diesem Versprechen und schickte ihm heute Morgen zu einer Stunde, wo er seinen Rausch ausgeschlafen und sich noch keinen neuen gekauft haben konnte, einen Mahnzettel. Nichtsdestoweniger erschien er erst gegen 2 Uhr mit sechs Kosaken, um mich mit der Botschaft zu erfreuen, daß ein Durchfahren der Schilka infolge des dichten Treibeises unmöglich sei. Die sechs Mann waren nicht zum Fortschaffen meiner Sachen und des Bootes, sondern als Eideshelfer gekommen. Mit dumpfem Gemurmel bestätigten sie die Worte ihres Hetmans.

Ich hätte nicht schon längere Zeit mit Kosaken verkehrt haben müssen, um ihnen aufs Wort Glauben zu schenken. Zunächst ließ ich die Gesellschaft hübsch ausreden. Als sie aber nichts mehr zu sagen wußten, entgegnete ich ruhig und bestimmt:

„Ob wir fahren können, werden wir sehen, wenn wir das Boot im Wasser haben. Ihr bekommt für den Transport fünf, für die Überfahrt sechs Rubel. In einer Stunde erwarte ich die Schlitten zur Abfahrt." Die Biedermänner zogen sich mißmutig zurück, und ich hörte sie draußen erregt diskutieren; dann verschwanden sie. Faulheit und Feigheit wurden, wie ich erwartet, von dem Wunsch nach Geld und der Furcht vor Strafe besiegt. Um $4^1/_2$ Uhr konnte das Boot vom Eis in die Schilka geschoben werden.

Wir befanden uns etwa 2 km weit von der Mündung des Flusses, welcher hier über 500 m breit ist. Die Sache sah allerdings auf den ersten Blick nicht ganz ungefährlich aus, und ich begriff, daß die Kosaken zögerten, sich mit einem ausgehöhlten Baumstamm unter die knisternden Eisschollen, welche von der reißenden Strömung mit großer Gewalt dahin getrieben wurden, zu wagen. Betrachtete man indessen die Eismassen genauer, so mußte man zu dem Ergebnis kommen, daß bei besonnener Führung eine Überfahrt sehr wohl möglich sei. Von Zeit zu Zeit lichtete sich die Reihe der Schollen, und das

Wasser des Flusses wurde sichtbar. Dann folgten stets lose Massen schwimmenden Eises, welche dem Boote und dem Ruder nur geringen Widerstand leisteten. Es galt also nur, den richtigen Augenblick abzupassen, um ungefährdet die dreihundert Meter zu durchschwimmen, welche uns vom jenseitigen Ufer trennten. Eine Fläche von etwa 100 m war auf beiden Seiten schon fest gefroren. Ich setzte den Kosaken meinen Plan kurz auseinander, und er leuchtete ihnen ein. Mein Gepäck wurde in der Mitte des Bootes verstaut, und wir nahmen zu Viert darin Platz. Ein Mann steuerte mit einem langen Ruder, einer wurde mit einer starken Stange zum Abstoßen der Schollen versehen, der dritte aber und ich führten je ein kurzes, breitschaufliches Ruder. Als der erwartete günstige Augenblick gekommen schien, kommandierte ich „Los". Von kräftigen Händen völlig heruntergeschoben, löste sich das Kanoe vom Eise und wurde hinter einer kompakten Treibeismasse stromabwärts getrieben. In solchen Momenten spannt man alle seine Kräfte an. Nur wenige Minuten standen uns zur Verfügung. Von weitem schon sah man sich wieder den Haupttrupp der Eismassen, deren Avantgarde wir passierten, heranwälzen. Erreichten uns erstere, bevor wir in die ruhigere Uferströmung einliefen, so konnte die Lage mehr als kritisch werden. Doch der Plan glückte. Erst als unser Boot sich krachend auf dem Ufereise festfuhr, wurde es von der ersten großen Scholle gestreift.

Strólotschna, die Kosakenstanitza in dem Landwinkel zwischen Argún und Schilka, liegt eine viertel Stunde Weges von letzterem Fluß ab. Meine Ruderer luden mein Gepäck auf ihre Schultern, und wir zogen zu Fuß nach dem Dörfchen, welches mir heute Nachtquartier geben sollte.

Poststationen giebt es von hier bis nach Njertschinski Sawód nicht. Mein Paß aber ermächtigte mich, in der „sjemskaja quartira", dem Gemeindequartier, welches für durchreisende Beamte in jeder sibirischen Ortschaft bereit gehalten werden muß, Wohnung zu nehmen. Die Verpflichtung, die Beamtenwohnung zu halten, wechselt unter den Einwohnern, welche dafür eine kleine Entschädigung von der Regierung bekommen. Die Preise der Lebensmittel, die sie den Beamten verabfolgen, sind festgesetzt. Wohlhabendere Bauern weisen indessen Geld häufig zurück, sodaß man sie oder ihre Frauen und Kinder mit kleinen Geschenken entschädigt. Auch ich hatte

mich mit Bändern, Brochen, Messern u. a. zu diesem Zwecke versehen und fand dankbare Abnehmer. Vielfach aber stehen die Herrlichkeiten, welche man genießen kann, nur auf dem Preisverzeichnis.

Meine Wirtsleute in Strélotschnaja sind ebenso blutarme Schlucker, wie alle übrigen Kosaken des elenden Dörfchens. Die Landwirtschaft kann ihnen bei der größten Mühe auf dem steinigen Boden keine Erträge liefern, und das Brot wird dadurch noch erheblich verteuert, daß das Getreide zum Mahlen 40 km weit geschafft werden muß. Auch die Viehzucht ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Wiesen giebt es nur auf der mandschurischen Seite des Argún. Die Kosaken pachten sie gegen Abgabe der halben Ernte. Fischfang und Jagd aber sollen gleichfalls wenig lohnend sein. Der Argún ist breit und steinig an seiner Mündung, sodaß die erstere Angabe glaubwürdig erscheint. Das edle Pelzwild aber ist hier wie überall weit im Umkreise der Ansiedelung ausgerottet. Nur die Zahl der Eichhörnchen vermindert sich trotz aller Verfolgungen nicht. Alljährlich werden auch hier viele Hunderte dieser Tierchen erbeutet, um ihr schönes Fell für die Damen unserer Kulturwelt zu lassen. Weiterhin begegnete ich einer Gesellschaft von vier Jägern, welche innerhalb dreier Wochen über fünfhundert Eichhörnchen erlegt hatten. Der Pelz ist wie bei allen sibirischen Tieren dichter und langhaariger als bei uns. Er wechselt stark in der Farbe. Ich sah graue, gelbliche, weiß und dunkel gefleckte, und auch Bälge, die Braun in den verschiedensten Schattierungen beinahe bis ins Schwarze aufwiesen. Sie werden an Ort und Stelle vom Händler mit 20 bis 25 Kopeken das Stück bezahlt; ein ganz hübscher Preis, der mancher armen Kosakenfamilie sehr zu statten kommt, und noch mehr zu statten käme, wenn die Händler die Kosaken nicht in ähnlicher Weise übervorteilten, wie sie es mit den Eingeborenen thun. Gäbe es bei Strélotschnaja keine Eichhörnchen und könnten die Kosaken nicht ab und zu einen Rubel bei der Schiffahrt verdienen, so müßten sie oft die bitterste Not leiden.

Wenn ein Reisender sich auf dieser Kosakenstation aufhält, so gehört dies zu den großen Ereignissen. Die Grenzwachen am Argún sind auf weltverlorenen Posten gestellt, zu denen freiwillig nur der Händler kommt. Überall konnten mir die Leute alle höheren Beamten oder vornehmeren

Reisenden, die im Laufe einer langen Reihe von Jahren ihre Dörfer besucht hatten, aufzählen. Das war allerdings nicht schwer, da auf jedes Jahr noch nicht einer kam.

Mein Erscheinen verursachte großes Aufsehen im Dorfe. An allen Fenstern zeigten sich neugierige Augen, als ich das „Bad" mit meinem Besuch beehrte. Das Bad? wird der geehrte Leser verwundert fragen. Er vergißt aber, daß wir uns in Rußland befinden, wo jeder wohlhabendere Bauer seine eigene Badestube und selbst das armseligste Dorf eine allgemeine Badeanstalt besitzt, wenn ich das schwarze Loch, welches der allsonnabendlichen Reinigung dient, so nennen darf. Der Russe ist in Westeuropa wegen seiner Unreinlichkeit verschrieen. Mit Unrecht; höchstens der Engländer wäre berechtigt, auf ihn herabzusehen. Wir Deutsche können dies leider ebensowenig thun wie Franzosen, Italiener u. a. Die oberen Zehntausend ausgenommen, steht es mit dem Waschen bei uns im Grunde nicht viel besser als beim Russen. Dieser brüht sich in der Woche wenigstens einmal gründlich ab, der sonstige Durchschnittseuropäer dagegen badet nur im Sommer, während sechs bis acht Monaten dagegen begnügt er sich meistens mit einer sehr partiellen Reinigung. Will man von russischer Unreinlichkeit sprechen, so beschränke man dies auf die Kleidung und auf die mongolischen und jüdischen Einwohner des russischen Reiches.

Ein russisches Dorfdampfbad muß man erst benützen und vertragen lernen, ehe man es als eine Wohlthat empfindet. Das in Strélotschnaja gehörte natürlich zu den primitivsten. Ein kleines Blockhaus enthielt alle Badevorrichtungen, die aus einem großen Haufen glühender Steine, einer breiten Pritsche, einer Bank, zwei Blechbecken, einer Kanne mit heißem und einem Schaff mit kaltem Wasser bestanden. Da es keine Diele gab, so nahm ich etwas Heu als Teppich auf die kalte Erde. Im Winter aber klettert man in dieser Art von Bädern am besten so schnell wie möglich auf einen erhöhten Posten. Ist die Pritsche zu schmutzig, so thut man wenigstens gut daran, eine Bank zu erklimmen, sobald man gehörigen Dampf durch Begießen der glühenden Steine mit kaltem Wasser erzeugt hat. Bleibt man auf der Erde stehen, so kann es vorkommen, daß in der Gegend der Füße 0° C., am Kopf aber über 30 herrschen. „Was für den Deutschen der

Tod, das ist für den Russen ein Vergnügen", lautet eine sprichwörtliche Redensart des Russen mit Bezug auf diese Bauerndampfbäder. Hat man sich genügend abgedampft und gebrüht, und liegt schöner Schnee vor der Thür, so springt man hinaus, um sich kurze Zeit im Schnee zu wälzen. Dann flüchtet man sich wieder in die Hitze, wärmt sich nochmals, übergießt sich mit kaltem Wasser, und das Bad ist beendet.

Das klingt vielleicht gefährlich, ist für einen gesunden Körper aber nicht schädlich, sondern außerordentlich wohlthuend. Bei hohen Kältegraden wird das Waschen oder Baden nach unserer Sitte zur Unmöglichkeit. Die Haut springt auf, und sichere Erkältung ist die Folge eines lauwarmen oder auch eines kalten Bades. Dagegen wird ein russisches Dampfbad primitivster Art nie üble Nachwirkungen haben, wenn man sich nur unmittelbar nachher warm einhüllt. Ich habe dies oft an mir selbst erprobt. Nachdem ich abends gebadet hatte, bin ich am nächsten Morgen bei mehr als — 30° C. ausgefahren, ohne das geringste Unbehagen zu verspüren, während Waschen mit kaltem oder gar lauwarmem Wasser stärkere Empfindlichkeit für die Kälte hervorrief.

Als ich nach dem Bade in das Quartier zurückkam, fand ich dasselbe sonntäglich zubereitet vor. Im ganzen Zimmer lag dick gestreut duftendes Heu, sauber gescheuert blinkten Dielen, Tische und Bänke, und aus einer Ecke hervor leuchtete das Lämpchen vor den Heiligenbildern.

Im Ofen prasselten mächtige Kloben, an deren Glut die Festspeise gebacken wurde. Während die Bäuerin dieser wichtigen Beschäftigung oblag, hockten der Mann und die Kinder, mit ruhigen zufriedenen Mienen in die Flamme starrend, auf der Diele. Mir wurde ordentlich heimlich zu Mute in der ärmlichen Hütte.

Ich hatte Glück gehabt mit meinem ersten Dorfquartier. Es waren anscheinend Musterkosaken. Überhaupt machte mir Strélotschna den entgegengesetzten Eindruck von Pakrówsk. Trotzdem es Sonntag war, sah ich weder einen Betrunkenen, noch hörte ich wüstes Lärmen und Singen Aber es dürfte wenig ähnliche Kosakendörfer geben.

Meine Wirtsleute bemühten sich nach besten Kräften, mich zufrieden

zu stellen. Bald dampfte der Samowar vor mir, und das Festtagsgericht — in Fett gebratene Pfannkuchen aus Roggenmehl — wurden aufgetragen. Ich ließ sie mir samt meinem letzten Konserven-Wurstzipfel trefflich munden. Nachdem ich meinen Wirt genügend über die Verhältnisse der Gegend ausgefragt hatte, beschloß Kartenstudium und Tagebuchschreiben den Abend.

Argúnlandschaft bei Jegdotschí.

Jegdotschí. Montag, den 4. November.

Die Entfernung von Strelotschna bis hierher sollte nach der Karte 45 km betragen. Diese Angabe erwies sich jedoch wieder einmal als gänzlich unrichtig. Die russische amtliche Karte wurde im Jahre 1888 aufgenommen, offenbar aber haben die Kartographen den unteren Argún nie bereist, sondern ihre Zeichnungen nach älteren Berichten angefertigt. Auf dem Wege von Strélotschnaja nach Jegdotschí ist eine Ortschaft verzeichnet, deren Spuren längst verschwunden sind. Nur ein alter Kosak wußte sich zu erinnern, daß in seiner Jugend einige Leute von ihrem Bestehen erzählten.

Andere Orte sind als Festungen auf der Karte gekenntzeichnet. Vielleicht umgab sie einst ein Wall. Ich konnte nichts mehr davon entdecken.

Von heute ab entschloß ich mich, zwei Kosaken als Führer zu nehmen. Man riet mir allgemein dazu, weil die Gegend zeitweise von Mandschugesindel unsicher gemacht werden und der Weg noch beschwerlicher wie bisher sein soll. Er führte heute zumeist über bewaldete Bergrücken und bot wundervolle Ausblicke.

Gleich beim ersten Anstieg konnte ich es mir nicht versagen, mehrfach zu halten, um den prächtigen Rückblick auf den Zusammenfluß der Schilka und des Argún zu genießen. Dieser erstarrte über Nacht, jene trieb auch heute noch ihre Eismassen dem Amur zu, der sich wie ein unabsehbares glänzendes Band durch das Bergland dahinzog. Schöne Waldschluchten wechselten mit schroffen Höhen, von deren Kamm unsere Blicke über den sich zwischen steil abfallenden Felswänden hindurchwindenden Argún schweifen konnten.

Es war bitter kalt. Nur in den Schluchten verspürte man etwas von der Wärme der Sonnenstrahlen. Mittags hielten wir kurze Rast an einem Bach. Ein Feuer aus Reisig wurde gemacht und das Eis aufgeschlagen, um Wasser für den Kessel zu schöpfen. Sobald dieses kochte, schütteten die Kosaken Ziegelthee hinein und holten aus ihrem Vorratssack einen Klumpen gefrorener Milch. Ein faustgroßes Stück genügte, um mehrere Liter Thee zu weißen. Ich warf von meinem Zuckervorrat ein Dutzend Stücke hinein und wir schlürften mit Behagen den schönen, heißen Trank.

Am Nachmittage erreichten wir die Weidengärten von Jegdotschi, auf denen die Pferde während des Winters untergebracht sind. Bequem für die Bewohner liegen sie gerade nicht. Etwa 12 km müssen diese zurücklegen, um ihre Pferde nach dem Dorf zu bringen.

Mit Anbruch der Dunkelheit ritten wir endlich ins Dorf ein. Das Beamtenquartier besteht hier aus einer ungewöhnlich großen hellen Stube. Es dient als Altsitzerwohnung für ein uraltes Ehepaar und zeichnet sich vor meinem gestrigen Hotel durch auffallende Unreinlichkeit aus. Das sympathischste Wesen darin ist das vierjährige, zutrauliche Enkelchen der Alten. Es will mit mir spielen, ich aber bin so müde, daß ich nach

dem Genuß von etwas Brot und Thee auf der Bank umsinke und einschlafe.

In einer Holzfällerhütte. Dienstag, den 5. November.

Heute Morgen betrachtete ich mir die Bevölkerung von Jegdotschí etwas näher. Sie zählt etwa 100 Seelen und macht einen ebenso ärmlichen Eindruck wie die in Strélotschna. Während dort aber die Lage der Ansiedelung die Hauptschuld an der Armut trägt, thut es in Jegdotschí offenbar wieder die Indolenz der Kosaken. Man sollte kaum glauben, Europäer vor sich zu sehen, wenn man diesen Bewohnern der Argúndörfer begegnet. In selbst gefertigte Fellkleidung oder chinesische Gewänder gehüllt, gleichen sie eher den halbwilden Fischer- und Jägervölkern dieser Gegenden. Sie sind entschieden unkultivierter als ihre Vorfahren, welche im vorigen Jahrhundert als leibeigene Kronsbauern in den Bergwerken und Hütten des westlichen Transbaikaliens arbeiteten und hier zwangsweise als Grenzwachen angesiedelt wurden. Anstatt die Kultur des Ackerbaues weiter nach Osten zu tragen, stiegen sie fast zur Lebensweise der Ureinwohner herab. Selbst das „rechtgläubige Getränk", der Wódka, mußte dem mandschurischen Sámschu weichen. Ein großer Teil der seßhaften Burjäten Transbeikaliens steht auf einer höherern Kulturstufe als die Argúnkosaken. Blieben letztere nicht bei ihren militärlichen Dienstleistungen in Tschitá und anderen kultivierten Ortschaften Transbaikaliens im Zusammenhang mit höher stehenden Stammesgenossen, wer weiß, ob noch ein geringer Rest europäischer Lebensweise bei ihnen anzutreffen wäre.

Gleich allen Kosaken des südöstlichen Transbaikaliens gehören auch die hiesigen zur Fußtruppe im Gegensatz zu denen am Amur und Ussuri, welche nicht nur Bauern mit Kosaken-Verfassung sind, sondern von dem südrussischen Reitervolke abstammen. Schon die Art des Reitens, die Aufzäumung und das Sattelzeug der Pferde verraten, daß wir es nicht mit eigentlichen Kosaken zu thun haben. Zaumzeug und Sattel sind unglaublich primitiv und erinnern mehr an mongolische als an russische Erzeugnisse. Ersteres besteht häufig nur aus einigen Stricken, letzteres in einem elenden, engen Holzbock, der mit Lumpen oder Filz bedeckt wird. Vorsichtig, um nicht zu sagen ängstlich, bewegt der Argúnkosak sein Pferd, obgleich er infolge

der Nähe der transbaikalischen Koppeln, über viel besseres Material verfügt, als seine östlicheren Nachbaren. Ein Pferd erster Klasse kostet hier höchstens 80 Rubel, und Weideflächen giebt es besonders auf der chinesischen Seite des Argún in Fülle. Die Einwohner von Jegdotschí entnehmen es von dort gegen Abgabe von 40% der Ernte. Im Handel aber hat der Centner Heu den für hiesige Verhältnisse ungeheuerlichen Preis von 2,50 Mk. Wenn hier jemand einmal arbeitet, so läßt er sich das eben teuer bezahlen.

Die Jagd scheint besser zu sein als am oberen Amur. Zwar liefert das Eichhörnchen den Hauptertrag, indessen sollen Elche, Bären, Wölfe, Luxe, Hirsche, Rehe, Moschustiere u. a. in der menschenleeren Bergwildnis zwischen Argún und Schilka anzutreffen sein. Der Zobel scheint auch hier so gut wie ausgerottet. Dieses kostbare Tierchen wird nach allem, was ich hörte, von Jahr zu Jahr seltener. Noch vor zwei Jahrhunderten soll es über ganz Sibirien verbreitet gewesen sein, während es jetzt nur in der entlegendsten Wildnis anzutreffen ist. Ich bekam auf meinen Streifzügen in Sibirien überhaupt keinen Zobel zu Gesicht, und nur wenige Male wurde mir sein Pelz zum Kauf angeboten. Nicht mit Unrecht hat man gesagt, daß dem Zobel in erster Linie die Erschließung Sibiriens durch Europäer zuzuschreiben ist. Zog doch die Erlangung dieses Pelzwerkes, welches zu allen Zeiten mit Gold aufgewogen wurde, die russischen Jäger und Händler weiter und weiter nach Osten und Norden. Ihren Spuren erst folgten die Abenteurer, welche für Rußland den Anstoß zur Erwerbung des nördlichen Asiens gaben.

Von Jegdotschí bis zur nächsten Stanitza Mutschikán beträgt die Entfernung etwa 60 km. Das ist mehr als ein Tagemarsch bei den hiesigen Wegen. Ich beschloß daher auf den Rat des Hetmans, bei Holzfällern, deren Hütten etwa 12 km von Jegdotschí auf dem Wege nach Mutschikán lagen, zu übernachten.

In aller Frühe schon hatte man vier Pferde aus dem Weidegarten geholt und um 10 Uhr war glücklich die schwierige Arbeit des Hufbeschlags beendet. Für gewöhnlich reitet man in diesen Gegenden unbeschlagene Pferde. Nur wenn Glatteis zu passieren ist, werden die armen Tiere dieser umständlichen Prozedur unterzogen. Obgleich ich nicht bemerkte, daß die

sibirischen Rosse im allgemeinen wilder und bösartiger sind als die anderer Länder, sah ich sie doch nie beim Beschlagen anders behandeln wie gefährliche Bestien. Vor jeder Schmiede befindet sich ein starkes Gestell, in welches man sie einzwängt, um sie mit Stricken etwa einen Fuß hoch über den Erdboden emporzuziehen. Die Hufen werden an Querleisten festgebunden, dann erst beginnt die Arbeit. Dies Verfahren dauert natürlich geraume Zeit. Ich war daher sehr erfreut, schon um 10 Uhr morgens satteln zu können.

Infolge des späten Ausreitens kam ich zu einem ordentlichen warmen Gericht. Meine alten Wirtsleute hatten mir ein Fischgericht zum Frühstück bereitet. Dieses aber sah so bedenklich aus, daß ich für seinen Genuß trotz meines Hungers — ich hatte seit zwei Tagen nichts Nahrhaftes gegessen — dankte und es vorzog, ein Haselhuhn, welches ich auf dem letzten Ritt erlegte, eigenhändig zu braten. Ein Stück dänischer Butter, der letzte Rest meiner Konserven, wanderte zu diesem Zweck in die Pfanne. Als die Pferde erschienen, lagen nur noch die Knochen auf dem Teller. Besser als dieses schmeckte mir noch kein Haselhuhn.

Ebenso mangelhaft wie die Sauberkeit meiner Wirte erschien mir auch deren Ehrlichkeit. Als ich mich gestern totmüde zur Ruhe begab, achtete ich nicht darauf, daß ein Teil meines Silbergeldes aus der Tasche fiel und auf dem Fußboden rollte. Da ich aber meinen Barvorrat auch heute, wie jeden Morgen, sobald ich mich allein befand, durchzählte, so fiel mir das Fehlen des Betrages auf. Mein Verdacht lenkte sich natürlich sofort auf die Hausgenossen. Kurz vor der Abreise zählte ich daher mein Geld zum Schein nochmals vor den Augen des alten Kosaken und sah ihm schließlich eindringlich fragend an. Dem würdigen Greis wurde dabei offenbar sehr beklommen zu Mute. Er stand auf, ging unruhig hin und her und verschwand plötzlich hinter dem Ofen. Von dort tauchte er jedoch bald wieder hervor und überreichte mir etwas verlegen die verschwundenen Geldstücke mit der Versicherung, daß er sie nur aufbewahrt habe. Ich schenkte ihm natürlich Glauben und bedachte ihn sogar mit einem Finderlohn.

Unser Marsch war heute nur ein angenehmer Spazierritt. Der Argún war schon so weit gefroren, daß wir auf dem Ufereis reiten und den Über-

gang über einen steilen Berg, den die Kosaken sehr zu fürchten schienen, vermeiden konnten. Die Felsformationen ähnelten denen am oberen Amur, erschienen jedoch noch großartiger, weil sie auf beiden Seiten des schmalen Flußbetts enger zusammengedrängt emporstarrten. Auf dem heutigen Wege bekam ich auch ein Moschustier zu Gesicht. Schon von weitem zog ein dunkler Fleck auf dem Eise, der sich beim Herannahen als ein verendetes Moschustier entpuppte, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Angeschossen und von Hunden verfolgt, hatte es sich anscheinend auf einen Felsvorsprung geflüchtet, war abgestürzt und lag nun zerschmettert auf dem ringsumher vom Schweiß geröteten Eise. Meine Kosaken nahmen das zierliche Tier, welches man ohne die beiden lang aus dem Oberkiefer hervorstehenden Zähne für ein kleines Reh halten könnte, als willkommene Beute an sich.

Nach dem Stande der Sonne war es etwa ein Uhr, als wir das Holzfällerhäuschen erreichten. Genau konnten wir die Zeit nicht ermitteln, da meine Uhr, wie erwähnt, gestreikt hatte und sich sonst niemand des Besitzes einer solchen erfreute. Meine Kosaken kannten den Unternehmer, welcher seit mehreren Wintern mit drei Arbeitern den Waldreichtum am Argún ausbeutete. Er freute sich aufrichtig über den Besuch und kam uns schon von weitem entgegen. Nachdem er sich mir als ehemaliger Feldwebel eines Irkútsker Regiments vorgestellt hatte, lud er uns freundlich zum Eintritt in seine Hütte ein.

Eben war der Samowar zur Bereitung des Willkommen-Thees auf den Tisch gestellt, als die Hunde anschlugen. Mein Wirt eilte hinaus und erschien bald wieder mit einem neuen Gast, einem in Felle gekleideten Kosaken, der auf der Jagd hier einkehrte. Letzterer behauptete, soeben eine Entdeckung gemacht zu haben, die allseitiges Interesse hervorrief. Wenige Werst von hier führten ihn seine Hunde an einen Felsspalt, in welchem allem Anscheine nach ein Bär sein Winterlager aufgeschlagen hatte. Höchstens eine Stunde Weges, berichtete er, habe man dahin zu Fuß zurückzulegen, sodaß die Jagd bequem noch am Nachmittage ausgeführt werden könne.

Allein scheinen die hiesigen Kosaken nur sehr ungern den Bären zu jagen, schon, weil sie mit ihren schlechten Büchsen selten einen sofort töt-

lichen Schuß anbringen können. Wie zu allen Unternehmungen, so ziehen sie es vor, ein „Artjeel", d. h. eine Genossenschaft, zu bilden und dem Bären mit vereinten Kräften zu Leibe zu gehen.

Wir tranken schnell etwas Thee und machten uns dann zu Sechsen mit Flinten auf den Weg. Es kostete trotz der Kälte gehörigen Schweiß, bis wir am Ziele anlangten. Ohne die Hunde hätte wohl niemand die Nähe des Bären geahnt. Ein mächtiger Felsblock lehnte dort an anderen Gesteinsmassen, sodaß ein Spalt, der sich nach zwei Seiten zu öffnen schien, gebildet wurde. Ich besetzte mit einem Kosaken den einen Ausgang der Felsenhöhle, während die übrigen vier Jagdgefährten sich vor den anderen Ausgang in den Hinterhalt legten. Dann wurden die Hunde losgelassen. Mit lautem Gebell stürzten sie sich mutig in die halbverschneite Öffnung. Einige aufregende Sekunden verflossen. Dann schoß auf meiner Seite ein Bär gleich einer Kugel heraus, um in eiligster Flucht sein Heil zu suchen. Ich riß die Büchse an die Backe und fünf Schritte von mir rollte Petz, tödlich in den Kopf getroffen, im Schnee.

Gleich darauf aber wurde zu meiner Verwunderung auch von den anderen Jagdgefährten geschossen. Ich lief um den Felsblock herum und fand einen Bruder meines Bären gleichfalls verendet vor. Es waren beides Jährlinge, deren Länge 1,40 bezw. 1,50 m betrug. Ich gab den Leuten zehn Rubel, wofür sie mir gern den Pelz des von mir geschossenen Tieres überließen. Noch vor Sonnenuntergang war ich mit meinem Wirt wieder im Quartier und bald erschienen auch die übrigen mit den Fellen, aber ohne irgend welche Fleischteile. Auf meine Frage nach diesen schwiegen die Kosaken verlegen. Mein Wirt aber äußerte lächelnd: „Ach, das ist so ein Aberglaube. Sie tragen das Fleisch in die Höhle zurück, weil sie meinen, daß sonst kein Bär mehr in die Gegend kommt." Die Ursache des Aberglaubens konnte ich natürlich nicht ergründen. Jäger sind eben in allen Ländern abergläubisch.

Von dem Holzfällerquartier hatte ich, kann man sich denken, wenig erfreuliches erwartet. Um so angenehmer wurde ich überrascht, als ich nicht nur eine ausgezeichnete Brühsuppe, zartes Rindfleisch mit Sauerkraut, Senf und gutes Brot vorgesetzt bekam, sondern auch in meinem Wirt einen

unterhaltenden Menschen mit praktischem Verstande kennen lernte. Er ist väterlicherseits tatarischer Abstammung und scheint die diesem Volke eigene Geschäftsgewandheit und Unternehmungslust geerbt zu haben. In Irkútsk gab es nichts zu verdienen. Er siedelte also nach Blagowjéschtschensk über und geht von da jedes Jahr im Herbst nach dem Argún, um Bäume zu fällen und sie im Frühjahr nach dem Amur zu flößen. Das Geschäft scheint ganz einträglich zu sein, da die Abgabe an den Staat, — die, glaube ich, nur zum geringsten Teil gezahlt wird — unbedeutend ist und die Holzpreise verhältnismäßig gute sind. Leicht aber darf man sich die Arbeit nicht vorstellen. Sie beginnt damit, daß breite Rutschbahnen aus Holz die Berge hinan gebaut werden. Auf diesen gleiten die gefällten und mühsam herangeschleppten Stämme bis in die Nähe des Ufers.

Schwierig scheint es auch, Arbeiter zu erhalten. Die Kosaken, auf welche mein Wirt nicht genug schimpfen kann, sind natürlich zu faul, um die schwere Arbeit selbst für hohen Lohn zu verrichten. Ich war diskret genug, nicht darnach zu fragen, woher die anwesenden vier Arbeiter stammten. Sie machten mir zu sehr den Eindruck von entlaufenen Sträflingen. Ihr Arbeitgeber sprach sich jedoch sehr zufrieden über sie aus.

Das Blockhäuschen und die Badestube haben sie jedenfalls recht hübsch gebaut. Ersteres enthält einen großen Raum. An der einen Wand zieht sich eine Pritsche hin, auf der acht Mann bequem ruhen können. Ein großer Tisch und Bänke stehen an der hinteren Seite. Das Ganze wird von einem kleinen eisernen Ofen durchwärmt. Hinter einem Bretterverschlage befindet sich die Ruhestätte meines Wirtes, gleichfalls in einer Pritsche bestehend, die indessen mit einem heugefüllten Sack bedeckt ist.

Bis 10 Uhr abends zog sich das Gespräch hin. Wir unterhielten uns eifrig über sibirische Unternehmungen. Ich mußte dann den Mechanismus meines photographischen Apparates und meiner Büchse erklären und schließlich auf der Karte die Lage der Holzfällerhütte zeigen. Mein Wirt prüfte die Richtigkeit meiner Eintragungen mit dem Zirkel, da er wie die übrige Gesellschaft daran zu zweifeln schien, daß ich ohne weiteres auf der Karte wissen könne, wo wir uns befänden. Als aber die ihnen bekannten Entfernungen von den Nachbarorten stimmten, brach einer der Kosaken in den

staunenden Ruf aus: „Das ist ein Mensch! Zum ersten Mal ist er in der Gegend und gleich weiß er, wo er ist.“

Trotz allen Sträubens mußte ich die Lagerstatt meines Wirts für die Nacht beziehen. Weicher als sie ist mir selten ein Bett erschienen, sodaß ich trotz einiger Mäuse, die über mein Sattelkissen — das mir stets als Kopfkissen diente — und die Decke Wettrennen veranstalteten, vorzüglich schlief.

Mutschikán. Mittwoch, den 6. November.

Noch herrschte Dunkelheit, als wir die Pferde sattelten. Die armen Tiere, welche ja keine Ställe kennen, waren über und über mit Reif bedeckt. Mein Thermometer zerbrach gestern, sodaß ich die Temperatur nur nach dem Gefühl ermitteln konnte. Das aber sagte uns, daß wir näher an — 30° C. als an — 20° C. waren. Ich wickelte deshalb noch japanisches Papier als guten Schutz gegen Kälte um meine Füße. Nach herzlichem Abschied von dem gastfreundlichen Tataren, welcher beinahe beleidigt war, als ich ihm Geld für Obdach und Bewirtung anbot, traten wir den längsten Tagesmarsch an, den ich am Amur und Argún zurückzulegen hatte.

Lange hielten wir es jedoch zu Pferde nicht aus. Schon nach einer halben Stunde drang die Kälte durch Mark und Bein. Wir zogen es vor, abzusteigen und einige Minuten vor den Pferden im Trabe herzulaufen. Das Manöver mußten wir, bis die Sonne hoch am Himmel stand, noch mehrmals wiederholen.

Als wir im Beginn des Marsches die erste Höhe erklommen hatten, ging eine Kette Haselhühner vor uns auf. Jagdlust verspürte ich nun gerade keine, aber dem Magen mußte ich gehorchen. Wer weiß, was man in dem nächsten Dorfe bekommt, also besorge lieber etwas bei Zeiten! raisonnierte dieser. Ich ließ die Kosaken halten, sprang vom Pferde, beschlich das Huhn, welches am nächsten aufgebäumt hatte, schüttelte den Faustthandschuh ab und zielte. Doch das Huhn flog auf den nächsten Baum. Einige Sekunden vergingen, bis ich es wieder aufs Korn bekam. Da, als ich abdrücken wollte, versagten die mittlerweile erstarrten Finger den Dienst. Ich zwang zwar den Zeigefinger schließlich sich zu krümmen, doch die Hand zitterte, das Geschoß ging fehl und mein Braten strich ab. Zwar saßen fünfzig Schritt weiter noch einige Hühner, aber die Jagdpassion vergeht einem unter solchen

Verhältnissen gänzlich. Schon dachte ich an Umkehr, da bemerkte ich, wie einer der Kosaken verstohlen lächelte. Nun kam nicht mehr allein die Nahrungsfrage in Betracht, sondern auch mein Ansehen bei den Kosaken stand auf dem Spiel. Nur physische Fertigkeiten und Kraft begründen die Achtung solcher Leute. Also hieß es vorwärts und gut gezielt. Die Hand war notdürftig erwärmt, sodaß mir die Beute das zweite Mal nicht entging.

Die Nachrichten über den Weg erwiesen sich heute wieder einmal als falsch. Er wurde mir als schauderhaft geschildert, war aber bequemer denn je. Flache, mit wunderschönem Hochwald bedeckte Bergrücken und ausgedehnte, leicht beschneite Sumpfflächen boten den Pferden geringe Schwierigkeiten, sodaß wir in etwa zehn Stunden Mutschikán erreichten.

Urupina. Donnerstag, den 7. November.

Das waren vier und zwanzig Stunden, die nichts an Unannehmlichkeiten zu wünschen übrig ließen. Hätte ich meinen Gefühlen freien Lauf lassen wollen, selbst der reiche und mehr als kräftige Schimpfwörtervorrat der russischen Sprache dürfte kaum hingereicht haben.

In Mutschikán kehrte ich beim Hetman ein. Zu essen gab es wieder einmal nichts. Ich fühlte mich zu müde, um mein schwer erbeutetes Haselhuhn selbst zuzubereiten; also übergab ich es der Frau Atamanin und erhielt es nach längerer Zeit in halbgarem Zustande zurück. Hungrig wie ich war, verzehrte ich es dennoch. Zur Erhöhung der Stimmung aber trug diese Mahlzeit gerade nicht bei. Während ich das Kannibalengericht zu mir nahm, erschien der Ataman und erklärte, die Kosaken wünschten erst zu wissen, wie viel ich gäbe, bevor sie mir Pferde stellten. Auf meine Antwort, daß ich den tarifmäßigen Preis, d. h. 3 Kopeken für die Werst und das Pferd, also rund 5 Rubel und Trinkgeld je nach der Güte der Führung geben würde, erwiderte er, daß die Leute damit nicht zufrieden sein würden, da ein Kaufmann, der früher einmal durchgereist sei, 30 Rubel gezahlt habe. Als ich ihn darauf fragte, ob er den Befehl des Gouverneurs gelesen und seinen Leuten gezeigt habe, erhielt ich nur die klägliche Erwiderung: „Ach das ist hier so ein Volk, Ew. Wohlgeboren. Sagen sie es doch dem Gouverneur, daß sie eingesperrt oder ausgepeitscht werden". Ich kam darnach zu der Einsicht, daß der Dorfschulze in Mutschikán offenbar der dümmste

und einflußloseste Mann in der Gemeinde war. Das ist ja bei uns häufig nicht anders.

Ich ließ mir also das Gesindel kommen, machte sie in wenigen Worten auf die Folgen ihrer Handlungsweise aufmerksam und sagte ihnen schließlich im Falle guter Führung 3 Rubel Trinkgeld für jeden Begleiter zu. Angenehm war die Situation gerade nicht, denn ich hätte den Kerlen schließlich doch nachgeben müssen, wenn sie bei ihrem Vorsatz geblieben wären. Mein bestimmtes und ruhiges Auftreten verfehlte indessen seine Wirkung auch in diesem Falle nicht ganz. Um 6 Uhr morgens standen vier Pferde vor der Thür. Ich freute mich innerlich über den Erfolg, that es aber, wie ich bald merken sollte, zu früh.

Heute sollte der Weg nach den Angaben der sibirischen Kenner wenig Schwierigkeiten bieten. Da es der letzte Ritt am Argún war, so wähnte ich mich schon beim Ausreiten am Ende aller Beschwerden. Bestärkt wurde ich in diesem Glauben noch dadurch, daß die Pferde sämtlich unbeschlagen gingen.

Nach etwa einstündigem Marsche begann wieder ein Ritt auf dem Glatteise des Argún. Da schon zeigte es sich, daß die Kosaken mir ein Pferd gegeben hatten, welches schwach auf der Vorderhand war. Ich schrieb das fortwährende Straucheln jedoch noch der Glätte zu und sagte vorläufig nichts. Zudem begleiteten mich nicht die Eigentümer, sondern ein paar junge Burschen, die nicht für die mir gestellten Pferde verantwortlich waren. Keine zwei deutsche Meilen von Mutschikán mündet der Gasimur in den Argún. Es ist sein größter und reißendster Nebenfluß. Meine Begleiter hielten unschlüssig am Ufer, da sie die Furt augenscheinlich nicht kannten. Zufällig erschienen jedoch am jenseitigen Ufer einige Jäger, welche uns durch Zeichen den Weg wiesen. Ich hieß die beiden Kosaken mit dem Packpferd vorausreiten, da ich dem Frieden wenig traute. Auch den Tieren schien die Sache unheimlich zu sein. Sie scheuten und bäumten sich, sodaß es erst nach vieler Mühe gelang, eines zum Sprunge vom Eis in den Strom zu bewegen. Dann folgten auch die anderen.

Ich wartete, bis das dritte in der Mitte der etwa hundert Schritt breiten Strömung anlangte. Dann trieb auch ich mein Pferd zum Sprunge

an. Von Anfang an reichte das Wasser den großen, westsibirischen Tieren bis an die Brust, sodaß wir die Steigbügel loszulassen und die Füße hochzuziehen gezwungen waren. Alles ging auch bei mir gut bis zur Mitte des Flusses. Wacker durchschnitt mein bedauernswerter Gaul die reißende, eisige Flut. In der Mitte oberhalb der Furt aber hatte sich eine breite Eisscholle festgesetzt, die sich, als mein Pferd sie streifte, loslöste und uns bedrängte. Zwar gelang es mir, sie mit dem Fuße seitwärts zu schieben, aber das Pferd glitt bei dem Anprall doch aus, und die Strömung drohte es umzureißen. Das wäre unser beider Untergang gewesen. Wir wären in den Argún getrieben worden, der zweihundert Schritt unterhalb seine Treibeismassen dahinwälzte. Ich riß dem Pferd den Kopf mit aller Kraft in die Höhe, peitschte es, was ich konnte, und brachte es wieder zum Stehen und zur Besinnung.

Dicht am jenseitigen Ufer war die Strömung am reißendsten und das Bachbett, wie man durch das kryſtallklare Wasser sah, mit Geröll bedeckt. Wieder strauchelte das Pferd, wieder gelang es mir jedoch es aufzurichten, um mit mächtigem Sprunge die Eisfläche zu erklimmen. An allen Gliedern zitternd erreichte es das Ufer. Da meine Filzstiefeln bei dieser Reitübung gehörig Wasser geschöpft hatten, so nahm ich am Feuer der Jagdgesellschaft Platz, stopfte die Stiefel mit Heu und legte sie über zwei Äste auf die glühende Asche. Während wir Thee tranken, wurden sie zwar stark angesengt, aber doch etwas trockener, sodaß ich sie, mit frischem Heu ausgepolstert, wieder tragen konnte. Glücklicherweise war die Temperatur heute bedeutend gestiegen.

Ziemlich mißgestimmt zogen wir weiter. Die Kosaken, denen ich heute weniger denn je traute, mußten voranreiten. Den Pfad hatte wieder einmal der Teufel gereinigt. Zahlreiche Wurzeln brachten den Gaul fortwährend zum Straucheln. Wenn ich mich auch nachgerade an überhängende Äste, umgefallene Baumstämme und Glatteis gewöhnt hatte, so erwiesen sich die Wegehindernisse heute doppelt unangenehm, da wie gesagt sämtliche Pferde zu schwach waren. Von einem Genuß der Waldlandschaft und der Ausblicke auf die malerischen Höhenzüge der Mandschurei konnte unter diesen Umständen keine Rede sein.

Meine Kosaken und Pferde auf dem Ufereise des Argún.

Erst mit sinkender Nacht erreichten wir die letzte Höhe vor dem Ziel, von welcher ein steiler Steg sich ins Thal hinabschlängelte. Auf diesem und über mehrere überschwemmte spiegelglatte Wiesenflächen mußten wir unsere gänzlich erschöpften Tiere führen, bis wir die Lichter des sich über 1 km am Argún hinziehenden Urúpina vor uns erblickten. Der gewöhnliche Schlußtrab brachte uns ins Quartier am oberen Ende des Dorfes. Die Kosaken erhielten noch eine scharfe Strafpredigt, die einigen Eindruck auf sie zu machen schien, da ich das Trinkgeld kürzte. Dann erst gab ich mich dem Behagen hin, welches im menschlichen Gemüt durch das Bewußtsein überstandener Leiden und den Aufenthalt in einem freundlichen Zimmer hervorgerufen wird.

Gleich bei meiner Ankunft erschien ein altes dienstfertiges Mütterchen. Sie machte ihrer Aufregung über den späten Besuch „der Obrigkeit" in einem Schwall von Ergebenheitsbeteuerungen Luft, schleppte dann den Samowar herbei, zerließ etwas gefrorene Milch und wärmte ein Stück gekochtes Rindfleisch, dessen Zähigkeit mich nicht abhielt, es mit großem Appetit zu verzehren.

Mit der angenehmen Aussicht, am kommenden Morgen das Reitpferd mit dem Schlitten vertauschen zu können, klappte ich mein Tagebuch zu und bereitete mein spartanisches Lager.

IX. Ansiedler und Sträflinge im östlichen Transbaikalien.

Indem wir Urúpina erreichten, sind wir in einen der dichtbevölkertsten Teile Transbaikaliens und damit auch Sibiriens eingetreten. Werfen wir einen Blick auf die Karte dieser Provinz, so fällt uns sogleich auf, daß ein Drittel derselben so gut wie unbesiedelt ist. Nördlich einer von Urúpina bis Barguſín am Baikalsee gezogenen Linie treffen wir auf verschwindend wenig Ortschaften. Menschenleer blieben bis auf den heutigen Tag die Ufer des mächtigen Witim und seiner Nebenflüsse, deren Wasser erst, nachdem sie mehr denn 1000 km die Wildnis durchliefen, bei ihrer Einmündung in die Lena eine russische Ansiedelung erreichen.

Merkwürdig nahe treten sich in Transbaikalien die beiden Flußsysteme, deren eines dem Eismeer, deren anderes aber dem stillen Ocean zustrebt. Keine 170 km trennen die Ingodá bei Tſchitá von dem nächstgelegenen Punkte des Witim, und die Wasserscheide wird durch den unbedeutenden Zug des Jablonoi-Gebirges gebildet, dessen höchste Spitzen sich nur bis 2500 m erheben. Während nun alle Flüsse östlich von dieser, ganz Transbaikalien durchschneidenden Bergkette zum Quellensystem des Amur gehören, lenkt westlich von der Wasserscheide nur der Witim seinen Lauf direkt dem Eismeer zu. Das bedeutende Flußnetz, welches sich in der Sſelenga vereinigt und nebst einigen kleineren Flüssen den Baikal-See speist, gelangt erst aus diesem Behälter durch die Angará in den Jeniſei und durch letzteren in den Ocean.

Das transbaikalische Hochland ist außerordentlich wasserreich. Fortwährend kreuzen Flüsse und Bäche unsern Weg, sei es nun, daß wir das Hügelland im Osten durchstreifen, sei es, daß wir durch die weiten Steppen, welche sich zwischen den Baikalgebirgen und dem Jablonoi erstrecken, dahineilen. Längs der Flußläufe aber hat sich auch in Transbaikalien die Kolonisation entwickelt. Dicht gesät finden wir die Ansiedelungen am Argún, der Ingodá und dem Onón, welche die Bezirke von Njértschinsk und Tschitá berieseln, noch volkreicher aber sind die Ufer der Selengá, des Chilók und des Tschikoi im Südwesten der Provinz.

Diese umfaßt nicht weniger als 11000 geographische Quadratmeilen, übertrifft also Deutschland noch um ein Sechstel an Ausdehnung. Die Einwohner haben auch hier, wie überall in Sibirien, noch recht reichlich Platz. Im Jahre 1894 wurden deren 610194 gezählt. Von diesen waren etwa zwei Drittel Russen, die übrigen aber Mongolen, nämlich Burjäten und Tungusen.

In den Kreisen, deren Verwaltungsbehörden in Stadt und Hüttenwerk residieren, treffen wir fast ausschließlich auf Russen. Der Mongole hat diese Teile seiner Heimat den europäischen Eindringlingen überlassen. Es waren die Gebiete, welche zunächst das Augenmerk der Russen durch ihren Mineralreichtum auf sich lenkten und deren Besitz im Jahre 1869 durch den Njértschinsker Traktat endgültig gesichert wurde. Die Kolonisation erfuhr indessen erst durch Peter den Großen, welcher zahlreiche Bauernfamilien zur Arbeit in den Berg- und Hüttenwerken nach Transbaikalien schickte, eine erhebliche Förderung. Ein großer Teil der jetzigen Ansiedler stammt wohl von jenen Leibeigenen der Krone ab.

Den ganzen Weg von Urúpina bis Njértschinsk-Hütte konnte ich im Schlitten zurücklegen. Gut gehalten waren die Landstraßen gerade nicht, aber der Schnee hatte die Unebenheiten ziemlich ausgeglichen, und die Pferde waren vorzüglich, sodaß die Troika in raschestem Tempo dahinflog und ich die 200 km bis zu meinem Ziel in zwei Tagen und zwei Nächten durchmessen konnte.

Die Gegend und ihre Bewohner standen im angenehmen Gegensatz zu allem, was ich am Amur und Argún sah. Zwar hatte die Natur an

Großartigkeit und Schönheit verloren, aber dafür an Kultur beträchtlich zugenommen. Wenn man wochenlang fast ausschließlich Felsen- und Waldwildnis oder armselige Kosakenansiedelungen mit schüchternen Versuchen von Ackerwirtschaft genossen hat, bilden große Dörfer mit weit ausgedehnten Feldern eine wirkliche Erholung für das Auge des Westeuropäers. Alle zwei bis drei Stunden erreichte ich eine Kosaken-Kolonie von 50 bis 100 Häusern. Sie machten durchweg einen wohlhabenden Eindruck. Stattliche Viehherden und Pferdekoppeln zeugten von der Güte der Weiden in den ausgedehnten, flachen Thälern. Nur auf den runden Höhenrücken war der Wald stehen geblieben. Doch zeigte auch dieser schon häufige Spuren der beginnenden Urbarmachung. Hier waren die Bäume angeschlagen, um ihr Absterben herbeizuführen und das Fällen im kommenden Jahr zu erleichtern, dort ragten nur noch die verkohlten Baumstumpfe aus der abgesengten Erde hervor, und an anderen Stellen war die Arbeit des Kolonisten schon bis zum erstmaligen Aufreißen des schwarzen jungfräulichen Bodens, der im nächsten Frühjahr die erste Saat aufnehmen sollte, gediehen.

Primitiv wie im Amurgebiet, ist der Betrieb der Landwirtschaft auch in Transbaikalien. Ackergeräte, wie sie dort zur Verwendung gelangen, würden bei uns auf einen Platz im Altertumsmuseum Anspruch machen können. Düngung und Fruchtwechsel sind unbekannt, und selbst die Dreifelderwirtschaft, welche ja in Rußland heutzutage noch vorwiegend getrieben wird, findet nur in den dichtbevölkertsten Gegenden Anwendung. Sonst wird der Boden jahraus jahrein bis zu seiner Erschöpfung bebaut. Er ist auch dankbar genug, nicht sobald zu versagen. Sommerroggen, Weizen, Hafer, Buchweizen und Kartoffeln gedeihen trotz der schlechten Behandlung und liefern dem Ansiedler genügenden Ertrag zu seinem Unterhalte, und in guten Jahren bleibt selbst zum Verkauf nach dem Amurgebiet noch etwas übrig. Das will wirklich viel sagen. Der schöne Boden lohnt eben jedem, der einigermaßen gut wirtschaftet, die Arbeit reichlich.

Auch das Klima ist der Landwirtschaft zuträglich. Zwar fällt das Thermometer im Winter nicht selten unter — 40 ° C., aber dafür wärmt die Sonne von Ende April bis Anfang September das Erdreich um so nachhaltiger.

Nur Wintergetreide gedeiht fast nirgends, weil die Saaten bei der strengen Kälte und dem geringen Schneefall nicht überwintern können.*)

Ergiebiger als die Ackerwirtschaft ist die Viehzucht in Transbaikalien. Die wiesenreichen Flußthäler und die unabsehbaren Grassteppen mußten die Bewohner zu Hirtenvölkern machen. Die Russen fanden bei der Besetzung des Landes die nomadisierenden Burjäten und Tungusen vor. Als sie sich ansiedelten, verwerteten sie zwar die ererbten ackerwirtschaftlichen Kenntnisse, verlegten aber ihre Hauptthätigkeit gleichfalls auf die Viehzucht.**) Das Stammvieh nahmen sie von den Mongolen, und bis auf den heutigen Tag sieht man auf den transbaikalischen Weideflächen ausschließlich das elende einheimische Rindvieh. Dasselbe wird weniger der Milch als des Fleisches und Felles wegen gezogen. Erstere bekommt man fast nur im Sommer. Giebt es doch in Transbaikalien Ställe ebensowenig wie sonst in Sibirien. Rationelle Pflege und Zucht des Rindviehes sind unbekannte Dinge. Die Tiere leben Winter und Sommer im Freien. Die Stücke, welche Hunger und Kälte nicht vertragen, gehen zu Grunde. Natürlich wirken unter diesen Umständen auch Epidemien häufig dezimierend auf den Viehbestand. Wenn dieser trotzdem eine so bedeutende bleibt, so ist dies nur den günstigen Bedingungen, welche das Land seiner Erhaltung bietet, zu danken.

Über das mongolische Pferd hatte ich schon oben Veranlassung, mich auf das anerkennendste zu äußern. Von den bei uns bekannten Rassen kommt ihm wohl der kleine polnische Schlag am nächsten. Es wird eben so schlecht gehalten wie das Rindvieh. Was aber bei dieser Behandlung am Leben bleibt, ist vorzüglich. Wenn ich am Amur und Argún die Ausdauer und Geschicklichkeit dieser Pferde im Überwinden von Wege-

*) Im Jahre 1894 wurden angeblich $1^1/_2$ Millionen ha bearbeitet. Die Ernte betrug an Körnerfrüchten 1 300 000 Tschetwert und an Kartoffeln 175 000 Tschetwert (1 Tsch. = 209,31 l). Der Durchschnittsertrag der Ernte wurde beim Roggen auf 5,5, beim Weizen auf 4,4, beim Hafer auf 5, bei der Gerste auf 4,8, beim Buchweizen auf 8 Korn und bei der Kartoffel auf 5,3 Stück von der Aussaat berechnet. (Denkschr. des statistisch. Amts der transbaikal. Gouv.-Verwalt. für 1894.)

**) Im Jahre 1894 wurden gezählt: 583 280 Pferde, 913 833 Rinder, 1 147 869 Schafe, 87 766 Schweine, 203 857 Ziegen, 9890 Kameele und 5429 Renntiere.

hindernissen häufig bewunderte, so lernte ich in Transbaikalien ihre Schnelligkeit und ihr Feuer schätzen.

Reichliche Gelegenheit bot sich mir schon auf der ersten Fahrt im besiedelten Transbaikalien, den Charakter und das Leben der Bauern zu studieren. Der russische und speziell der sibirische Bauer wird jedem unbefangenen Beobachter, der ihn näher kennen lernt, trotz seiner mannigfachen und großen Fehler sympathisch sein. Es steckt ein vorzüglicher Kern in ihm, und seine Schuld ist es zum geringsten, wenn dieser bisher wenig zur Entwickelung gelangte.

Man macht sich bei uns im allgemeinen die Vorstellung, als ob die Besiedelung Sibiriens in erster Linie durch Sträflinge erfolgte. Daß dies für das Amur- und Ussurigebiet nicht zutrifft, hat der Leser schon aus den früheren Schilderungen ersehen. Die Deportation kommt für die Kolonisation dieser Provinzen gar nicht in Betracht. Doch spielt da die Besiedelung durch freie Bauern und Kosaken auf Anregung und Befehl der Regierung eine große Rolle. Freiwillige Kolonisten zogen verhältnismäßig wenige dorthin. Ganz anders liegen die Verhältnisse im übrigen Sibirien. Abgesehen von den Dörfern an der großen Poststraße und den Ansiedelungen der Nachkömmlinge jener Staatsbauern, stammen die meisten Einwohner von freiwilligen Auswanderern ab. Der russische Forscher und Nationalökonom Jädrinzeff,*) dem das Verdienst gebührt, zuerst auf diese Thatsache hingewiesen zu haben, berechnet die Zahl der bäuerlichen Auswanderer, welche in letzter Zeit alljährlich den Ural überschritten, auf durchschnittlich 40 000!**) Er weist gleichzeitig überzeugend nach, daß dieser Auswandererstrom sich schon seit dem vorigen Jahrhundert nach Sibirien ergießt, daß derselbe stetig zugenommen hat, und daß die Kolonisation durch Sträflinge dem gegenüber so gut wie gar nicht ins Gewicht fällt.***) Diese Massenauswanderung der ländlichen Bevölkerung aus einem Reich, welches nach unseren Begriffen keineswegs an Übervölkerung leidet, ist eine eigentümliche

*) Nikolaus Jädrinzeff, Sibirien als Kolonie. Petersburg bei Sibiriakoff, 1892.

**) Die Auswanderung hat mit dem Bau der sibirischen Bahn stetig und bedeutend zugenommen. Im Sommer 1897 mußten viele Bauernfamilien im westlichen Rußland mit Gewalt zurückgehalten werden.

***) Vergl. unten Seite 238 fg.

Erscheinung, besonders wenn man berücksichtigt, daß Sibirien unter dem russischen Volke für nichts weniger als ein Eldorado gilt.

Man hat in erster Linie die persönliche Abhängigkeit des gemeinen Mannes für diesen Auswanderungstrieb verantwortlich machen wollen. Doch zeigt die Statistik klar, daß der Zug nach dem Osten gerade nach Aufhebung der Leibeigenschaft und nach Verminderung der gewerblichen Beschränkungen beträchtlich zugenommen hat. Die wirtschaftliche Lage des russischen Bauern hat sich dieser Maßnahmen ungeachtet von Jahr zu Jahr verschlechtert. Bekanntlich werden der hohen und schlecht verteilten Steuerlast und der zu plötzlichen Aufhebung der Leibeigenschaft die Hauptschuld daran zugeschrieben. Mehr noch dürfte sie in der eigentümlichen Dorfgemeindeverfassung liegen, welche den Übergang zu einer intensiveren Wirtschaft unmöglich macht. Alles Land ist gemeinsames Eigentum, der Acker aber wird in kurzen Zeiträumen nach der Zahl der männlichen Einwohner in Stücke und Stückchen eingeteilt, welche unter den Familien zur Verlosung kommen. Der Bauer ist nicht Eigentümer, sondern nur Nutznießer seines Landes und auch dies nur für kurze Zeit. Naturgemäß fehlt für ihn deshalb jeder Antrieb zur gründlichen Bewirtschaftung. Wozu sollte er auch ein Kapital in den Boden stecken, da doch nicht er, sondern ein anderer die Zinsen genießen wird. Keiner thut mehr als die anderen, das heißt: jeder thut möglichst wenig. Auch ist ja der einzelne in seinem Wirtschaftssystem an die Gesamtheit gebunden. Also kann von einer auf Fruchtwechsel fußenden, intensiven Kultur ebenfalls nicht die Rede sein.

So kommt es, daß in sehr vielen Gemeinden der Boden nicht genug trägt, um die wachsende Bevölkerung zu ernähren. Landmangel drängt den russischen Bauer nach Sibirien. Dabei ist seine Lage auf der Wanderung wirklich keine beneidenswerte.

Unglaubliche Leiden hat er zu erdulden, bis er einen Wohnsitz findet. Hunderte gehen schon unterwegs zu Grunde, Hunderte verschwinden spurlos in der Wildnis, und auch die, welche glücklich eine Ansiedelungsstelle fanden, haben noch schwere Mühen zu bestehen, bis sie ein gesichertes Dasein erringen.

Erst in neuester Zeit hat die Regierung angefangen, ihr Augenmerk

auf die Not der Auswanderer zu richten.*) Auch freiwillige Vereine bildeten sich zu ihrer Unterstützung. Bisher aber waren die Gaben so gering, daß sie nicht mehr Wirkung hatten, als der Tropfen auf dem heißen Stein. Die Leiden der Auswanderer übersteigen bei weitem die der auf Staatskosten transportierten Sträflinge. Wenn man aber sieht, was erstere trotz alledem zu Wege brachten, wie sie ohne Schutz und Führung in die entlegendste Wildnis vordrangen, und wie nach wenigen Jahrzehnten wohlhabende Dörfer erblühten, so muß man die größte Achtung vor dem russischen Bauer und vor der kolonisatorischen Kraft des russischen Volkes gewinnen. Bojaren und Generäle eroberten Russisch-Asien, die freien Bauern erwarben es erst dem russischen Volke.

Der Ansiedler, der glücklich festen Fuß gefaßt hat, der ein Blockhaus gezimmert, einige Hektar Landes urbar gemacht und ein Dutzend Pferde und Rindvieh aufgezogen hat, sicherte sich und seinen Kindern eine bequeme Existenz. Land giebt es zur Genüge, sodaß jeder heranwachsende Sohn eine eigene Wirtschaft gründen kann. Weder die Gesamtgemeinde noch ein dritter greift in seine Rechte ein; denn der Boden, den ein jeder der Wildnis abgerungen hat, bleibt, solange er ihn bearbeitet, in seinem ungestörten Besitz.

Auch die Regierung greift in die Thätigkeit des Ansiedlers wenig ein, und so erwünscht wie eine kräftige staatliche Unterstützung auf dem Wege in die Fremde wäre, so segenbringend war es in vielen Fällen für den Kolonisten, daß er mit dem sibirischen Beamten späterhin wenig in Berührung kommt. Selbst die unteren Polizeiorgane (Sassjedatjel, Ispravnik) haben weite Bezirke, sodaß sie die Ruhe der Bewohner wenig störten. Der Kreis-

*) Besonders geschah dies seit dem Beginn des sibirischen Bahnbaues. Der dem Zaren über die Thätigkeit des sibirischen Komitees in den Jahren 1892 bis 1897 erstattete Bericht führt eine ganze Reihe von Maßnahmen auf, welche zur Erleichterung und Sicherung der Übersiedelung von Bauern nach Sibirien getroffen worden sind oder durchgeführt werden sollen. Die Ansiedler erhalten unter anderem Darlehen aus Staatsfonds. Es wird ihnen empfohlen, Kundschafter vor der Übersiedelung nach Sibirien zu schicken, sodaß sie über die Verhältnisse, welche sie dort erwarten, unterrichtet werden. Zum gleichen Zwecke hat das Ministerium zwei gemeinverständliche Brochuren „Marschroute für die Übersiedler" und „Die sibirische Übersiedelung" verfassen und verbreiten lassen. Hoffentlich werden alle die geplanten Maßnahmen auch gewissenhaft und energisch durchgeführt. Viel Elend würde dann verhütet werden.

chef oder gar der Gouverneur besuchten viele Ortschaften nie, die meisten aber nur wenige Male während ihrer Amtsdauer. Ja, es giebt Dörfer, die Jahrzehnte lang keinen höheren Beamten sahen, und fast alljährlich noch werden in Sibirien Ansiedelungen entdeckt, die in kein Kataster eingetragen und auf keiner Karte verzeichnet waren. Die Bewohner solcher weltverlorenen Dörfer sollen übrigens selten von ihrer formellen Einverleibung in das russische Herrschaftsgebiet entzückt gewesen sein. Erzählt doch Jädrinzeff, daß russische Ansiedler im Altai einst einem russischen General erklärten, sie seien keine Russen, sondern Unterthanen des Mongolen-Sultans, da sie an diesen Tribut entrichteten.

Die direkten öffentlichen Abgaben sind es nun freilich nicht, welche die Bewohner Sibiriens beschweren und das Gedeihen der Ansiedelungen beeinträchtigen. Der Kosak unterliegt in Anbetracht seiner dauernden militärischen Dienstpflicht überhaupt keiner nennenswerten Besteuerung. Im Amur- und Ussurigebiet wurden bisher gar keine Staatsabgaben vom Ansiedler erhoben, in Transbaikalien*) und dem westlichen Sibirien aber sind nur die ehemaligen Kronsbauern etwas erheblicher belastet. Schwer ist nur das Joch an indirekten Abgaben und Diensten, welches infolge des Verbannungssystems auf dem sibirischen Ansiedler liegt.**)

---

*) Ein Bild von der direkten Besteuerung in Sibirien giebt folgende Übersicht des transbaikalischen Abgaben-Solls (in Rubeln) für das Jahr 1894:

	I. Persönliche Abgaben:	
1.	Abgaben der Kronsbauern	125 915
2.	Verschiedene andere Abgaben der Kronsbauern	5 148
3.	Allgemeine Kopfsteuer	59 848
4.	Kopfsteuer der angesiedelten Sträflinge	4 463
5.	Abgabe der Kleinbürger und Kaufleute in den Dörfern	12
6.	Verschiedene Abgaben der Kosaken	11 260
7.	Abgaben der Nomaden	69 066
8.	Abgaben der seßhaften Mongolen	11 337
	II. Steuern von unbeweglichem Vermögen	20 000
	III. Für kommunale Zwecke erhobene Abgaben:	
1.	Personalsteuern	25 182
2.	Ländliche Grundsteuer	133 634
3.	Städtische Grundsteuer	4 176
4.	Handels- und Gewerbe-Abgaben	24 119

Das sind im ganzen 498 028 Rubel, also durchschnittlich 0,82 Rubel auf den Kopf der Bevölkerung.

**) Näheres s. u. im zweiten Teil dieses Kapitels.

Demgegenüber kommen die häufig besprochenen und wohl auch häufig übertriebenen Erpressungen gewissenloser Beamten gar nicht in Betracht. Ist doch auch der sibirische Bauer nicht der Mann, welcher sich vor Übergriffen und ungerechten Bedrückungen nicht zu schützen wüßte! Der harte Kampf ums Dasein und die langjährige Freiheit haben ihn zu einem anderen Menschen gemacht, als es seine Väter und als es seine Standesgenossen im europäischen Rußland noch heute sind. Äußerst selten nur begegnete ich unterwürfiger Kriecherei in Sibirien. Höflich aber selbstbewußt tritt uns der sibirische Ansiedler entgegen. Selbst dem hohen Würdenträger, der ihn besucht, reicht er unbefangen die Hand zum Gruß. Ohne Scheu setzt er sich zu uns und unterhält sich auf das ungezwungendste. Sein ganzes Benehmen ist das eines self-made-man, des freien, auf sich selbst gestellten Mannes. Es klingt vielleicht merkwürdig, aber jeder, der viel mit Russen aller Stände verkehrt hat, wird mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß der Russe nach seiner ganzen Denkungsart viel mehr Demokrat ist als der Deutsche oder selbst der Franzose. Der Zar allein steht über allen. Alle übrigen sind gleich. Dieser Grundgedanke der rein absoluten Monarchie ist wohl nirgends so in Volksbewußtsein übergegangen wie in Rußland, er ist im Staatsleben des europäischen Rußlands aller Gegeneinflüsse ungeachtet häufig zum Durchbruch gekommen und hat sich in Sibirien ungehindert Bahn brechen können.

Mit dem selbstbewußten Wesen des sibirischen Bauern harmoniert seine Gestalt. Besonders in den alten Kolonieen fielen mir die kräftigen, schönen Erscheinungen unter den Männern sowohl wie unter den Frauen häufig auf. Die hohen breitschultrigen Gestalten zeugten davon, das schon Generationen hindurch die Beschäftigung eine gesunde und der Lebensunterhalt ein reichlicher war. In den ausdrucksvollen, oft malerisch schönen Köpfen mit den hell dreinschauenden Augen aber spiegelte sich der praktische Verstand ihrer Träger wieder.

Freilich trifft man auch hier ebenso viel Schatten wie Licht. Gilt doch für den sibirischen Bauer gleichfalls das russische Sprichwort: „Ehe der Donner nicht rollt, bekreuzigt sich der Bauer nicht". Seine Indolenz und Sorglosigkeit sind schwere Hemmnisse für den kulturellen Fortschritt. Zudem

liebt er die Feiertage nicht minder als der Kosak. Die Priesterschaft hält darauf, daß jeder wichtigere Heilige durch Nichtsthun geehrt wird. Der blaue Montag hat deshalb in Rußland noch mehr Anhänger als bei uns. Die Trunksucht ist in ganz Sibirien das größte und schlimmste Laster. Der Pope aber geht in sehr vielen Ortschaften mit dem übelsten Beispiel voran. Wenn nur die gottesdienstlichen Ceremonieen erfüllt werden, ist er mit seiner Gemeinde zufrieden. Jede weitergehende Seelsorge ist ihm unbekannt. Wie andere Besucher Rußlands und Sibiriens mußte auch ich leider die Wahrnehmung machen, daß die Priester der orthodoxen Kirche selten einen guten, häufig aber einen schlechten Einfluß auf die Moral ihrer Parochianen ausüben. Es wäre indessen hart, wollte man den einzelnen Popen für seine Haltung verantwortlich machen. Ungebildet und bitter arm wie die meisten sind, muß man sie als bemitleidenswerte Opfer der Verhältnisse, in denen sie aufwuchsen, ansehen. Die Thatsache dagegen, daß der Einfluß der russischen Kirche auf ihre Anhänger vielfach nur ein recht äußerlicher ist, und daß manche ihrer Institutionen die wirtschaftliche Entwickelung gehemmt haben und noch hindern, kann nicht übersehen werden.

Auch in Sibirien drängte sich mir mehr als einmal die Beobachtung, welche ich schon diesseits des Ural gemacht hatte, auf, daß die priesterlosen Sektierer in jeder Hinsicht auf daß günstigste von ihren orthodoxen Landsleuten abstachen. Oben schon hatte ich Gelegenheit, dies von den „Molokanen" zu erwähnen. Sibirien aber wurde noch für manche anderen Ketzer und Schismatiker eine Stätte der Glaubensfreiheit.*) So traf ich im südwestlichen Transbaikalien zahlreiche Ansiedelungen von „Altgläubigen".**) Für sie hat das, was ich von den Vorzügen des sibirischen Bauern sagte, in erhöhtem Maße Geltung. Ihre Dörfer, welche bis zu 2000 Seelen umfassen, machten einen vortrefflichen Eindruck auf mich. Ihre Behausungen und ihre Felder legten daß beste Zeugnis für ihre Arbeitsamkeit ab. Fleiß

*) Die Glaubensfreiheit ist allerdings auch in Sibirien nur relativ zu nennen. Schismatiker und Sektierer sind auch dort nur stillschweigend geduldet.

**) Die Altgläubigen sind die Nachkommen derer, welche sich nach der Kirchenreform des Bischofs Nikon von der Landeskirche trennten. Sie sind Schismatiker. Man teilt sie ein in Altgläubige mit und ohne geweihte Priester („Staroobriadzy" und „Bjespopowzy").

und Nüchternheit haben die wohlthätigste Einwirkung auf ihre Lebenshaltung ausgeübt.

Nach allem, was ich von sibirischen Bauerndörfern sah, habe ich übrigens die Überzeugung gewonnen, daß die Ansiedelungen längs der Poststraßen durchweg auf einer weit tieferen sittlichen Stufe stehen, als die abseits von den großen Verkehrswegen gelegenen. Dementsprechend schien mir auch der Wohlstand der letzteren ein ungleich besserer zu sein. So fand ich gerade in den entlegendsten Ortschaften die beste Verpflegung und die herzlichste Aufnahme. Dies war besonders auch auf der Fahrt von Urúpina nach Njértschinsk-Hütte der Fall. Vor allem ist mir da die Station beim Dorfschreiber in Polowinajä in angenehmer Erinnerung geblieben. Ich langte dort gegen 9 Uhr abends an und war, da ich mich auf der eiligen Fahrt den ganzen Tag über nur von etwas Fisch, Brot und Thee genährt hatte, recht hungrig geworden. Mit Freude bemerkte ich daher beim Eintritt in die große saubere Stube auf dem Tisch eine Schüssel voll Schtschi*). Sie wurde mir auch sogleich angeboten, und ich brauche wohl kaum zu versichern, daß ich sie mit Behagen verzehrte. Schon wollte ich als zweiten Gang etwas Butterbrot mit Thee zu mir zu nehmen, da fragte mich die alte Hausfrau, ob ich denn nicht noch etwas Gebratenes befehle, und belud auf meine freudige Zusage den Tisch mit drei gebratenen Haselhühnern, gekochten Eiern, Sauerkraut, Gurken und mit einer Schale süßer Sahne zum Nachtisch. Der einundsiebenzigjährige Dorfschreiber leistete mir bei dem Mahl Gesellschaft und erzählte mir von den Anfängen der Ansiedelung. Schon dabei staunte ich über das Gedächtnis des alten Mannes. Doch sollte ich bald seine Jugendfrische noch mehr bewundern.

Als ich den Wunsch aussprach, weiter zu fahren, hieß er seinen 18jährigen Sohn anspannen. Draußen herrschte so dichtes Schneegestöber, daß man keine zehn Schritt weit sehen konnte. Ich fragte deshalb meinen Wirt, ob es nicht ratsam sei, bis zum Morgen mit der Weiterfahrt zu warten. „Nun", entgegnete er, „der Weg ist ja etwas beschwerlich. Er führt über einen bewaldeten Bergrücken. Ich kenne ihn aber genau und

*) Suppe von frischem oder Sauerkohl mit Rindfleisch.

werde selbst fahren. Mein Sohn ist noch zu jung und die Pferde sind ziemlich wild. Wir werden schon durchkommen." Seine alte Ehegenossin hielt Pelz und Mütze schon für ihn bereit. Ich legte auch meine Hüllen an, verstaute mich in dem Korbschlitten, der Alte sprang mit jugendlicher Elastizität vorn auf, sein Sohn ließ die stampfenden Rosse los und fort gings in die Winternacht.

Wir mochten etwa zwei Stunden unterwegs sein, als ich aus einem leichten Soupeeschläfchen erwachte. Zu meiner Verwunderung bemerkte ich, daß mein Kutscher verschwunden war. Schon glaubte ich, der Alte habe seine Kräfte doch überschätzt und sei ermattet in den Schnee gesunken, da hörte ich seine Stimme vor mir und bemerkte nun durch die dichten Schneeflocken, daß er ein Pferd vor die anderen gespannt hatte und auf demselben ritt. Er hatte auch sofort wahrgenommen, daß ich mich erhoben hatte, und rief mir zu: „Bleib nur liegen, Väterchen, und schlaf unbesorgt. Es geht ganz gut. Gleich haben wir die Bergspitze erreicht, dann geht es wieder schneller vorwärts." Ich muß gestehen, daß mich das Verhalten des Greises, welcher munter dem Unwetter trotzte, während ich mich der Ruhe hingab, beschämte. Mit dem Schlaf war es auch bei mir vorbei und ich überließ mich dem Träumen, welches einen in der Stille der Wildnis befällt und über die langen Stunden der Unthätigkeit hinweghilft.

Frau Holle ließ allmählich mit dem Ausschütteln ihrer Federbetten nach. Der Himmel blieb zwar verschleiert, aber der Mond lichtete doch etwas das nächtliche Dunkel. Das Viergespann jagte eilend den Bergrücken hinab, sodaß die gespenstischen Gestalten erstorbener Baumriesen im Fluge an unseren Blicken vorüberglitten. So erreichten wir schnell das jenseitige Thal. Links vom Weg zog sich eine bewaldete Anhöhe hin, zur Rechten dehnten sich schneebedeckte Wiesenflächen aus. Wir waren im besten Fahren, als plötzlich die Pferde stutzten und Miene machten, vom Wege abzubiegen. Doch die nervige Faust des Kutschers brachte sie zum Stehen. Der Ruck, welchen dies plötzliche Anhalten hervorrief, hatte mich schon aus meiner Ruhe empor fahren lassen und auf den Ruf des Alten: „Wölfe vor uns"! ergriff ich die Büchse und war mit einem Sprunge aus dem Schlitten. Leider zu spät. Ich sah gerade noch zwei graue Tiergestalten in der Dämmerung

verschwinden. Scheu wie immer, wo ich ihnen begegnete, hatten die Wölfe eiligst das Weite gesucht. Noch mehr als andere Raubtiere fürchtet bekanntlich der Wolf den Menschen, und gerade der sibirische scheint, nach allem, was ich sah und hörte, noch feiger, als sein — übrigens kleinerer — europäischer Genosse zu sein. Man erzählte mir wohl hier und da, daß Kinder von Wölfen zerrissen, daß einzelne Männer angegriffen worden seien, doch wurde mir keine der schauerlichen Geschichten, wonach ganze Sträflings- oder Auswandererzüge von ihnen dezimiert worden sein sollen, bestätigt. Nur in der größten Hungersnot und in starken Rudeln wagt sich der Wolf an den Menschen. Besonders reich an diesen Raubtieren aber sind einzelne Teile Transbaikaliens und die Steppen zwischen Ob und Irtysch. Dort hat das Vieh der Ansiedler zur Winterszeit unter ihren Angriffen zu leiden, und manches Stück fällt dem Wolfszahn zum Opfer. An eine Ausrottung oder auch nur an eine erhebliche Verringerung dieser Feinde ist bei ihrer raschen Vermehrung — die Wölfin bringt alljährlich 3 bis 9 Junge zur Welt — in den menschenleeren Gegenden natürlich nicht zu denken. Der Jäger wird an dieser Beute noch viele Jahre seine Freude haben, wenn die kostbaren Pelztiere schon längst ausgerottet sein werden.

Die Jagd auf den Wolf wird mit Schlingen, Gruben, Eisen und zuweilen auch mit der Büchse betrieben. Der Sibirier stellt dem Wolf nur im Winter nach, wenn sein Pelz wertvoll und er überdies leichter zu jagen ist, weil ihn der Hunger unvorsichtiger macht und in die Nähe der menschlichen Behausungen treibt. In einigen Gegenden jagt man ihn auch zu Pferde mit Hunden und schlägt ihn schließlich mit einem Knüppel tot. Am aufregendsten soll indessen die Jagd mit dem Ferkel sein. In stiller Mondscheinnacht fahren die Jäger durch den Wald oder längs der schilfreichen Seen hin. Einer hält ein Ferkel im Sack und bringt es zum lauten Quieken. Diesem Lockruf soll der Wolf selten widerstehen. Blindlings stürzt er dem Schlitten nach, sodaß der Jäger leicht zu Schuß kommt.

Ein Ferkel führten wir nun auf jener Jagd leider nicht mit, sonst wären die „Grauen“ — so nennt der Volksmund in Rußland den Wolf — zutraulicher gewesen. So blieb mir nichts übrig, als wieder in meine Decken zu kriechen. Gegen 2 Uhr nachts erreichten wir endlich das

Haus des Hetmans von Bjeregi, der mit meinem alten Führer befreundet war.

Gleich und gleich gesellt sich gern. So reizend und sauber wie die Häuslichkeit in Polowinajä, so angenehme Bauerntypen wie die beiden Alten waren auch der Wirt und seine Frau in Bjeregi. Nur war die Wirtschaft hier eine junge. Trotz der späten Nachtstunde wurden wir auf das herzlichste aufgenommen. Der Hetman und seine junge Frau verließen ihr Lager auf der Diele, ein rasch entflammter und in einen Ring am Ofen gesteckter Kienspan verbreitete seinen rötlichen Schein über das geräumige Zimmer, und einige glimmende Kohlen vom Herde brachten das Wasser des Samowars in wenigen Minuten zum Kochen. Als der Kienspan heruntergebrannt war, lagen unsere Oberkleider schon trocknend auf dem Ofen und wir zur Ruhe gebettet auf Bank und Diele.

Das russische Bauernhaus weist nirgends von der Ostsee bis zum stillen Ocean wesentliche Verschiedenheiten auf. Die Stärke und Verkleidung der Balken, die Zahl und Größe der Räume wechselt, aber die Anlage und die Grundzüge der Einrichtung sind stets die gleichen. Wird es für die sich mehrende Familie zu eng, so ist ein Anbau leicht bewerkstelligt. Rückwärts oder an den Seitengiebeln werden neue Balkenwände angeschlossen und Thüren nach den alten Räumen durchgesägt. In wenigen Wochen steht das neue Zimmer fix und fertig da. Doch liebt es auch der russische Bauer nicht, viel Wohnräume zu haben. Mehr als vier entsinne ich mich selten gesehen zu haben. Nie aber sah ich ein Bauernhaus, welches mehr denn ein Geschoß hoch gewesen wäre. Durch die Hausthür gelangt man zunächst in einen ungedielten Flur, welcher zum Abstellen und Aufbewahren von Hausgerät, Sattelzeug u. a. dient. Von diesem aus führt eine Treppe oder Leiter auf den Boden. An den Seiten des Flurs befinden sich die Zimmereingänge, welche mit Doppelthüren versehen sind, deren äußerer Flügel noch gepolstert oder mit Filz beschlagen ist. Das Innere der Stuben ist gewöhnlich sehr einfach. Die wichtigsten Inventarien sind der mächtige Ofen und die Heiligenbilder. Ersterer nimmt bis zu einem Viertel des Raumes ein und bildet den Sammelpunkt der Familie.

Im europäischen Rußland kennt auch der Bauer Betten, in Sibirien dagegen sah ich dies weichliche Lager nur dreimal. Beim Betreten der

Stube fällt unser Blick zunächst auf den jüngsten Sproß, falls er sich noch im Wiegenalter befindet. Er schwebt mitten in der Stube, da als Wiege ein Korb dient, welcher an einer langen, federnden und horizontal befestigten Stange angebracht ist. Ein Druck auf letztere genügt, um den Korb auf- und niederwippen zu lassen und den unruhigen Inhalt zu besänftigen. Falls man zur Nachtzeit niemanden auf der Diele liegen sieht, so wende man seinen Blick auf den Ofen. Bald zeigen sich über dem Ofenrand ein oder mehrere Köpfe, und die Unterhaltung, in welche sich ab und zu noch Stimmen mischen, deren Besitzer bis zum Morgen unsichtbar bleiben, kann beginnen, wenn man nicht vorzieht, gleichfalls zur Ruhe zu gehen. Natürlich muß man sein Lagerzeug als Reisender mit sich führen und es gleichfalls auf Diele, Bank oder Ofen ausbreiten. Das Bedürfnis nach einem Bett gewöhnt man sich sehr bald ab. Ich lernte ein europäisches Lager erst wieder in Petersburg kennen, aber — nicht schätzen. Wenn man Monate hindurch im Wagen und Schlitten oder auf sibirische Art genächtigt hat, so schläft man im Federbett oder auf der Sprungfedermatratze geradezu schlecht. Selbst in den städtischen Hotels Sibiriens ward mir dieser Luxus nicht geboten. Auch die Matratzen, die ich dort kennen lernte, waren derartig, daß man nicht verwöhnt wurde. Bettstellen ohne Inhalt trifft man öfters auch auf den Poststationen und in den Gemeindequartieren an. Menschen, die es offenbar gut mit mir meinten, hatten mich jedoch schon vor diesen Lagerstätten gewarnt. Ich habe eine solche nur einmal und dies eine Mal keine viertel Stunde lang benutzt, um sie dann wieder ihren zahlreichen, vielfüßigen Bewohnern, welche ihre Rechte mit Biß und Stich geltend machten, zu überlassen. Auch darin wird man erst durch Erfahrung gewitzigt. Man muß es lernen, sein Ruhelager auf einer sibirischen Poststation zu suchen. Am gefährlichsten ist die Umgebung des Ofens. Ferner meide man die Nähe der Wände und endlich womöglich auch die unmittelbare Berührung mit der Diele. Am ungestörtesten ruht es sich auf einer inmitten der Stube aufgestellten, pelzbedeckten Bank, wo nur die turngewandtesten und gerissensten Feinde, welche sich von der Decke herabfallen lassen, ankommen können. Die Vorsichtsmaßregeln lege ich denen, die einen Ausflug nach Sibirien machen, dringend ans Herz.

Transbaikalische Bauernfamilie beim Morgenthee.

Im allgemeinen kann ich nur empfehlen, die Poststuben überhaupt zu meiden. Der Wagen oder Schlitten ist als Nachtquartier entschieden vorzuziehen, und, wenn das Wetter zu schlecht ist, findet man im Bauernhaus ein verhältnismäßig sauberes und meistens auch freundliches Logis. Zwar ist das Inventar in der Regel spartanisch einfach, und einige Öldruckbilder bilden den einzigen künstlerischen Schmuck, aber was an letzterem fehlt, wird häufig durch Blumenzier reichlich ersetzt.

So wenig der sibirische Bauer die Schönheit des Waldes zu schätzen weiß, so sehr liebt er die Blumen. Blumenstöcke fehlen in keiner Behausung. Sie schmücken das Innere der Zimmer und die Fenster und gedeihen unter der Hand der sibirischen Bäuerin fast so schön wie in der freien Natur. Feld und Wald prangen in Sibirien in selten prächtigem Blumenflor. Es hat fast den Anschein, als habe der Sibirier das Bedürfnis, diese Zierde seines Landes, welche ja nur kurze Zeit im Jahre währt, in seine nüchterne Behausung zu bringen, um den langen, traurigen Winter zu verkürzen.

In dem traulichen Bauernheim zu Bjeregi verbrachte ich die Nacht. Am Morgen besuchte uns der Vater unseres Wirtes, ein ehrwürdiger Greis von 83 Jahren, der indessen ebenso jugendfrisch zu sein schien, wie sein Freund, der alte Dorfschreiber. Zunächst bildeten natürlich die neuesten Begebenheiten im Nachbardorf das Gesprächsthema. Dann kam meine Wenigkeit an die Reihe. Unter anderem mußte ich Rede und Antwort stehen über die Verhältnisse im Ussurigebiet. Ansiedelungsverhältnisse und Lebensmittelpreise in jenen Gegenden bekümmerten den Alten so, als ob er selbst noch dahin auswandern wollte. Auch der chinesisch-japanische Krieg und Japans Verhalten gegen Rußland interessierten ihn auf das lebhafteste. Ganz mobil aber wurde er, als ich ihm von der Jagd im fernen Osten erzählte. Er bat, meine Repetierbüchse ansehen zu dürfen, und brach, als ich ihm den Mechanismus erklärt hatte, in den Ruf aus: „Ach, da möchte man wieder jung werden, wenn solche Büchsen erfunden werden!“ Eine größere Bewunderung hat wohl das Jagdgewehr, Modell 88, selten hervorgerufen.

Gegen 9 Uhr vormittags ging die Reise weiter. Ohne nennenswerten

Aufenthalt durchfuhr ich die 100 km, welche mich von meinem Ziele trennten. Schon am folgenden Morgen hielt mein Schlitten vor dem Gemeinde-Quartier in Njertschinski-Sawod.*)

* * *

Die Bergwerke Transbaikaliens sind — ebenso wie die im Altai — persönliches Eigentum des Zaren. Sie unterstehen daher auch nicht den ordentlichen Verwaltungsbehörden, sondern besonderen, dem Ministerium des Kaiserlichen Hauses unterstellten Beamten. Das Centrum dieser Verwaltung ist Njertschinski-Sawod. Dort residiert auch der General, welchem die Leitung sämtlicher Bergwerke, Hütten, Wäschereien und der mit diesen verbundenen Strafanstalten anvertraut ist. Seine Erlaubnis mußte ich also haben, um diese staatlichen Einrichtungen zu besichtigen. Ich warf mich daher bald nach meiner Ankunft in den Frack und fuhr gegen Mittag bei Herrn General von Sünnerberg vor.

Sein Name sagte mir schon, daß ich es nicht mit einem Altrussen oder — was noch unangenehmer ist — mit einem russifizierten Deutschen, sondern mit einem Finnländer zu thun haben würde. Das berechtigte mich zu der Hoffnung, daß ich auch im Minenbezirk, wo mir keine Empfehlungen zur Seite standen, die nötigen Einlaßkarten erhalten würde. Der General nahm mich sofort auf das liebenswürdigste auf, führte die Unterhaltung, als ich ihm sagte, daß ich Reichsdeutscher sei, in deutscher Sprache und lud mich zum Mittagsmahl ein, eine Aufmerksamkeit, die ich nach den Kosaken- und Bauernmahlzeiten der letzten Wochen ganz besonders zu würdigen verstand. Beim Diner traf ich auch den Kreischef, welchen mein Gastgeber geladen hatte, um mit ihm meinen Reiseplan zu besprechen. Die Herren rieten mir, das zunächst gelegene Bergwerk Serentui, bei welchem sich auch das Hauptgefängnis Transbaikaliens befindet, zu besuchen. Noch am Abend erschienen sie in meiner Wohnung, brachten mir die nötigen Empfehlungsbriefe und erläuterten an der Hand der Karte die Verhältnisse des Minendistrikts.

*) Zu Deutsch: Hüttenwerk von Njertschinsk.

Njertschinsk-Hütte bestand aus zwei bis dreihundert Blockhäusern, die sich in einem kesselförmigen Thal gruppierten. Unter ihnen ragte wiederum nur die Kirche und das massiv gebaute Haus des Gouverneurs hervor. Erstere wurde gerade während meiner Anwesenheit eingeweiht. Der Bedeutung dieses Festes Rechnung tragend, feierte die Einwohnerschaft drei Tage hindurch. Zahlreiche Gebäude hatten Flaggenschmuck angelegt. Dieser verlieh der überaus einförmigen Ortschaft ein freundliches Gepräge. Die Bedeutung des Ortes besteht zur Zeit lediglich darin, daß er der Sitz der Hauptverwaltung ist. Die reichen Silberminen, welche die Besiedelung im Jahre 1701 veranlaßten, sind ausgebeutet oder gelten wenigstens als erschöpft. Das nächste Bergwerk Serentui ist 16 km von Njertschinsk-Hütte entfernt.

Der Weg dahin führt durch eine melancholische Gegend. Sobald wir die erste Hütte hinter uns gelassen hatten, war keine Spur menschlicher Thätigkeit zu erblicken. Wir fuhren durch ein breites Thal. Kein Baum war zu sehen so weit das Auge auch schweifte. Nur an den untersten Hängen der flachen Berge bot das Dunkel der aus dem Schnee hervorragenden Spitzen des spärlichen Strauchwerks dem Auge eine Erholung. Der mattblaue Himmel paßte ganz zu dieser farblosen Landschaft, auf der die Strahlen der Sonne an Kraft zu verlieren schienen.

Endlich tauchte zur Rechten in einem Querthale ein kleines, verlassenes Bergwerksdorf auf und, als wir die nächste Höhe erreicht hatten, wurden auch die Gefängnisgebäude von Serentui sichtbar.

Wir fuhren zunächst bei dem Chef des Gefängniswesens, Oberst Tamilin vor, der mich zwar höflich, aber sehr zurückhaltend aufnahm. Er sagte mir ganz offen, daß, seitdem der Amerikaner Kennan*) das Entgegenkommen der russischen Behörden so schlecht gelohnt habe, er und viele andere Beamte die Besichtigung der Gefangenanstalten durch Ausländer ungern sähen. Erst nach eingehender Prüfung meiner Papiere und nach verschiedenen Kreuzfragen stellte er mir den gewünschten Erlaubnisschein aus. Mit diesem begab ich mich zum Direktor des Hauptgefängnisses, in dessen Behausung

*) Georg Kennan. Sibirien. Berlin 1891.

sich gerade eine größere Anzahl von Direktoren und anderen Beamten der umliegenden Gefängnisse zu einem Imbiß nach dem Kirchgang versammelt hatten. Ich mußte natürlich erst einige Gläschen mittrinken, was mir in diesem Falle ganz angenehm war, da ich Gelegenheit fand, verschiedene Ansichten über das Gefängniswesen zu hören. Barbarische, das kann ich dem Leser versichern, traten jedoch damals ebenso wenig wie bei anderen Gelegenheiten zu Tage. Daß ein einzelner Verbrecher mit tadelnden Kraftausdrücken bedacht wurde, habe ich natürlich öfters gehört, aber über die Gesamtheit wurde das Urteil meistens in bedauernde Ausdrücke, wie „njeſtschástnyje", „bjednyje", d. h. Unglückliche, arme Schlucker, zusammengefaßt.

Die populäre Litteratur über das sibirische Sträflingssystem ist reich an Erzählungen von unglaublich grausamer Behandlung der Verbannten. Manches traurige Vorkommnis dieser Art ist nicht wegzuleugnen und wird auch von den russischen Verteidigern des Verbannungssystems nicht bestritten. Verrohte Subjekte unter den Aufsehern giebt es eben überall, und bei der schrankenlosen Gewalt des Beamten im weltfernen Sibirien konnte sich die Brutalität frei und häufig auch ungestraft äußern. Wer aber den russischen Volkscharakter kennt, wird den größten Teil jener Erzählungen von vornherein in das Reich der Fabeln verweisen.

Nur der Kosak findet Freude an Gewaltthätigkeiten, ein Charakterzug, der aus der Entwickelung dieses Räubervolkes leicht zu erklären ist. Der sonstige Russe dagegen ist weichherzig. Gänzlich verkennen aber würde man seine Natur, wenn man ihn systematischer, lang andauernder Härte gegen Sträflinge für fähig hielte. Davor schützt ihn und seine Untergebenen schon seine Indolenz und sein Mangel an Ausdauer. Rußland ist überreich an polizeilichen und Verwaltungsvorschriften. Nirgends werden dieselben laxer gehandhabt.

Oft sprach ich mit ehemaligen Sträflingen über ihre Erlebnisse in der Gefangenschaft, nie aber habe ich sie über rohe Behandlung klagen hören. Selbst in der vielberüchtigten Karà, deren Verhältnisse Kennan*)

*) A. a. O. S. 315 fg.

in so schwarzen Farben geschildert hat, sind Unmenschlichkeiten nicht vorgekommen.

Als ich Tranbaikalien besuchte, waren die Kará-Gefängnisse kurz vorher aufgelöst worden, da bei dem Goldwaschbetrieb mit Sträflingen nichts herauskam. Diese hatte man nach den Zuchthäusern im Innern Transbaikaliens geschickt, deren es damals elf gab. Die Zahl sämtlicher Sträflinge in Transbaikalien aber wurde mir auf rund 8000 angegeben. Im Hauptgefängnis zu Serentui befanden sich am Tage meines Besuches 1501 interniert. Dies war um ein Drittel zu viel, da der umfangreiche Bau nur auf 1000 berechnet war.

Ich besichtigte ihn eingehend in Begleitung mehrerer Beamten und war von der inneren Einrichtung der Anstalt ebenso angenehm überrascht, wie von ihrem äußeren Aussehen. Das Hauptgebäude, ein weißgetünchter Ziegelbau, wäre ebensogut in Westeuropa am Platze gewesen. Helle, große Räume dienten zum Aufenthalt der Gefangenen, welche sauber gekleidet waren und durchweg einen gesunden Eindruck machten. Reinlich wie die Wohn- und Arbeitsräume waren auch alle Nebengelasse gehalten. Besonders gereichten Badestube und Küche durch ihre gute Einrichtung der Gefängnisverwaltung zur Ehre.*) Sehr hübsch war die von einem wegen Wechselfälschung verurteilten Kunstmaler mit Fresken verzierte Kapelle, in welcher an Festtagen ein aus Sträflingen zusammengesetzter Chor unter Leitung eines ehemaligen Lehrers seine Gesänge erschallen ließ.

Die Gefangenen nahmen gerade ihr Mittagsmahl zu sich, sodaß ich Gelegenheit hatte, mich abermals davon zu überzeugen, daß die Kost nicht nur reichlich bemessen, sondern auch schmackhaft zubereitet wurde. Vorbereitet auf meinen Besuch aber war man offenbar nicht. General von Sünnerberg hatte mir schon gesagt, daß er niemanden von meiner Ankunft benachrichtigen werde. Aus dem Empfang beim Obersten Tamílin wie aus einzelnen kleinen Unordnungen, die ich bei der Besichtigung gewahr wurde, mußte ich schließen, daß mein Besuch in der That unerwartet kam.

*) Die von Kennan vielbesprochenen Exkrementen-Kübel (Parascha) sah ich nur in Etappengefängnissen. Sonst fand ich überall Aborte von einer Reinlichkeit, wie auf keiner Poststation, wie in wenigen sibirischen Privathäusern und in sehr wenigen Hotels.

In einem Nebenhause befand sich das Lazarett, dessen Einrichtung gleichfalls nichts zu wünschen übrig ließ. Es war sehr schwach besetzt, und bei der Einsicht in die Krankenlisten überzeugte ich mich davon, daß der Gesundheitszustand in der Anstalt seit langer Zeit ein guter war. Im Krankenhause hatten alle Insassen Bettstellen, während im Gefängnisse viele Sträflinge infolge der Überfüllung ihre Matratzen auf der Diele ausbreiten mußten. Die letzteren schliefen also noch immer besser als die freien Sibirier.

Überhaupt muß ich selbst auf die Gefahr hin, für unhuman gehalten zu werden, sagen, daß es den meisten Verbrechern in Serentui besser ging, als sie es verdienten, und als sie es in der Freiheit gewohnt waren. Besonders auf letztere Thatsache möchte ich die Aufmerksamkeit des verehrten Lesers lenken, weil sie mir für die Beurteilung nicht nur des Gefängniswesens, sondern auch sonstiger Verhältnisse in Sibirien bedeutungsvoll erscheint. So manche abfällige Kritik sibirischer und russischer Zustände ist lediglich daraus hervorgegangen, daß die Beobachter einen falschen Maßstab anlegten. Als ich mich bemühte, die Zustände und die Lebensanschauungen des russischen Volkes kennen und verstehen zu lernen, mußte ich bald einsehen, daß die russische Welt doch eine von der europäischen grundverschiedene ist. Ob sie in jeder Hinsicht eine schlechtere ist, wie viele Reisende von ihrem erhabenen Standpunkt erklären, ob insbesondere die westliche Moral eine so viel glänzendere ist, das erschien mir oft sehr zweifelhaft. Keinesfalls aber kann ich mich dazu entschließen, die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Rußlaud und besonders in Sibirien so zu beurteilen wie die westeuropäischer Staaten. Nicht mit viel weniger Recht könnte man die chinesischen Gesetze an der Hand des neuen deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs kritisieren.

Gar mancher hat sich darin gefallen, die russische Regierung als eine tyrannisch-grausame und jedem Fortschritt abgeneigte hinzustellen. Ein solches Urteil beruht meines Erachtens auf einer recht oberflächlichen Kenntnis der russischen Rechtsgeschichte und der heutigen Zustände. Trifft es doch selbst für das so übel beleumundete russische Strafsystem nicht mehr zu. Zwar wäre es fehlerhaft zu verkennen, daß noch vieles im argen liegt —

und ich komme sogleich auf einige der schwersten Mißstände zu sprechen — aber ebenso fehlerhaft und ungerecht wäre es, wollte man nicht das lobend anerkennen, was zur Verbesserung der Übelstände geschehen ist. Mit Vorliebe hat man auf sibirische Verhältnisse das Sprichwort: „Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit", angewendet. Daß diese Ansicht heutzutage mehr und mehr an Berechtigung verliert, davon kann sich jeder, der Sibirien

Hauptgefängnis Serentui.

bereist, überzeugen. Besonders legen auch die Schöpfungen Tamilins im Njertschinsker Minenbezirk das beste Zeugnis für den guten Willen und das Können der russischen Regierung und ihrer Vertreter ab. Die Gefängnisse entsprechen in humaner Beziehung allen berechtigten Anforderungen. Ob sie dagegen den Straf- und Besserungszweck nach dem Stande der modernen Gefängniswissenschaft erfüllen, erscheint mir fraglich. Einzelhaft gab es auch in Serentui zur Zeit meiner Anwesenheit nicht, und die Beschäftigung der Sträflinge war mangelhaft. Nur gegen 150 fanden in den Silberbergwerken und einige hundert in den zwar vortrefflich eingerichteten, aber zu kleinen Handwerksstätten Verwendung, ein Teil endlich wurde —

ähnlich wie auf Sachalin — mit Außenarbeit beschäftigt, ein großer Teil jedoch büßte seine Strafe unthätig ab.

Ein wunder Punkt noch ist auch in Serentui die Behandlung des „freien Kommandos", d. h. der außerhalb der Gefängnismauern lebenden Verbannten und ihrer Familien, wenngleich auch der Anfang zur Heilung dieser Übel gemacht wurde. Unweit von den Gefängnisgebäuden befand sich ein geräumiges Blockhaus, welches als Erziehungsanstalt für die Kinder der Gefangenen diente. Einige zwanzig Knaben und Mädchen waren schon darin untergebracht. Die Schulstube und die Lehrmaterialien hätten das Auge eines jeden Pädagogen erfreut. Für nützliche Beschäftigung während der Freistunden aber war durch eine kleine Handwerksstätte gesorgt.

Damit aber erfolgte erst ein sehr kleiner Schritt auf dem Wege zur Besserung. Die Eltern der Kinder lebten auch zur Zeit meiner Anwesenheit noch in menschenunwürdigen Verhältnissen. Sie vegetierten geradezu in halbtierischer Lebensweise dahin.

Als ich das Gefängnisgebäude verließ und nach dem Bergwerk fuhr, fiel mein Auge ganz zufällig auf eine Reihe merkwürdiger zwerghafter Bauten, welche sich etwa 1 km abseits vom Wege erhoben. „Eto wólnaja kommanda", d. i. das freie Kommando, erwiderte mein Kutscher auf meine Frage nach dem Zweck dieser Erdhütten. Er schien mich für etwas sonderbar zu halten, als ich ihm erklärte, auch das freie Kommando besuchen zu wollen.

Da fand ich zum ersten Male etwas, was mir die Schilderungen eines Kennan lebhaft ins Gedächtnis rief. Elendere menschliche Behausungen habe ich unter civilisierten Menschen nie gesehen. Lieber würde ich in den Zelten der Tungusen hausen, wie in jenen elenden, aus Strauchwerk und Lehm zusammengefügten Hütten der Verbannten. Ihre freien und halbfreien Bewohner machten den verkommensten Eindruck. Ich erhielt auf meine Fragen nach ihrem Leben nur karge und mürrische Antworten. Sie begriffen offenbar nicht, wie ein gut und warm gekleideter Mensch dazu käme, sich um ihr elendes Dasein zu kümmern. Und ich verstand nur zu wohl, daß der lebens- und willenskräftigste Mensch nach mehrjährigem, unthätigem Hinsiechen in den engen Räumen, die ein erwachsener Mann nicht aufrecht

betreten kann, und in der trostlosen Umgebung für sein ganzes Leben gebrochen werden muß.

Hoffentlich verschwinden solche Ansiedelungen ebenso wie die früheren menschenunwürdigen Gefängnisse bald vom Boden Sibiriens!

Im Vergleich zu diesen Erdhütten kamen mir die überaus schlechten Bauernhäuser in dem zum Bergwerk Serentui gehörigen Bauerndorf beinahe wie Paläste vor. Allerdings war auch dort nur die Behausung des Ingenieurs, bei welchem ich abstieg, um unter seiner Führung das Bergwerk zu besichtigen, wohnlich zu nennen.

Was ich in dem Bergwerk zu sehen bekam, setzte mich nicht weiter in Erstaunen, da ich von sibirischer Industrie genügend kannte, um gerade keine hochgespannten Erwartungen zu hegen. In primitiverer Art wurde bei uns das Erz nicht einmal vor hundert Jahren zu Tage gefördert. Wir fuhren in den Romanoff-Schacht ein, d. h. wir kletterten auf senkrechten Leitern, deren Sprossen hier und da fehlten, in die Tiefe. Im Sommer müssen die Wände von Feuchtigkeit triefen, da beim spärlichen Scheine unserer Talglichte Eiskrystalle überall sichtbar wurden. Etwa eine halbe Stunde krochen wir in den niedrigen Stollen herum und kamen schließlich bei einer Tiefe von 60 m auf Eis, da der unterste Schacht unter Wasser stand. Die Luft schien mir nirgends schlecht zu sein, und der Ingenieur bestätigte meine Vermutung, daß schädliche Gase ganz fehlten. Eine Maschine erblickte ich nirgends. Die gesamte Arbeit ruhte in den Händen der Sträflinge.

Einige Wochen später hatte ich Gelegenheit, mit einem politischen Verbannten, welcher mehrere Jahre in den Bergwerken gearbeitet hatte, zu sprechen. Er war der Ansicht, daß diese Beschäftigung nicht bedeutend schwerer und anstrengender sei als sonstige Außenarbeiten der Gefangenen und widersprach der grauenhaften Schilderungen, welche mehrfach über die Thätigkeit in den „Bleibergwerken" von Nertschinsk veröffentlicht worden sind. In der That leiden unter den Mängeln des Betriebes weniger die Arbeiter als die Erträge des Bergwerks — deren es seit Jahren keine giebt. Häufig ist von den Reichtümern gesprochen und geschrieben worden, welche der Zar mit dem Schweiß und dem Blut der Sträflinge erworben habe. Wer den Betrieb der Kabinetswerke gesehen hat, wird jene Behaup-

tungen nur mit ungläubigem Lächeln aufnehmen. Allein die Goldwäschereien lieferten einige Einkünfte. Silber- und Bleiminen ebenso wie die Eisenwerke haben vielfach Zubuße erfordert und sehr selten Überschüsse gebracht. Zur Zeit befinden sich, wie mir einer der besten Kenner dieser Verhältnisse versicherte, die Silberbergwerke überhaupt nur noch im Betrieb, um einen Teil der Sträflinge beschäftigen zu können. Mit der Fertigstellung der sibirischen Bahn erst erhofft man ein Aufblühen der Bergwerksindustrie.

Erdhütten des „freien Kommandos" beim Minengefängnis Serentui.

Dann aber wird die Verwaltung wohl auch dort dazu schreiten, die Sträflingsarbeit überhaupt abzuschaffen und freie Arbeiter zu verwenden.

Im Interesse einer rationellen Ausbeutung der Mineralreichtümer Transbaikaliens hätte es schon längst gelegen, den Bergwerksbetrieb ganz ruhen zu lassen. Es bedarf keiner Erörterung, daß infolge der Mangelhaftigkeit des Abbaues und der Schmelzvorrichtungen ein großer Teil des Edelmetalles überhaupt nicht zu Tage gefördert oder aber mit dem Blei und dem toten Gestein weggeworfen wird. Das Blei findet gar keine Verwendung. Kommt es doch aus Europa oder Amerika nach Transbaikalien.*) Unweit von den Bleibergwerken kostete ein Kilogramm Blei

*) In Serentui soll das Pud Gestein 20—24 Solotnik Silber enthalten.

mindestens 1 Mark. Ein hoher, russischer Beamter äußerte zu mir scherzend: „Falls mir eine Krondotation angeboten und die Wahl des Gegenstandes frei gelassen werden sollte, würde ich ein ausgebeutetes sibirisches Bergwerk oder die Halden der Hütte Kutamára erbitten."

Ebensowenig Nutzen wie in den Bergwerken bringen die gemeinen Verbrecher auch sonst in Sibirien. Die Vorteile der Verbannung bestehen lediglich in der Phantasie der Theoretiker.

Es ist wiederum das Verdienst des russischen Forschers Jádrinzeff, die Ansicht von den Segnungen der „Verschickung nach Sibirien" zum ersten Male eingehend und überzeugend widerlegt zu haben. Wer sich für diese Frage näher interessiert, findet in den Schriften jenes Gelehrten ein reiches Material. Hier will ich nur auf einige Punkte, die auch mir bei der Bereisung Sibiriens besonders aufgefallen sind, näher eingehen.

Die erste große Leidenskette hat der Verbannte auf dem Wege in die Verbannung zu erdulden. Die physischen Anstrengungen und die geistigen Qualen auf dem Marsche von Etappe zu Etappe stellen an sich eine Strafe dar, wie sie der ärgste gemeine Verbrecher kaum verdient. Selbst für den, welcher Sibirien als freier Mann und mit den nötigen Geldmitteln und amtlichen Empfehlungen ausgerüstet durchreist, giebt es eine ununterbrochene Reihe von Anstrengungen zu überstehen. Und doch kann er sich seine Reisegefährten aussuchen, bequeme Wagen und Schlitten nehmen, seine Kleidung der wechselnden Temperatur anpassen und sich von Zeit zu Zeit in einigermaßen wohnlichen Quartieren erholen. Gleich einer Viehherde werden die Verbannten bis zu ihrem Bestimmungsort getrieben oder gefahren. Die grauenhaften Schilderungen, welche Kennan von diesem Transport entworfen hat, sind keineswegs übertrieben. Die Regierung hat zwar auch in dieser Beziehung in den letzten Jahren manches zu bessern gesucht. Ich sah eine ganze Reihe neuer Etappengefängnisse und fand, daß alle in sauberem Zustande gehalten waren, solange keine Verbannten darin Quartier genommen hatten. Was aber nützen alle diese und ähnliche Maßregeln? Es ist der Kosten halber schon ganz unmöglich, räumlich genügende Gefängnisse alle dreißig Kilometer am Wege zu errichten. Es ist ebenso unmöglich, auf Sauberkeit in Räumen zu halten, welche zur Aufnahme einer

Masse von Menschen dienen, die mit dem Schmutz vieler Wochen bedeckt sind und sich totmüde auf die Pritschen und die Diele werfen, sobald sie ihr Tagesziel erreichen. Über die traurige und unglaubliche sittliche Verkommenheit unter diesen Sträflingsherden aber will ich lieber schweigen. Die Erzählungen, welche ich von Beamten und Verbannten hierüber vernahm, lassen sich nicht wiedergeben.*) Es dürfte nicht zu viel gesagt sein, wenn behauptet wird, daß die Mehrzahl der Deportierten zur tiefsten Stufe der Unsittlichkeit herabsanken, bevor sie das östliche Sibirien erreichten. Die Gefangenschaft aber erscheint nicht gerade dazu angethan, die Schäden eines solchen Transports wieder gut zu machen.

Jädrinzeff berechnet die Zahl aller in den Jahren 1823 bis 1888 nach Sibirien Verbannten auf 781 901 Menschen. In früheren Zeiten war die Verbannung verhältnismäßig unbedeutend. Sie wurde zwar schon im 17. Jahrhundert als Strafmittel angewendet, erreichte jedoch erst im Anfang dieses Jahrhunderts einen bedeutenden Umfang. Jedenfalls können wir annehmen, daß im Laufe der Zeit eine Million Menschen unfreiwillig nach Asien wanderte. Da Sibirien aber zur Zeit nicht viel mehr als $4^1/_2$ Millionen Einwohner arischer Abstammung zählt, so erscheint bei oberflächlicher Berechnung der Schluß nicht unbegründet, daß der größere Teil dieser Einwohnerschaft aus Verbannten oder deren Nachkommen besteht.

Anderer Meinung indessen wird man schon bei einer Betrachtung der physischen und moralischen Kräfte des Kolonisationsmaterials, welches die Verbannten abgeben. Berücksichtigt man ferner, daß die Mehrzahl derselben beim Eintritt in Sibirien bereits die besten Lebensjahre überschritten hat, und daß nicht mehr als ein Sechstel davon dem weiblichen Geschlecht angehört, so muß man zugeben, daß die Wahrscheinlichkeit starker Vermehrung eine sehr geringe ist. Nun ist allerdings die Zahl der in die Zuchthäuser wandernden Verbannten verhältnismäßig gering. So berechnet Jädrinzeff, daß von den in den Jahren 1867—1876 nach Sibirien gekommenen 151 584 Verschickten nur 18 582 zur Zwangsarbeit, 51 765 aber zur sofortigen An-

*) Der Bau der sibirischen Bahn bedeutet natürlich auch im Hinblick auf den Transport der Gefangenen einen ungeheuren Kulturfortschritt. Weite Wege aber müssen auch dann noch zu Fuß zurückgelegt werden.

siedelung bezw. zum Aufenthalt gerichtlich verurteilt, und 81 237 zu gleichem Zweck im Verwaltungswege verbannt waren. Die Mehrzahl der letzteren beiden Kategorieen bestand und besteht aus Landstreichern oder sonstigem arbeitsscheuen Gesindel, welche selbst unter den günstigsten Lebensbedingungen das Wanderleben dem des seßhaften Bauern oder Handwerkers vorziehen. Sie ergreifen natürlich bei der ersten besten Gelegenheit die Flucht und treiben sich im Verein mit entlassenen und entlaufenen Gefangenen in der Wildnis und auf den Landstraßen herum.

Der „Brodjág" ist, wie gesagt, eine typische Figur des heutigen Sibiriens. Als Bettler treffen wir ihn überall in den Dörfern wie auf den Wegen. Wenn wir nachts durch die Wildnis fahren, sehen wir hier und da ein Feuer aufflammen, um welches die struppigen Gestalten der Heimatlosen hocken und lagern. Man sollte glauben, daß die Verkehrssicherheit durch diese nach Tausenden zählenden Masse von Vagabunden beträchtlich leidet. Mit nichten. Die Post wurde von ihnen äußerst selten angefallen. Der Brodjág ist durchschnittlich ein gutmütiger Kerl, den nur die äußerste Not zu Gewaltthätigkeiten treibt. Giebt man ihm auf seine Bitten einige Kupfergeldstücke, so dankt er höflich und leistet uns auch einen kleinen Dienst. Ein General-Gouverneur blieb einst mit seinem Gefährt in dem schlammigen Wege stecken. Alle Mühen, dasselbe herauszuziehen waren vergeblich. Da erschienen Landstreicher als Retter in der Not und halfen seiner hohen Excellenz aus der Patsche. Der höchste Polizeibeamte soll ihnen verbindlichst gedankt und sie reichlich belohnt haben.

Ich weiß nicht, ob es dieser Anlaß gewesen ist, der zu dem Erlaß an die Polizeibehörden führte, die Verfolgung der Landstreicher möglichst einzuschränken. Jedenfalls erging eine solche Verfügung, und sie muß als höchst verständig bezeichnet werden. An Insassen hat es den sibirischen Gefängnissen nie gefehlt, und selbst, wenn, wie es thatsächlich vorkam, von 100 Sträflingen der Saline in Irkútsk 90 in einem Jahr entflohen, so war ein Ersatz unschwer zu erhalten. Die Staatskasse spart, wenn sie die Gefangenen los wird, — falls die Beamten den Entlaufenen nicht weiter in den Listen führen. Bezeichnend für die Auffassung von dem Entweichen von Sträflingen ist die Anekdote, nach welcher ein Aufseher bei der Aufnahme

neuer Gefangener vor der Verteilung der Kleidungsstücke stets gesagt haben soll: „Wer fortlaufen will, mag sich packen, nur wer hier bleiben will, erhält Kleider."

Rätselhaft beinahe ist es, wie dieses Landstreicherheer sein Dasein fristet. Im Winter liegen sie den Bauern ganz zur Last, welche ihnen aus Furcht vor Brandstiftung die notdürftige Nahrung und Obdach gewähren. Gewöhnlich muß die Badekammer als Asyl dienen. Nicht mit Unrecht hat man gesagt, daß die sibirischen Kolonieen stets von einem Heere von Verbannten belagert würden, deren Ansturm sie nur mit hohem Tribut abwehren könnten. Freilich trifft den sibirischen Bauer auch eine gewisse Schuld an der stetigen Vermehrung der Heimatlosen. Er erschwert jedem, den die Regierung in sein Dorf schickt, die Ansiedelung bis zur Unmöglichkeit. Ja, es soll nicht selten vorkommen, daß die Bauern dem Ankömmling eine Abfindungssumme zahlen, um ihn gleich wieder los zu werden. Wie die Verhältnisse liegen, ist es nur demjenigen Verbannten möglich, festen Fuß in Sibirien zu fassen, welcher seine Familie und einige Hundert Rubel mitbringt. Höchstens der einzelne Handwerker findet seinen notdürftigen Unterhalt, alle übrigen — und das sind drei Viertel der Gesamtzahl — werden zu Wanderern in der Wildnis, in welcher sie früher oder später elend zu Grunde gehen.

Das ist wahrlich ein düsteres Bild, aber es entspricht leider der Wirklichkeit.

Sibirien hatte bisher nur schweren Schaden und Rußland geringen oder gar keinen Nutzen von der Verbannung der gemeinen Verbrecher und Landstreicher gehabt. Selbst die Behauptung, daß das Heimatland aus der Verbannung ein Vorteil ziehe, weil es dadurch von schlechten Elementen und somit von dem Ansteckungsstoff der Verbrechen gesäubert werde, ist nicht erwiesen. Was die Zahl der Verbrechen betrifft, so steht Rußland auf keinem besseren Standpunkte wie andere europäische Länder, welche die Verbannung nicht kennen. Der Einfluß entlassener Verbrecher, welche eine schwere Haftstrafe verbüßten und darnach unter Kontrole gehalten werden, auf die intakten Glieder der menschlichen Gesellschaft wird gewöhnlich überschätzt. Nicht die Person des Verbrechers macht Schule, sondern das Verbrechen als solches

reizt zur Nachahmung. Die genauen Zeitungsberichte über Strafgerichtsverhandlungen und die Schilderungen populärer Schauerromane wirken weit anreizender auf die menschliche Phantasie als der Kontakt mit dem entlassenen Verbrecher, von dem die meisten ängstlich zurückschrecken. Der Verbrecher in wohlorganisierten Staaten sucht im allgemeinen seines gleichen zur Gesellschaft auf. Er verschwindet unter der großen Masse der intakten Bevölkerung. Der moralische Schaden, welchen er da anrichtet, ist gering im Vergleich zu dem, den er dort verursacht, wo er in großer Anzahl und ohne jede Überwachung den unbescholtenen Gliedern der Gesellschaft aufgedrängt wird. Der Einfluß des Verbrechertums in Sibirien ist denn auch der denkbar ungünstigste auf die gesamte Bevölkerung gewesen. Ja, es läßt sich unschwer nachweisen, daß das sittliche Niveau in Sibirien im Verhältnis zur Zahl der Verbrecher steigt oder sinkt. In der Nähe der Städte und der Poststraßen, wo sich die meisten Landstreicher aufhalten, findet man unter der Bevölkerung eine geradezu erschreckende Gleichgültigkeit gegenüber den schwersten Verbrechen. Die Aufregung über Raub und Mord oder gleichwertige Schandthaten ist gering. In der Nähe von Tomsk erkundigte ich mich mehrfach nach der Sicherheit für die Reisenden. „Nun ja", hieß es, „die Brüderchen (d. h. die Landstreicher) haben vor einiger Zeit ein bischen geraubt, aber die Herren Postreisenden lassen sie gewöhnlich zufrieden." Oder: „Ach ja, die Brodjaschki waren neulich übermütig, (d. h. sengten, raubten, mordeten), aber die unsrigen (nämlich die Bauern) haben es ihnen gründlich heimgezahlt." Mit dem Heimzahlen nimmt es der sibirische Bauer allerdings sehr ernst. Wehe dem Landstreicher, der bei einer Gewaltthätigkeit gefaßt wird. Dann spricht nur Richter Lynch das Urteil. Die Zahl der Verbannten, welche gleich wilden Tieren von der Kugel des Ansiedlers niedergestreckt werden, ist alljährlich nicht gering. Der Bauer ist gezwungen, Selbsthülfe zu üben. Wenn er dabei das Maß überschreitet, so ist dies erklärlich, wenn nicht gar entschuldbar. In der Einsamkeit der Wildnis kommen die Gefühle zum Ausbruch, welche der Ansiedler in seinem Heim zurückdrängen muß. Er sieht den Verbannten als einen Menschen zweiter Klasse an. Er haßt ihn, weil er seine Existenz erschwert. Denn abgesehen von dem Almosentribut, den er jahraus jahrein leisten muß, bringt ihm das Sträflingswesen noch

manche schwere Last. Die Gemeinden sind verpflichtet, für den Transport der Verbannten sowie für die Unterhaltung der Gefängnisse und die Verpflegung der Gefangenen innerhalb der Ortschaften zu sorgen. Häufig aber werden die Ansiedler genötigt, die Verbannten mit Land und Saatgetreide zu versehen oder sie als Arbeiter in Dienst zu nehmen. Der Staat wälzt den größten Teil der Kosten des Verbannungssystems auf die Schultern der sibirischen Bürger und Bauern ab.

Trotzdem sind die Ausgaben der Staatskasse allein für den Transport der Verbannten noch ungeheuer. Jädrinzeff*) berechnet diese auf mindestens 300 Rubel für den Kopf und weist darauf hin, daß der Unterhalt eines Strafgefangenen im europäischen Rußland im Jahresdurchschnitt 74 Rubel zu stehen kommt. Da im Laufe eines jeden der letzten Jahre etwa 20 000 Verbannte nach Sibirien wanderten, so gab der Staat allein 6 Millionen Rubel alljährlich aus, um diese nach ihrem Bestimmungsort zu schaffen! Das alles aber sind Nachteile des Verbannungswesens, welche sich selbst bei einer mustergültigen Organisation nur zum geringsten Teile beseitigen lassen. Wenn daher in neuerer Zeit auch bei uns Stimmen laut geworden sind, welche an Stelle der Zuchthausstrafe die Verbannung in unsere Kolonieen setzen wollen, so kann demgegenüber nicht genug zur Vorsicht gemahnt werden. Der Nutzen der Sträflingsarbeit für die Kolonisation wird immer gering bleiben, der Schaden, den der Entlassene anrichtet, wird unter den Einwohnern unserer Schutzgebiete nicht geringer sein, als er in Sibirien ist, der Strafzweck wird im Zuchthaus besser erreicht als in der bestgeleiteten Strafkolonie, und die Kosten der Gefangenanstalten in Deutschland bleiben unter allen Umständen hinter denen des Verbannungssystems zurück.

Der Leser wird sich vielleicht wundern, daß ich, obwohl ich ihm schon eine ganze Zeit unter Sträflingen herumführe, noch nicht von „politischen" Gefangenen gesprochen habe. Das aber liegt einfach daran, daß es deren in den transbaikalischen Gefängnissen zur Zeit meiner Anwesenheit verschwindend wenig gab. Zwei Jahre vorher waren die Karagefängnisse, in denen sich zeitweise bis zu 70 politische Verbrecher befanden, wie erwähnt, aufgehoben,

*) Jädrinzeff a. a. O. S. 289 fg.

und die letzteren auf verschiedene Strafanstalten verteilt worden. Ihre Anzahl war im Jahre 1895 auf 15 zusammengeschmolzen, da die Regierung mit dem Verschicken der Nihilisten nach Transbaikalien aufgehört hatte und diese entweder auf administrativem Wege zu den Jakuten sandte oder in europäischen Gefängnissen internierte.

In der Strafanstalt zu Serentui sah ich einen Nihilisten, welcher mit Tischlerarbeit beschäftigt wurde. Das Dorf Serentui aber war zwei politischen Verbannten, einem ehemaligen Studenten und der in der neueren Verbannungsgeschichte berüchtigten Kowalskaja*) als Aufenthaltsort angewiesen worden. Vierzehn Nihilisten arbeiteten in dem Minengefängnis Akatui. Ihr Los war ein viel schwereres als das ihrer Gesinnungsgenossen ehemals in der Karà, denn während die politischen Sträflinge in den Karàgefängnissen ohne Arbeitszwang gemeinsam in Haft gehalten wurden und manche Erleichterung genossen hatten, verteilte man die vierzehn in Akatui unter die gemeinen Verbrecher und behandelte sie gleich diesen.

Ich hatte weiterhin oft Gelegenheit, mit verbannten Nihilisten zusammenzukommen und den Erzählungen ihrer Lebens- und Leidensgeschichten zu lauschen. Zweierlei ist mir dabei verständlich geworden: erstens, daß die Leute triftigen Grund haben, sich zum mindesten über die Strafvollstreckung zu beklagen, zweitens aber, daß der russische Staat alle Ursache hat, sie unschädlich zu machen. Man hat die nach Sibirien verbannten Nihilisten vielfach als recht unschuldige, harmlose Menschen zu schildern versucht. Besonders der Amerikaner Kennan hat ihnen ja nicht ohne Erfolg die Märtyrerkrone aufs Haupt gesetzt, indem er sie als Vorkämpfer der Freiheit und als Vertreter einer gerechten Sache hinstellte. Diese Verkennung der Verhältnisse, diese Einseitigkeit der Auffassung kann ich mir wiederum nur dadurch erklären, daß russische Zustände mit amerikanischem Maß gemessen wurden. Trotzdem bleibt mir noch fraglich, ob nicht recht viele Vollblutamerikaner die Nihilisten ganz anders beurteilen würden, als es Kennan that. Denn selbst, wenn man annimmt, daß manche ihrer politischen Wünsche berechtigt sind, so wird man doch nie aus dem Auge

*) Sie war es, welche durch ihr ungebührliches Benehmen gegen den General-Gouverneur in der Karà strengere Maßregeln gegen ihre Mitsträflinge heraufbeschwor.

verlieren dürfen, daß es sich um Menschen handelt, welche den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staatsordnung predigen und in Scene setzen. Soll aber der Staat den schonen, welcher sich, um seine Ideale zu verwirklichen, gegen die Gesetze vergeht? Das ideale Motiv eines Verbrechens kann den Richter zur Strafmilderung bestimmen, kann unter Umständen die Verhängung entehrender Strafen hindern, darf aber doch nie zur Freisprechung führen. Für den, welcher die Rechtsordnung und die Verfassung des Heimatslandes negiert und mit Gewalt zu stürzen sucht, ist m. E. keine Strafe gerechter als die der Verbannung.

Eine andere Frage ist die, ob die Urteilsfällung und der Strafvollzug gegen die Nihilisten einwandsfrei waren und es sind. Mit Bezug hierauf sagte mir ein ehemaliger politischer Zwangsarbeiter: „Hätte Kennan nicht übertrieben und die Verhältnisse nur so geschildert wie sie sind, so hätte er uns mehr genützt.“ Es dürfte bekannt sein, daß die Verbannung ebenso wohl durch gerichtliches Urteil wie auf Anordnung der obersten Verwaltungsbehörden erfolgt. Die letzteren Fälle scheinen noch in neuerer Zeit die zahlreicheren zu sein. Wenn nun auch diese „Verschickung im administrativem Wege“ nicht so willkürlich ist, wie dies gewöhnlich angenommen wird, da sie erst nach eingehendem Ermittelungsverfahren auf ein Dekret der Minister des Innern und der Justiz erfolgt, so ist es doch natürlich, daß ein derartiges geheimes Verfahren leicht den Schein der Willkür erweckt. Hier könnte Besserung geschaffen werden, ohne daß das Staatswohl litte. Der Wunsch nach einer Gewährleistung der persönlichen Freiheit und nach einer Rechtskontrole der Polizeibehörden erscheint gerade in Rußland, wo man den Richtern in dem Maße vertraut, wie man der Polizei mißtraut, verständlich, um nicht zu sagen gerechtfertigt. Schlimmer als die Urteilsfällung aber ist jedenfalls der Strafvollzug. Sind schon die Qualen des Transports des gemeinen, meist ungebildeten Verbrechers unerträglich, wie viel größer müssen da die seelischen Leiden des feiner fühlenden politischen Verbannten sein. Und welche Wege haben gerade viele der letzteren zurückzulegen! Die, welche nach Transbaikalien wanderten, waren schon übel genug daran. Was bedeuteten aber ihre Leiden im Vergleich zu den Qualen, welche ihre zu den Jakuten verbannten Gesinnungsgenossen erdulden mußten! Ich lernte

verschiedene Männer und Frauen kennen, die lange Jahre ihres Lebens am Kältepol in Wjerchojansk verbrachten. Die Qualen der Unglücklichen sind derartige, daß ich diese Verbannung ohne Bedenken den mittelalterlichen, barbarischen Strafen gleichstelle. Rätselhaft aber ist mir der Zweck derselben. Hofft man etwa den politischen Verbannten durch solche Behandlung eine versöhnlichere Gesinnung gegen die Regierung beizubringen? Es bedarf wohl keiner Unterredung mit Nihilisten, um zu begreifen, daß selbst die milder Gesinnten aus Jakutsk als die erbittertsten Feinde des russischen Staatswesens zurückkehren. Unschädlich werden die Vertreter des Umsturzes schon in weniger entlegenen Teilen Russisch-Asiens, wo ihre intellektuellen Kräfte gleichzeitig der menschlichen Gesellschaft dienstbar gemacht werden können. Ihren Widerstand gegen die Staatsordnung aber haben selbst die härtesten Strafen nicht zu brechen vermocht. Das that nur die Zeit. Die geistige Widerstandsfähigkeit der politischen Verbannten erscheint geradezu wunderbar. Man müßte glauben, daß gebildete Menschen, die ohne geistige Anregung die langen Polarnächte in engen Erdhütten verbringen und häufig nur auf die Gesellschaft der Mitglieder eines uncivilisierten Volkes angewiesen sind, nach kurzer Zeit den Verstand verlieren. Und doch sah ich gerade solche Nihilisten, die nach ihrer Rückkehr in das südliche Sibirien nützliche Glieder der Gesellschaft geworden waren und mehr geistige Interessen pflegten als recht viele sibirische Beamte und Kaufleute. Ich muß gestehen, daß ich aufrichtige Hochachtung vor diesen Menschen empfand. Nur Fanatiker sind solcher Widerstandskraft fähig.

„Wenn man für Ideale leidet, so erträgt man alle Leiden leicht." Diese Worte eines alten Verbannten waren keine bloße Redensart. Als er zu mir von seinen politischen Idealen sprach, leuchteten seine Augen und sein sonst so ruhiges gemessenes Wesen schien mir gänzlich verändert. Er hatte nach seiner Entlassung aus der Haft eine Schlosserwerkstatt gegründet und sie durch Fleiß und Geschicklichkeit in wenigen Jahren so vergrößert, daß sie auch in jeder europäischen Großstadt für sehenswert gelten könnte. Ich traute meinen Augen kaum, als er mir die besten amerikanischen Maschinen und unter seinen gewerblichen Erzeugnissen neben groben Schlosserarbeiten die feinsten mechanischen Instrumente zeigte. Er legte mir eine

Reihe der neuesten deutschen und französischen Werke über sein Fach nebst deren schriftlichen Übersetzungen ins Russische vor. Letztere stammten von seiner Frau, die er in der Gefangenschaft kennen lernte und nach Wiedererlangung der Freiheit heiratete.

Dieser Fall, daß politische Sträflinge es zu einer sorgenfreien und geachteten Stellung bringen, aber steht keineswegs vereinzelt da. Ja, wenn man die kulturelle Entwickelung Sibiriens vorurteilsfrei verfolgt, muß man zu dem Schluß kommen, daß es den politischen Verbannten zum nicht geringen Teil zu verdanken ist, wenn Sibirien heutzutage nicht ganz ohne geistige Kräfte dasteht.

Zuerst kamen mit den „Dezembristen“ *) eine Menge geistiger Kräfte nach Transbaikalien. Noch jetzt finden wir allenthalben die Spuren ihrer segensreichen Thätigkeit. Sie lehrten die Einwohner nicht allein eine Menge praktischer Kenntnisse, sondern waren die ersten, welche europäischem Wissen und europäischen Sitten als Erzieher nachhaltig Geltung verschafften. Die wenigen unter den älteren sibirischen Kaufleuten, welche als gebildet bezeichnet werden können, waren Schüler jener Edelleute.

Eine weit größere Kulturwelle überflutete Sibirien mit der Verschickung der Polen. Die meisten kehrten erst nach langen Jahren der Verbannung nach Europa zurück. Noch jetzt trifft man hier und da einen Greis, welcher eine angesehene Stellung als Handwerker oder Kaufmann einnimmt. Öfters findet man Nachkommen jener Verbannten in hohen Staatsämtern.

Und endlich die Nihilisten. Der Leser glaubt vielleicht, daß es in sibirischen Städten schwer ist, mit ihnen in Berührung zu kommen. Ich kann dagegen versichern, daß es beinahe unmöglich ist, ihnen nicht zu begegnen, wenn man dort mit Gebildeten verkehren will. Die besten einheimischen Abhandlungen über sibirische Verhältnisse auf naturwissenschaftlichem, wirtschaftlichem, ethnographischem und geschichtlichem Gebiet haben Nihilisten zu Verfassern. Die reichhaltigen Museen in Tschita und Irkútsk verdanken solchen Verbannten ihre Entstehung und ihr Gedeihen. In allen liberalen Berufszweigen sind sie zahlreich vertreten. Ihre politische Gesinnung änderte

*) Die Edelleute, welche sich bei der Thronbesteigung Nikolaus I. zu einer Verschwörung vereinigten.

sich freilich wenig oder gar nicht in der Verbannung. Doch wurden sie mit den Jahren durch die Verhältnisse, in denen sie lebten, zu Theoretikern des Umsturzes. „Unsere Ideale, unsere politischen Ziele", erklärte mir freimütig ein alter Nihilist, „sind die gleichen wie früher geblieben, aber über deren Durchführung denken die meisten von uns allmählich ruhiger."

In Njertschinsk-Hütte verlebte ich noch einen ebenso fröhlichen wie interessanten Abend im Gespräch mit Herrn General Sünnerberg, der mich aufgefordert hatte, ihm meine Eindrücke über die Gefängnisse in Serentui und Sachalin mitzuteilen. Er selbst hielt mit seinen Ansichten nicht im geringsten zurück. Vor seiner Versetzung nach Transbaikalien hatte er sich anscheinend eingehend mit der Litteratur über sibirisches Gefängnis- und Sträflingswesen vertraut gemacht und gleich im ersten Sommer seiner Anwesenheit eine gründliche Besichtigung der Strafanstalten seines Bezirks vorgenommen. Kennans vielberüchtigtes Buch über Sibirien lag auf seinem Schreibtisch, als ich ihn zum ersten Mal besuchte. Wir unterhielten uns lange über dasselbe, und ich konnte dem General nur beipflichten, als er die Schilderungen des Amerikaners zum großen Teil für übertrieben erklärte. Ich kann dem transbaikalischen Minenbezirk und seinen Einwohnern nur wünschen, daß sie dauernd von Männern wie General Sünnerberg und Oberst Tamllin regiert werden.

Mit Empfehlungen und guten Ratschlägen der Beherrscher des Minenbezirks reichlich versehen, begab ich mich von Njertschinsk-Hütte auf die Weiterreise nach Tschitá, der Hauptstadt von Transbaikalien. Den Zweck meiner Fahrt nach dem Industrie- und Gefängnisbezirk hatte ich, soweit dies zur Winterszeit überhaupt möglich war, erreicht. Warm eingehüllt in einem riesigen Wolfspelz konnte ich getrost der täglich steigenden Kälte entgegensehen. Im Vergleich zu den Beschwerden der vergangenen Wochen hatte ich geringe Strapazen in Aussicht, da ich die nächsten 800 km auf Poststraßen zurücklegen konnte. Wohlgemut legte ich mich in den Schlitten, der mich weiter gen Europa tragen sollte.

Die Gegend war am ganzen ersten Reisetage wieder unsagbar einförmig. Endlos dünkte mich die Fahrt über die gleichgestalteten, schneebedeckten und baumlosen Höhen, welche in ihrer Einsamkeit und Stille den

Eindruck riesiger Grabhügel aus vergangener Zeit machten. Man verfällt unter dem Einfluß dieser öden Natur bei dem gleichmäßigen Schellengeläute der Troika und dem steten Getrappel der Pferdehufe in eine Art Hypnose, in ein Vorsichhinträumen, aus dem uns selbst der Anblick eines Dorfes kaum aufweckt. Denn auch in den Ansiedelungen herrscht Totenstille, als ob die Bewohner ausgestorben oder in tiefen Schlaf versunken seien.

Dörfer durchfuhren wir alle 10—15 km; die Poststationen dagegen waren drei bis vier Mal weiter von einander entfernt. Da die Straße dauernd über welliges Gelände führte, so ging die Fahrt nicht besonders rasch von statten. Auf den Poststationen macht man gewöhnlich eine halbe Stunde halt, die indessen schnell bei einem Glase Thee im Gespräch mit dem Posthalter oder Schreiber verrinnt. Dann schachtelt man sich wieder mühsam in die Pelzhüllen ein, und weiter gehts im Karriere durch das Dorf in die Einöde.

Die Fahrt bis nach Tschitá verging recht ereignislos. Das wichtigste Begebnis war die Erlegung eines feisten Rehbocks, welcher unweit der Schilka so unvorsichtig war, nahe an meinem Schlitten vorüber zu ziehen.

Die Schilka erreichte ich wieder bei der Poststation Biánkina Das Eis des auch dort schiffbaren Stromes war erst vor vierundzwanzig Stunden zum Stehen gekommen, sodaß wir an eine Überfahrt nicht denken konnten. Ein wassertriefender Postillon, welcher das Wagnis unternommen und dabei mit seinen Rossen dem Ertrinken kaum entronnen war, legte beredtes Zeugnis für die Unmöglichkeit des Weiterfahrens ab. An Zeitversäumnis hatte ich mich gewöhnt, und so machte ich mich, ohne viel über den kommenden Tag nachzudenken, daran, eine Keule meines Rehbocks so schmackhaft wie möglich zuzubereiten. Mit Neid sahen einige andere Reisende, die ohne solche Wegzehrung schon einige Tage warteten, auf meine opulente Abendmahlzeit.

Das Glück wollte mir auch hier wohl. Am nächsten Morgen brachten einige Bauern die Nachricht, daß das Eis der Schilka etliche Werst oberhalb, wo sie durch eine Insel in zwei flache Arme geteilt wird, hielte. Wir fuhren durch das Gestrüpp des rechten Ufers bis zu jener Stelle und gelangten im Karriere — mein Kutscher war betrunken und fuhr infolge dessen wie wahnsinnig — über die sich biegende und krachende Eisdecke

wohlbehalten auf die andere Seite. Das Gefährt, welches zuerst ausfuhr und dessen Insassen darauf bestanden hatten, schon weiter oberhalb über den Strom zu setzen, brach vor unseren Augen ein. Alle kamen zwar mit dem Leben davon, aber holten sich wohl eine gründliche Erkältung, da es der Gesundheit kaum zuträglich sein dürfte, durchnäßt bei — 28 ° C. zwei Stunden im Freien zuzubringen. Ich verzieh meinem vorsichtigeren Kutscher gern seinen reichlichen Schnapsgenuß.

Njértschinsk, am Einfluß der Njértscha in der Schilka gelegen, ist ein elendes Städtchen, von $4^1/_2$ Tausend Einwohnern. Sehenswert waren darin höchstens der ebenso luxuriös wie geschmacklos eingerichtete Palast des Großkaufmanns Butin, das Museum und der Kreischef. Letzterer war am schwersten zu besichtigen, da er beim Apotheker ein intensives Fest begangen hatte. Über das Butinsche Haus will ich nur sagen, daß es recht viel Geld gekostet haben muß, welches besser hätte verwandt werden können. Der Inhalt des kleinen Museums endlich zeugte von vielem Sammelfleiß, aber leider von geringem Sammelgeschick. Ein schönes Schamanenkostüm und eine Anzahl gut ausgestopfter Vögel waren der Besichtigung wert. Sonst bemerkte ich viele Sachen, die dem Museum das Ansehen einer Trödlerhandlung verliehen. Wozu beispielsweise eine Photographie sonderbar aussehender japanischer Damen darin hing, und wozu eine Flasche Kwas einen Ehrenplatz erhalten hatte, blieb mir schleierhaft. Am meisten Eindruck in Njértschinsk machte auf mich eine vorzügliche Kohlsuppe, die ich in dem trübseligen Klublokal der Honoratioren des Städtchens erhielt.

Bei Njértschinsk war ich auf der großen Poststraße angelangt, welche Europa mit dem Amur verbindet. Sie war schlechter als die Zweigstraße, die ich bis dahin befahren hatte. Indessen versicherten mir mehrere Reisende, daß der Zustand seit der Durchreise des Thronfolgers paradiesisch sei. Früher sei man auch in der guten Jahreszeit nur mit großer Mühe vorwärts gekommen. Ich legte, obwohl ich nirgends auf Pferde zu warten brauchte, durchschnittlich nur eine deutsche Meile in der Stunde zurück. Dieses nicht nur für sibirische Verhältnisse langsame Fahren war besonders unangenehm, weil ich die ganze Zeit den Tarantaß benutzen mußte. Schlittenbahn war nirgends. Überhaupt soll im größeren Teil Transbaikaliens selten vor-

kommen, daß der so wie so schon spärlich fallende Schnee lange gleichmäßig liegen bleibt. Die häufigen und starken Stürme jagen ihn von der Ebene an die Hänge der Höhen, sodaß der Verkehr auch im Winter fast überall auf den Wagen angewiesen ist. In dem hochliegenden Korbe oder Kasten des Tarantasses bei sibirischer Kälte und schneidendem Winde stundenlang zuzubringen, ist kein Vergnügen. Halberfroren langt der Reisende auf der Poststation an, so daß er eine Viertelstunde im Pelze sitzen bleiben muß, um sich zu erwärmen, selbst wenn im Zimmer nach sibirischer Art Backofenhitze herrscht.

An erwähnenswerten Begegnungen hatte ich auf den Stationen nur eine zu verzeichnen. In nichts weniger als eleganter Toilette traf ich eines Abends eine Dame, welche Cigaretten rauchend auf einem auf der Diele ausgebreiteten Shawl saß. Neben ihr lag schlafend ein halbwüchsiges Mädchen. Während ich auf den Samowar wartete, knüpften wir natürlich ein Gespräch miteinander an, im Laufe dessen ich erfuhr, daß ich die Ehre hatte, mich mit der würdigen Gemahlin eines pensionierten sibirischen Kreischefs (Landrats) zu unterhalten. Sie hatte etwa 1000 km zurückgelegt, um irgend welchen Freunden einen Besuch abzustatten. Auf der Rückreise aber war ihr das Geld ausgegangen. So saß sie denn schon längere Zeit auf jener Poststation und wartete mit philosophischer Ruhe auf Barmittel. Sie legte es mir zwar nahe, ihr einstweilen auszuhelfen, doch war ich hartherzig genug, nicht auf das Darlehnsgeschäft einzugehen. Weiter übel nahm sie mir dies jedoch nicht, sondern leistete vielmehr liebenswürdig meinem Anerbieten Folge, ein Glas Thee mit mir zu trinken, und wünschte mir sogar noch eine recht glückliche Reise.

Durchgefroren und ermattet, hungrig und bis ins Innerste durchgerüttelt erreichte ich schließlich Tschitá. Ich führte Empfehlungen an verschiedene Einwohner dieser Stadt bei mir. Die wichtigsten davon waren die an den Gouverneur, General Mazijewskoi und an den Photographen Kusnjezoff. Letzterer ist derselbe politische Verbannte dieses Namens, welchen auch Kennan besuchte. Nach seiner Entlassung aus der Karà hielt er sich als Beamter des Kaufmanns Butin in Njértschinsk auf. Als ich ihn kennen lernte, besaß er ein einträgliches photographisches Atelier in Tschitá und gehörte zu den angesehensten Bürgern der Stadt.

Dieses Ansehen aber verdiente er nach allem, was ich von ihm hörte und von seiner Thätigkeit sah, in reichem Maße. Seine hervorragendste Schöpfung ist das ethnographische Museum der Stadt, in welchem uns ein vortreffliches Bild der Bewohner Transbaikaliens, ihrer Sitten und Erzeugnisse, ebenso wie der natürlichen Reichtümer dieser Provinz vor Augen geführt wird. Besonders die Mineraliensammlung zeichnet sich nicht nur durch Reichhaltigkeit, sondern auch durch sorgfältige Anordnung aus.

Der Gouverneur empfing mich beinahe zu liebenswürdig, sodaß ich nach der ersten Unterredung das Gefühl hatte, er wolle mich irgendwie hinter das Licht führen. Besonders mißtrauisch wurde ich, als er einem seiner Adjutanten befahl, stets zu meinen Diensten zu sein. Das sah beinahe wie Überwachung aus. Indessen war mein Begleiter ein harmloser und freundlicher Herr. Ich sah bald ein, daß er mich in meiner Absicht, auch ehemalige politische Sträflinge kennen zu lernen, nicht hindern würde. Nachdem mir der Gouverneur bei meinem zweiten Besuch, noch einen Erlaubnisschein, der mich „zum unbeschränkten Besuch aller öffentlichen Institute" ermächtigte, ausgestellt hatte, war es mir im übrigen gleich, was er von meiner Persönlichkeit und meinen Reisezwecken dachte, die schon manchem Sibirier rätselhaft erschienen waren.

Außer dem Museum besuchte ich das Gefängnis, das Knabengymnasium und die höhere Töchterschule.

Das Gefängnis bestand wieder wie gewöhnlich aus einer von hohen Pallisaden umgebenen Blockhäusergruppe. Es diente damals 179 Gefangenen zum Aufenthalt, konnte aber bequem 100 Insassen mehr fassen. Die Luft in allen Räumen war gut, und ließ selbst in den dunklen Arrestzellen nichts zu wünschen übrig. Als Lager dienten hölzerne Pritschen, die jedoch auch dort mit heugestopften Säcken und Kopfkissen bedeckt waren. Zu jedem Lager gehörte eine wollene Decke. Alles befand sich in so sauberem Zustande, daß ich den Verdacht hatte, man sei auf meinen Besuch vorbereitet gewesen. Besonders die Bedürfnisanstalten erschienen mir für sibirische Verhältnisse viel zu reinlich.

Auch dort hatte ich Gelegenheit, die Gefängniskost zu probieren. Ich kann nur das Lob wiederholen, welches ich in dieser Hinsicht überall aussprechen mußte. Der Zufall wollte es auch, daß ich da einen Arrestanten sah, an dem wenige Stunden vorher die Prügelstrafe von 50 Hieben, die

manche schwere Last. Die Gemeinden sind verpflichtet, für den Transport der Verbannten sowie für die Unterhaltung der Gefängnisse und die Verpflegung der Gefangenen innerhalb der Ortschaften zu sorgen. Häufig aber werden die Ansiedler genötigt, die Verbannten mit Land und Saatgetreide zu versehen oder sie als Arbeiter in Dienst zu nehmen. Der Staat wälzt den größten Teil der Kosten des Verbannungssystems auf die Schultern der sibirischen Bürger und Bauern ab.

Trotzdem sind die Ausgaben der Staatskasse allein für den Transport der Verbannten noch ungeheuer. Jädrinzeff*) berechnet diese auf mindestens 300 Rubel für den Kopf und weist darauf hin, daß der Unterhalt eines Strafgefangenen im europäischen Rußland im Jahresdurchschnitt 74 Rubel zu stehen kommt. Da im Laufe eines jeden der letzten Jahre etwa 20 000 Verbannte nach Sibirien wanderten, so gab der Staat allein 6 Millionen Rubel alljährlich aus, um diese nach ihrem Bestimmungsort zu schaffen! Das alles aber sind Nachteile des Verbannungswesens, welche sich selbst bei einer mustergültigen Organisation nur zum geringsten Teile beseitigen lassen. Wenn daher in neuerer Zeit auch bei uns Stimmen laut geworden sind, welche an Stelle der Zuchthausstrafe die Verbannung in unsere Kolonieen setzen wollen, so kann demgegenüber nicht genug zur Vorsicht gemahnt werden. Der Nutzen der Sträflingsarbeit für die Kolonisation wird immer gering bleiben, der Schaden, den der Entlassene anrichtet, wird unter den Einwohnern unserer Schutzgebiete nicht geringer sein, als er in Sibirien ist, der Strafzweck wird im Zuchthaus besser erreicht als in der bestgeleiteten Strafkolonie, und die Kosten der Gefangenanstalten in Deutschland bleiben unter allen Umständen hinter denen des Verbannungssystems zurück.

Der Leser wird sich vielleicht wundern, daß ich, obwohl ich ihm schon eine ganze Zeit unter Sträflingen herumführe, noch nicht von „politischen" Gefangenen gesprochen habe. Das aber liegt einfach daran, daß es deren in den transbaikalischen Gefängnissen zur Zeit meiner Anwesenheit verschwindend wenig gab. Zwei Jahre vorher waren die Karagefängnisse, in denen sich zeitweise bis zu 70 politische Verbrecher befanden, wie erwähnt, aufgehoben,

*) Jädrinzeff a. a. O. S. 289 fg.

und die letzteren auf verschiedene Strafanstalten verteilt worden. Ihre Anzahl war im Jahre 1895 auf 15 zusammengeschmolzen, da die Regierung mit dem Verschicken der Nihilisten nach Transbaikalien aufgehört hatte und diese entweder auf administrativem Wege zu den Jakuten sandte oder in europäischen Gefängnissen internierte.

In der Strafanstalt zu Serentui sah ich einen Nihilisten, welcher mit Tischlerarbeit beschäftigt wurde. Das Dorf Serentui aber war zwei politischen Verbannten, einem ehemaligen Studenten und der in der neueren Verbannungsgeschichte berüchtigten Kowalskaja*) als Aufenthaltsort angewiesen worden. Vierzehn Nihilisten arbeiteten in dem Minengefängnis Akatui. Ihr Los war ein viel schwereres als das ihrer Gesinnungsgenossen ehemals in der Kará, denn während die politischen Sträflinge in den Karágefängnissen ohne Arbeitszwang gemeinsam in Haft gehalten wurden und manche Erleichterung genossen hatten, verteilte man die vierzehn in Akatui unter die gemeinen Verbrecher und behandelte sie gleich diesen.

Ich hatte weiterhin oft Gelegenheit, mit verbannten Nihilisten zusammenzukommen und den Erzählungen ihrer Lebens- und Leidensgeschichten zu lauschen. Zweierlei ist mir dabei verständlich geworden: erstens, daß die Leute triftigen Grund haben, sich zum mindesten über die Strafvollstreckung zu beklagen, zweitens aber, daß der russische Staat alle Ursache hat, sie unschädlich zu machen. Man hat die nach Sibirien verbannten Nihilisten vielfach als recht unschuldige, harmlose Menschen zu schildern versucht. Besonders der Amerikaner Kennan hat ihnen ja nicht ohne Erfolg die Märtyrerkrone aufs Haupt gesetzt, indem er sie als Vorkämpfer der Freiheit und als Vertreter einer gerechten Sache hinstellte. Diese Verkennung der Verhältnisse, diese Einseitigkeit der Auffassung kann ich mir wiederum nur dadurch erklären, daß russische Zustände mit amerikanischem Maß gemessen wurden. Trotzdem bleibt mir noch fraglich, ob nicht recht viele Vollblutamerikaner die Nihilisten ganz anders beurteilen würden, als es Kennan that. Denn selbst, wenn man annimmt, daß manche ihrer politischen Wünsche berechtigt sind, so wird man doch nie aus dem Auge

*) Sie war es, welche durch ihr ungebührliches Benehmen gegen den General-Gouverneur in der Kará strengere Maßregeln gegen ihre Mitsträflinge heraufbeschwor.

verlieren dürfen, daß es sich um Menschen handelt, welche den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staatsordnung predigen und in Scene setzen. Soll aber der Staat den schonen, welcher sich, um seine Ideale zu verwirklichen, gegen die Gesetze vergeht? Das ideale Motiv eines Verbrechens kann den Richter zur Strafmilderung bestimmen, kann unter Umständen die Verhängung entehrender Strafen hindern, darf aber doch nie zur Freisprechung führen. Für den, welcher die Rechtsordnung und die Verfassung des Heimatslandes negiert und mit Gewalt zu stürzen sucht, ist m. E. keine Strafe gerechter als die der Verbannung.

Eine andere Frage ist die, ob die Urteilsfällung und der Strafvollzug gegen die Nihilisten einwandsfrei waren und es sind. Mit Bezug hierauf sagte mir ein ehemaliger politischer Zwangsarbeiter: „Hätte Kennan nicht übertrieben und die Verhältnisse nur so geschildert wie sie sind, so hätte er uns mehr genützt.“ Es dürfte bekannt sein, daß die Verbannung ebenso wohl durch gerichtliches Urteil wie auf Anordnung der obersten Verwaltungsbehörden erfolgt. Die letzteren Fälle scheinen noch in neuerer Zeit die zahlreicheren zu sein. Wenn nun auch diese „Verschickung im administrativem Wege“ nicht so willkürlich ist, wie dies gewöhnlich angenommen wird, da sie erst nach eingehendem Ermittelungsverfahren auf ein Dekret der Minister des Innern und der Justiz erfolgt, so ist es doch natürlich, daß ein derartiges geheimes Verfahren leicht den Schein der Willkür erweckt. Hier könnte Besserung geschaffen werden, ohne daß das Staatswohl litte. Der Wunsch nach einer Gewährleistung der persönlichen Freiheit und nach einer Rechtskontrole der Polizeibehörden erscheint gerade in Rußland, wo man den Richtern in dem Maße vertraut, wie man der Polizei mißtraut, verständlich, um nicht zu sagen gerechtfertigt. Schlimmer als die Urteilsfällung aber ist jedenfalls der Strafvollzug. Sind schon die Qualen des Transports des gemeinen, meist ungebildeten Verbrechers unerträglich, wie viel größer müssen da die seelischen Leiden des feiner fühlenden politischen Verbannten sein. Und welche Wege haben gerade viele der letzteren zurückzulegen! Die, welche nach Transbaikalien wanderten, waren schon übel genug daran. Was bedeuteten aber ihre Leiden im Vergleich zu den Qualen, welche ihre zu den Jakuten verbannten Gesinnungsgenossen erdulden mußten! Ich lernte

verschiedene Männer und Frauen kennen, die lange Jahre ihres Lebens am Kältepol in Wjerchojansk verbrachten. Die Qualen der Unglücklichen sind derartige, daß ich diese Verbannung ohne Bedenken den mittelalterlichen, barbarischen Strafen gleichstelle. Rätselhaft aber ist mir der Zweck derselben. Hofft man etwa den politischen Verbannten durch solche Behandlung eine versöhnlichere Gesinnung gegen die Regierung beizubringen? Es bedarf wohl keiner Unterredung mit Nihilisten, um zu begreifen, daß selbst die milder Gesinnten aus Jakutsk als die erbittertsten Feinde des russischen Staatswesens zurückkehren. Unschädlich werden die Vertreter des Umsturzes schon in weniger entlegenen Teilen Russisch-Asiens, wo ihre intellektuellen Kräfte gleichzeitig der menschlichen Gesellschaft dienstbar gemacht werden können. Ihren Widerstand gegen die Staatsordnung aber haben selbst die härtesten Strafen nicht zu brechen vermocht. Das thut nur die Zeit. Die geistige Widerstandsfähigkeit der politischen Verbannten erscheint geradezu wunderbar. Man müßte glauben, daß gebildete Menschen, die ohne geistige Anregung die langen Polarnächte in engen Erdhütten verbringen und häufig nur auf die Gesellschaft der Mitglieder eines uncivilisierten Volkes angewiesen sind, nach kurzer Zeit den Verstand verlieren. Und doch sah ich gerade solche Nihilisten, die nach ihrer Rückkehr in das südliche Sibirien nützliche Glieder der Gesellschaft geworden waren und mehr geistige Interessen pflegten als recht viele sibirische Beamte und Kaufleute. Ich muß gestehen, daß ich aufrichtige Hochachtung vor diesen Menschen empfand. Nur Fanatiker sind solcher Widerstandskraft fähig.

„Wenn man für Ideale leidet, so erträgt man alle Leiden leicht." Diese Worte eines alten Verbannten waren keine bloße Redensart. Als er zu mir von seinen politischen Idealen sprach, leuchteten seine Augen und sein sonst so ruhiges gemessenes Wesen schien mir gänzlich verändert. Er hatte nach seiner Entlassung aus der Haft eine Schlosserwerkstatt gegründet und sie durch Fleiß und Geschicklichkeit in wenigen Jahren so vergrößert, daß sie auch in jeder europäischen Großstadt für sehenswert gelten könnte. Ich traute meinen Augen kaum, als er mir die besten amerikanischen Maschinen und unter seinen gewerblichen Erzeugnissen neben groben Schlosserarbeiten die feinsten mechanischen Instrumente zeigte. Er legte mir eine

heiten galten, so hätte der zu Lhassa wohl kaum die Suprematie erlangt, wenn ihm nicht auch die weltliche Macht durch die chinesischen Kaiser übertragen worden wäre. Das buddhistische Papsttum war erst fest gegründet, als ein mongolischer Fürst Tibet erobert und dem Oberpriester zu Lhassa geschenkt, und als der chinesische Kaiser diese Schenkung im Jahre 1650 bestätigt hatte. Damals erhielt auch der Kirchenfürst den Titel des „Unermeßlich Hohen", des „Dalai-Lama".*)

Auch in der Mongolei gelangte der Lamaismus zur geistlichen und weltlichen Herrschaft. Als Papst der Mongolen — der jedoch niedriger im Range als der tibetanische steht — gilt der sogenannte Tschrebdsun-Dámba-Khutuchtú zu Urgá, welcher für eine Wiederverkörperung des tibetanischen Schriftgelehrten und Heiligen Tharanatha gehalten wird. Der augenblickliche Khutuchtú**) gilt als dessen vierzehnte Wiedergeburt. Außer ihm leben unter den Mongolen jedoch noch mindestens 143 wiedergeborene Heilige, sog. Khubilgane, von geringerer Bedeutung.***) Dagegen besitzen die Buddhisten im russischen Reich keinen Khubilgan unter ihren Lamas, weil es die Regierung aus leicht erklärlichen politischen Gründen verbietet, daß der Abt eines Klosters zum Heiligen erklärt wird. Nur der Zar gilt den Burjäten als ein wiedergeborener Buddha. Auch dem Thronfolger sollen während seines Aufenthalts unter den Burjäten gleiche Ehren wie einem Khubilgan erwiesen worden sein.

Ebenso wie der Lamaismus die geistliche Autorität seiner Oberpriester bis zur höchsten denkbaren Spitze getrieben hat, ebenso konsequent hat er auch sein hierarchisches System nach unten hin ausgebildet. Auf das peinlichste wurde der Klerus in sich abgestumpft und sein Verhältnis zum Laientum geregelt. Auf das sorgfältigste wurden auch die Ritualien festgestellt und die Glaubenssätze formuliert. Kein wichtiger Akt im Leben des Lamaisten geht ohne priesterliche Handlung vorüber. Die Kirche umklammert ihre Gläubigen dort noch heutzutage ebenso fest, wie es bei uns im Mittelalter der Fall war.

---

*) Waddel a. a. O. S. 27 fg. und S. 226 fg.

**) „Khutuchtú ist gleichfalls ein vom Kaiser von China verliehener Titel. Er bedeutet etwa „der erlauchte Hoheitsvolle".

***) Eine Liste sämtlicher Khubilgane giebt Posdnjéjeff a. a. O. S. 239 fg.

Als ich zuerst lamaistische Tempel besichtigte, wollte es mir scheinen, als ob die edlen Lehren des ursprünglichen Buddhismus einem widerlichen Götzendienst gewichen und unter einem Wust von Formalismus erstickt wären. Es war dies in und um Peking, wo allerdings die Lamas für die verdorbensten von allen gelten.*) Ein chinesischer Bocaccio könnte unter ihnen erfolgreiche Studien zu einem zweiten Dekameron machen. Doch auch dort lernte ich bald

Lamaistische Totendenkmäler.

einige Mönche kennen, die es mit ihrem Glauben ernst zu nehmen schienen. Was ich aber späterhin vom lamaistischen Buddhismus sah, hat mich, wie die meisten,**) welche unter Lamaisten weilten, davon überzeugt, daß es sich

*) Huc, einer der besten Kenner des chinesischen Reiches, die es bisher gegeben, hat das gleiche günstige Urtheil von den tibetanischen Lamas. Über die chinesischen spricht er sich in wenig lobender Weise aus. Er sagt von ihnen: „Wir fanden an den Mönchen nicht jene Ungebundenheit und Offenheit, jenes Gepräge religiöser Überzeugung wie bei den Lamas in Tibet und der Tartarei. Sie waren in ihrem Betragen außerordentlich höflich, aber von Glauben und Frömmigkeit fanden wir in ihren skeptischen, listigen Gesichtern keine Spur. (Huc, Das chinesische Reich. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1854.)

**) Vgl. u. a. die Citate bei Posdnjéjeff im Vorwort seines mehrerwähnten Buches.

bei Priestern wie bei Laien nicht nur um die Erfüllung von äußerlichen religiösen Gebräuchen handelt, und daß da nicht nur ein mit dem Namen Buddha Gotamos verzierter Götzendienst herrscht, sondern daß die edlen ethischen Lehren des großen indischen Weisen unter der Hülle des Aberglaubens ihre Kraft nicht verloren habe. Bevor der Mongole seinen Tempel betritt, verneigt er sich und spricht ein Gebet,*) welches mit folgenden Worten beginnt: „Dieses mein Gebet möge die Wirkung haben, daß nicht nur ich von meinen eigenen Sünden und Fehlern, welche meiner Seelenrettung hinderlich sind, gereinigt werde, sondern, daß auch alle Lebewesen gleich wie ich einst zu Buddhas (Erleuchteten) werden."

Wie in Ceylon, so werden auch an den Ufern des Baikal von Priestern „die vier Wahrheiten"**) und der buddhistische Dekalog gelehrt, und mancher

*) Posdnjéjeff a. a. S. 292.

**) Die Lehre von den vier Wahrheiten besteht in:

1. Der Lehre vom Leiden:
   Jede Existenz, welcher Art sie auch sei, bringt Leiden.
2. Der Lehre von den Ursachen der Leiden:
   Sie liegen in den irdischen Wünschen, in dem Willen zum Leben, welcher Wiederverkörperung und damit eine neue Leidenskette erzeugt.
3. Der Lehre von der Vernichtung des Leidens:
   Nur die Enthaltung von jedem irdischen Wunsch und Streben führt zur vollkommenen ewigen Ruhe und Glückseligkeit im Nirvana (Lamaist: Sukhawadi).
4. Der Lehre von dem achtfältigen Weg zum Ende des Leidens. Dieser wird gefunden durch:
   a) rechten Glauben,
   b) rechte Gesinnung,
   c) rechtes Streben nach Selbstvervollkommnung,
   d) rechte Hülfe, (welche allen Geschöpfen zur Erlangung der Glückseligkeit geleistet wird),
   e) rechte Rede,
   f) rechtes Handeln,
   g) rechte Selbstbeherrschung,
   h) rechte Selbstvertiefung (und damit Erkenntnis).

Die buddhistischen Gebote, deren 5 letzte indessen nur für den Klerus gelten, lauten: 1. Du sollst nicht töten. 2. Du sollst nicht stehlen. 3. Du sollst nicht ehebrechen. 4. Du sollst nicht lügen. 5. Du sollst keine berauschenden Getränke trinken. 6. Du sollst nur zu den regelmäßigen Mahlzeiten essen. 7. Du sollst dich keiner Schimpfworte, keines Schmuckes, keiner Wohlgerüche bedienen. 8. Du sollst dich keiner dicken Teppiche oder hohen Sessel bedienen. 9. Du sollst dich des Tanzens, Singens, Musizierens und weltlicher Schaustellungen enthalten. 10. Besitze kein Gold oder Silber und nimm auch keines an.

gebildete Lama weiß wohl, daß die Anbetung der Hunderte von Götzen und die Beobachtung des Rituals für den, welcher den philosophischen und ethischen Kern des Buddhismus erfaßt hat, nebensächlich sind.

Schon dieser kurze Überblick über die Religion der Burjäten dürfte genügen, um die Schwierigkeiten zu zeigen, denen die russischen christlichen Priester bei ihren Missionsversuchen in Transbaikalien begegneten. Sie stehen einem Glauben gegenüber, welcher tief im Volke Wurzeln geschlagen hat, und dessen sittliche Grundsätze über allen Zweifel erhaben sind. Sie haben es mit einer Kirche zu thun, welche hierarchisch fester organisiert ist, als ihre eigene, und sie finden in den Lamas Gegner, die ihnen vielfach intellektuell und — leider muß es gesagt sein — auch moralisch überlegen sind. Die Zahl der christlichen Burjäten ist dementsprechend bisher eine sehr geringe,*) und sie wird es voraussichtlich bleiben, wenn die russische Regierung nicht mit sehr energischen Maßregeln vorgeht. Bisher aber sind die Privilegien der Burjäten und ihrer Priester von allen Zaren anstandslos bestätigt worden.

Der Burjät, welcher das Gemeindequartier in Khorinsk stellte, und bei dem ich abstieg, war Christ und Reform-Mongole ersten Ranges. Er machte einen außerordentlich geweckten, um nicht zu sagen, durchtriebenen Eindruck. Er empfing mich sehr zuvorkommend und erinnerte sich, als er meinen Namen in dem Brief des Gouverneurs an den Taischá las, sogleich eines meiner Verwandten, welcher sich mehrere Jahre vorher längere Zeit unter den Burjäten aufgehalten hatte, um ihre Verhältnisse zu studieren. Russisch sprach mein Wirt wie ein geborener Russe. Seine Schwiegertochter war eine hübsche russische Bäuerin, welche sich in dem mongolischen Heim recht wohl zu fühlen schien. In der That hätte sie unter der russischen Bevölkerung kaum eine so gute Partie machen können, wie es der junge Burjät allem Anscheine nach war. Der Vater besaß über 100 Rinder und etwa 60 Pferde und betrieb eine ausgedehnte Ackerwirtschaft. Sein Haus

*) Sie wird auf 14000 angegeben. Etwa 20000 Burjäten sollen dem Schamanismus huldigen, die übrigen aber sind Lamaisten. Die Gesamtzahl der Burjäten in Transbaikalien und im Gouv. Irkútsk wird amtlich auf 360000 beziffert. Kenner der Verhältnisse versicherten mir indessen, daß diese Schätzung viel zu niedrig sei.

war ein Blockhaus nach russischem Muster und übertraf alle Bauernwohnungen, die ich in Sibirien sah, an Größe. Ich erhielt ein geräumiges, helles und sogar mit einem gewissen Luxus eingerichtetes Zimmer. Ein bequemes Sofa, welches eine bunte wollene Decke schmückte, diente mir als Lager. Davor stand ein großer polierter Tisch aus Nußbaumholz, über den eine weiße, gestickte Decke gebreitet war. Schöne, große Heiligenbilder und Blumenstöcke gaben der Stube ein freundliches Aussehen. Daß die Wirtin eine tüchtige Hausfrau war, bezeugte nicht nur die im ganzen Hause herrschende Ordnung und Sauberkeit, sondern auch die vorzügliche Küche. So wurde mir gleich nach meiner Ankunft zum Abendbrot eine gute Sauerkohlsuppe und als zweiter Gang eine gebratene Lammkeule mit sauren Gurken vorgesetzt.

In Staunen setzte mich die praktische Lebensweisheit meines Wirtes: Beispielsweise äußerte er, als ich ihn fragte, ob er seinen jüngeren Sohn nicht das Gymnasium in Tschitá besuchen lassen wolle: „Nein, mein Sohn kommt in eine Handwerksschule. Da lernt er etwas, womit er seinen Unterhalt verdienen kann. Studieren sollten nur wenige. Was waren denn die meisten Nihilisten? Doch nur verunglückte Studenten, arme Popensöhne und Beamte, denen es nicht gelang, eine gut besoldete Stelle zu erlangen.“ Die Wahrheit, welche in dieser Bemerkung liegt, könnte auch bei uns häufig berücksichtigt werden.

Sobald ich den Brief des Gouverneurs vorgezeigt hatte, wurden reitende Boten zum Oberpriester des Tempels von Oninsk und zum Taischá geschickt, um beide von meiner Ankunft zu benachrichtigen. Am nächsten Morgen schon erschienen die Reiter wieder mit der Meldung, daß der Taischá zwar augenblicklich nicht zu Hause sei, aber in einigen Tagen zurückkehren und sich dann zu meiner Verfügung stellen würde. Nach dem Dazan, — d. i. die landläufige tibetanische Bezeichnung für die lamaistischen Tempel — möge ich kommen, wann es mir am besten passe; der Oberpriester erwarte mich.

Da mir an der Bekanntschaft mit dem Burjätenhäuptling nichts lag, und ich jede Zeitversäumnis in einem Lande, wo man solche so häufig unfreiwillig hat, vermeiden wollte, so beschloß ich sofort den Dazan zu besuchen.

In gestrecktem Galopp eilten die Pferde durch die einsame kahle Steppe. Ab und zu begegnete uns ein noch schneller als wir dahinjagender mongolischer Reiter. Vereinzelt tauchten in der Ferne Jurten auf, aus denen helle Rauchsäulen senkrecht in die stille Luft aufstiegen, um allmählich im fahlen Blau des Horizontes zu verschwinden.

Nach einstündiger Fahrt erreichten wir einen flachen Hügel, auf dessen Kuppe sich die Aussicht auf den Dazan mit den ihn umgebenden niedrigen Blockhäuschen eröffnete. Nicht weit von den Tempelgebäuden zur linken

Tempelstadt bei Oninsk.

Hand hob sich eine Gruppe weißer, steinerner Totendenkmäler*) in der Form der indischen Stupas scharf von dem braunen Hintergrunde der Steppe ab.

Der Kutscher fuhr bei dem Hause des Oberpriesters vor. Man hatte mich anscheinend nicht so früh erwartet. Eine Schar Burjätenknaben kam eiligst herausgestürzt und begab sich ebenso schnell wieder ins Haus zurück, als ich sagte, daß ich den Herrn „Schiretui" — d. i. die mongolische Bezeichnung für einen Klostervorsteher — zu sprechen wünschte. Ein größerer

*) Die Leichen der Lamas werden verbrannt, die der Laien aber beerdigt oder in Särgen auf Bäumen im Waldesdickicht ausgesetzt. Denkmäler scheinen die Burjäten nur ihren Priestern zu errichten. (S. Abbildung S. 259.)

Klosterschüler erschien gleich darauf und nötigte mich durch Zeichen und Verbeugungen zum Eintritt.

In einem kleinen Vorzimmer empfing mich dann der Schiretui, ein mittelgroßer, wohlgenährter Herr. Unter beiderseitigen tiefen Verbeugungen näherten wir uns allmählich der Thür eines zweiten Gemaches. Schließlich wurde ich in dieses hineinkomplimentiert und durch Handbewegungen gebeten, auf einer mit viereckigen flachen Kissen belegten, an der Wand hinlaufenden Bank Platz zu nehmen. Worte hatten wir bis dahin noch nicht viel verloren. Nur beim Eintritt entschlüpfte ein würdevolles „sdrásttje" — guten Tag — unseren Lippen. Endlich saßen wir stumm einander gegenüber, der Schiretui auf einem Stuhl, ich aber auf der Bank.

Die mongolische Etiquette war mir von Peking her einigermaßen bekannt. In Transbaikalien ist sie nur in der Form der Begrüßung mit Europäern verändert. Man schüttelt sich nicht mehr freundschaftlich die Fäuste unter dem Ausruf „Khau, khau",*) entgegen, sondern reicht sich mit europäischem Gruß die Hände. Im übrigen aber werden alle erschöpfenden orientalischen Höflichkeitsphrasen getauscht.

Ich unterbrach also zunächst das Schweigen und fragte, ob es dem Herrn Schiretui gut ginge. Einer der jungen Mongolen übersetzte irgend etwas. Darauf tiefe Verbeugung meines Wirtes und einige mongolische Sätze als Antwort. Sie blieben mir indessen unverständlich, da die Kenntnisse des Dolmetschers versagten. Aus den Zeichen, die mir darauf gemacht wurden, entnahm ich jedoch soviel, daß ein anderer Dolmetscher sogleich erscheinen würde. Unterdessen erhielt ich Thee und Cigaretten vorgesetzt und hatte Muße, den Schiretui und sein Heim zu betrachten.

Letzteres war recht einfach. Ein kleiner Tisch und einige Stühle nach chinesischer Art — sie erinnerten an die steiflehnigen, hölzernen Sessel in unseren Bauernstuben — und die erwähnte Bank bildeten das Inventar des größeren Teiles der roh gedielten Stube. Nur die Wand zur Rechten vom Eingang war dem Luxus gewidmet. Auf einem großen Tisch fiel da vor allem ein umfangreicher, bunt bemalter Schrein mit Buddhafiguren und

*) „Gut, gut", das soll heißen: „Es geht Ihnen doch gut?"

Götzenbildern in die Augen. Diesen zu Füßen lagen und standen nicht nur Gebetmühlen und andere Opfergeräte, sondern auch allerhand Kleinigkeiten zum täglichen Gebrauch, als Gläser, eine Schnupftabakdose, eine Weckeruhr, Medizinflaschen u. a. An den Tisch schloß sich das Lager des Schiretui, ein breiter Divan nach türkischer Art, wie er bei uns in „stilgerechten" modernen Einrichtungen zu finden ist. Die Wand hinter dem Divan schmückte ein prachtvoller chinesischer Teppich.

Mein Wirt trug die gewöhnliche Kleidung der Lamas seines Ranges. Er schien recht frostig zu sein, da er sein mit dickem, weißem Schafpelz gefüttertes, gelbseidenes Obergewand auch in dem überheizten Zimmer nicht mit einem leichteren vertauschte. Als Unterkleider dienen den Lamas ein sackartiges weißleinenes Hemd und ein von den Lenden bis zu den Knieen herabfallender Rock aus blauem Tuch. Bis unter diesen reichen die hohen Filz- oder Lederstiefel, welche die Form plumper Schnabelschuhe haben. Beinkleider zu tragen, verbietet die Ordensregel. Da in den Kleidungsstücken Taschen schwer anzubringen sind, so werden — wie übrigens auch bei den dem Laienstande angehörigen Mongolen — mehrere Säckchen zum Aufbewahren von Kleinigkeiten an einem um die Lenden geschlungenen Gürtel befestigt. Daran hängt auch eine Scheide mit Messer und Eßstäbchen, die chinesische Tabakspfeife und vor allem ein Fläschchen mit geweihtem Wasser zum Spülen des Mundes nach den Mahlzeiten. Dieses Fläschchen guckt aus einer sehr großen quadratischen Tasche von rotem Tuch hervor. Bei keinem Priester wird man endlich den Rosenkranz vermissen, welchen der Lama faßt nie aus den Händen läßt. Er gleicht dem bei den Katholiken gebräuchlichen, besteht aber aus 108 Kügelchen, von den jedes neunte sich durch Größe oder Farbe von den übrigen abhebt und einen Abschnitt in der Reihe der Gebete bezeichnet. Sehr charakteristisch ist endlich die hohe gelbe Mütze, welche beim Gottesdienst oder feierlichen Gelegenheiten getragen wird. Sie ähnelt in der Form der sog. Odesseus-Mütze.

Meine stillen Betrachtungen wurden dadurch unterbrochen, daß sich nacheinander noch vier Mönche, mit denen ich mich gleichfalls intensiv begrüßen mußte, einfanden. Schließlich erschien auch der Dolmetscher, welcher nach Anordnung der Regierung in jedem Tempel vorhanden sein muß. Er

hatte anscheinend so lange auf sich warten lassen, weil er sich erst mit seinem Amtsgewande, einem mächtigen rotseidenen Überwurf, schmücken zu müssen glaubte. Würdevoll betrat er das Zimmer und verneigte sich in betender Stellung vor dem Schiretui. Nachdem dieser ihm segnend das Haupt berührt hatte, bekam auch ich eine tiefe Verbeugung. Dann erst begann das Gespräch.

Nach einer Reihe einleitender Höflichkeitsfragen und Antworten mußte ich eingehend darüber Auskunft geben, woher ich komme und weshalb ich in Sibirien reise. Dann wurde ich über Deutschland des genaueren befragt. Hier einige Fragen und Antworten:

Sind die Deutschen rechtgläubig (d. h. russisch-katholisch)?

Nein.

Was sind sie denn?

Christen anderer Sekten.

Giebt es da auch Buddhisten?

Nein.

Interessiert man sich dort für den Buddhismus?

Ja, manche Gelehrte.

Kann in Deutschland jeder der Religion angehören, die ihm gefällt?

Ja, wenn die Religion keine unsittlichen Lehren enthält.

Will in Deutschland niemand Buddhist werden?

Nein.

Warum nicht? Das ist doch eine gute Religion.

Gewiß. Aber wir halten unsere für besser.

Das letzte Argument schien durchschlagend zu sein. Die Mönche nickten verständnisvoll, und ich kam mit Fragen an die Reihe. Schien ihnen indessen eine solche verfänglich, so sagte der Dolmetscher verbindlich lächelnd: „Das kann man nicht sagen", oder: „Das verstehen wir nicht". Im allgemeinen aber wurde mir eingehende Auskunft erteilt.

Im Laufe des Gesprächs bemerkte ich in einer dunklen Ecke des Zimmers ein Aneroid-Barometer. Auf meine Frage, woher der Gegenstand stamme, wurde mir erwidert: „Das Ding hat mal einer von Nischni-Udinsk gebracht. Wir wissen selbst nicht, was es ist. Können Sie uns das nicht

Der Schiretui des Dazans bei Oninsk.

sagen?" Einen Versuch, den Mechanismus zu erklären, hielt ich für aussichtslos: Also beschränkte ich mich auf die Auskunft, daß das Ding anzeige, wann gutes oder schlechtes Wetter käme und erläuterte meine Behauptung an der Hand der Skala. Da hierauf einige Zeit Stillschweigen entstand, so glaubte ich, die Barometerfrage sei erledigt. Plötzlich erhob sich jedoch nochmals eine lebhafte Diskussion unter den Lamas, als deren Resultat mir die Frage vorgelegt wurde, ob das Ding denn auch die Wahrheit angäbe. Was konnte ich erwidern als: „Wenn es gut ist, zeigt es gut an". Damit aber waren die Gelbröcke beruhigt.

Ich bat nun um die Erlaubnis, den Herrn Schiretui photographieren und den Tempel besichtigen zu dürfen. Beides wurde bereitwilligst gestattet. Der Abt ließ sich einen prächtigen rotseidenen Shawl reichen, warf ihn malerisch um seine Schultern und setzte sich mit untergeschlagenen Beinen in offizieller Haltung auf seinen Divan. Dort hielt er still wie eine Felsenlandschaft. Hoffentlich erfreut seine würdige Gestalt das Auge des verehrten Lesers.

Von der Begleitung in den Dazan bat er mich, ihn zu dispensieren, da er erkältet sei. Ich that dies gern, um nicht die Schuld eines Rheuma- oder Podagra-Anfalles anf mein Gewissen zu laden, und begab mich in Begleitung der übrigen Lamas nach dem Tempel.*)

Nach meiner Rückkehr in die Behausung des Schiretui wurde mir natürlich ein Mahl vorgesetzt. Es war nach russischer Art und schmackhaft zubereitet und bestand aus einer Kohlsuppe und gekochten Fleischklößen. Mein Wirt beteiligte sich nicht an der Mahlzeit, schenkte mir indessen roten Krimwein ein und stieß mit mir auf mein Wahl an. Er trank jedoch nichts, sondern setzte nur aus Höflichkeit das Glas an die Lippen. Sein Glaube verbot ihm ja den Genuß des Alkohols. Ich war damals noch geneigt, diese Mäßigkeit für erheuchelt zu halten. Bald überzeugte ich mich davon, daß auch die Laien unter den Burjäten berauschende Getränke meistens verschmähen. Russen behaupteten, daß in der Regel nur die christlichen Burjäten Schnaps tränken.

*) Ich unterlasse die Beschreibung dieses Tempels, da ich weiterhin noch auf den Tempelbau zurückkomme.

Nach der Mahlzeit überreichte mir der Dolmetscher ein russisches Schriftstück mit der Bitte, ihnen den Inhalt zu erläutern. Es war die Abschrift eines Zeitungsartikels über Kirchenstreitigkeiten in Österreich. Ich sagte den Wißbegierigen also, daß es sich um Meinungsverschiedenheiten verschiedener christlicher Sekten handele. „Steht etwas über Buddhismus darin?" lautete die weitere Frage. Als ich dies verneinte, legten sie das Schriftstück mit entschiedener Enttäuschung bei Seite.

Es war später Nachmittag geworden, als ich mich zum Abschied erhob. Doch mein Wirt winkte mir würdevoll, noch sitzen zu bleiben, ging dann an eine Truhe und entnahm dieser einen 1,20 m langen und 0,35 m breiten hellblauen, seidenen Shawl. Er legte ihn über seine vorgestreckten und ausgebreiteten Hände und überreichte ihn mir mit Dankesworten für die Ehre meines Besuches. Ein derartiger Shawl ist das gewöhnliche, nicht gerade kostbare, aber ganz hübsche Gastgeschenk, welches der vornehme Besucher in jedem mongolischen Tempel erhält. In die Shawls sind Buddhafiguren eingewebt. Je heller und je länger der Shawl ist, desto mehr Ehre wird dem Gaste erwiesen. Die Buddhastatuen in den Tempeln werden mit ähnlichen aber weißen, viele Meter langen Shawls drapiert.*)

Nach längeren Dankesworten und mehrfachem Händedruck mit allen Mönchen bestieg ich mein Gefährt und raste nach Khorinsk zurück.

Am anderen Morgen schon trat ich die Fahrt durch die Steppe nach Süden an. Bis zur nächsten größeren Ortschaft Petrowski-Sawod (Petershütte) waren 150 km zu durchmessen. Das will für Burjätenpferde nicht viel bedeuten. Zur Not kann man diese Strecke in acht Stunden zurücklegen, ich zog es indessen vor, dies viel langsamer zu thun, um einen Einblick in das häusliche Leben der Burjäten zu gewinnen. Letztere schienen mir allerdings öfters erstaunt zu sein, daß ich von den guten Fahrgelegenheiten —

*) Die Sitte der Shawlspende stammt offenbar aus Tibet. Der Missionar Huc erzählt in seinem Werke „Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine pendant les années 1844, 1845 et 1846" (Th. 2 S. 86), daß diese Shawls zu den bedeutendsten Ausfuhrartikeln aus den chinesischen Provinzen Kan-su und Sse-tschuen nach Tibet zählen. Sie werden in allen Größen verfertigt und bei jedem Artigkeitsbesuch, bei jeder feierlichen Gelegenheit geschenkt, ja sogar gewöhnlich den Briefen beigefügt. Die „Kata" oder Glücksbinde ist dem Tibetaner der aufrichtigste Ausdruck der edelsten Gefühle.

es waren Relais auf dem ganzen Wege gestellt — so bedächtigen Gebrauch machte.

Einen halben Tag ging es noch durch die wellenförmige, unabsehbare Steppe. Schnee war auch hier nicht zu sehen. Das Braun der Landschaft wurde nur ab und zu von einem silbernen Band, welches sich in Gestalt eines zu Eis erstarrten Flüßchens durch die Steppe zog, unterbrochen. Ein solches passierten wir wenige Kilometer von Khorinsk. Da hatte ich Gelegenheit, den landesüblichen Winterfischfang zu besehen.

Reusen waren durch ein Loch im Eis bis auf das Bett des seichten Wassers, und zwar mit ihrer Öffnung gegen die Strömung gerichtet, versenkt. Durch ein senkrechtes Gitter aus Weidengeflecht war der Durchgang zwischen dem Eis und der Reuse für die Fische gesperrt, und letztere fingen sich in der That, obgleich das Wasser kryſtallklar war. Nur durch den Fischreichtum der sibirischen Gewässer erscheint ein ergiebiger Fang mit so ursprünglichen Vorrichtungen erklärlich. Mein Kutscher behauptete, daß ein Mann mit zwei Reusen im Laufe des Winters bequem 30 bis 40 Pud Fische fangen könne!

Die erste Station, wo ich Pferde, Kutscher und Gefährt wechselte, lag nur 12 km von Khorinsk. Weiterhin standen die Relais 30 bis 40 km von einander entfernt. Burjätenzelte und Häuser traf ich indessen in kürzeren Abständen. Der Russe bezeichnet die Blockhäuser mit „Uluß", die Filzzelte dagegen mit dem Worte „Jurt". Erstere Benennung ist nicht ganz zutreffend, weil der mongolische Ausdruck „Uluß" jede Wohnstelle, gleichviel, ob sie mit Zelten oder Häusern besetzt, oder ob sie für längere oder kürzere Zeitdauer bezogen ist, begreift.

Die kreisförmigen Zelte mit flachkonischem Dache bestehen aus dickem Filz, sind etwa 10 Fuß hoch und recht geräumig. Die Einrichtung ist natürlich außerordentlich einfach. Teppiche und Pelze bedecken die Erde, Truhen an den Wänden enthalten die — oft recht kostbare — Habe, als Schmuck aber könnte man nur die silberbeschlagenen Sättel und den Hausaltar nennen. Die Jurte des Burjäten ist der des Kirgisen sehr ähnlich.

Das Holzhaus erschien mir deshalb besonders interessant, weil sein Bau und seine Einrichtung sprechende Zeugen dafür sind, daß seine Bewohner

sich im Übergangsstadium vom Nomadentum zum seßhaften Leben befinden. Die Konstruktionsweise sah der Burjät dem russischen Ansiedler ab. Äußerlich unterscheidet sich das Blockhaus des Burjäten von dem des Russen durch die bedeutend geringere Stärke der Balken, durch die kleinere Zahl oder das gänzliche Fehlen der Fenster und häufig auch durch die Abwesenheit eines Schornsteins. Der Rauch zieht durch die offene Thür oder durch ein Loch im Dache ins Freie. Das Innere der Burjäten-Blockhäuser einfachster Art aber gleicht dem der Jurte. Nur ist die Grundfläche des Raumes quadratisch und der Herd aus Backstein gemauert. Der Blockhaus-Uluß macht in seiner primitivsten Form immer noch den Eindruck einer nur für kurzen Aufenthalt bestimmten Baracke. Und doch bedeutete der erste Bau einer solchen den Bruch mit allen Traditionen. Ich glaube in dieser Hinsicht*) gern den russischen Missionaren, welche berichten, daß die Priesterschaft noch vor fünfzig Jahren den Hausbau zu verhindern suchte. Baute doch nur der Burjät eine feste Behausung, welcher Ackerbau treiben wollte. Er gab damit seine volle Nomadenfreiheit auf und unterwarf sich der Kontrolle der russischen Regierung. Mit der fortschreitenden Seßhaftmachung der Burjäten geht deren allmähliche Russifizierung und Christianisierung Hand in Hand. Was die Regierung nicht mit ihren Machtmitteln durchsetzen konnte, das bewirkt der progressiv sich vollziehende Übergang vom Nomadentum zur vollen Seßhaftigkeit. Der Burjät ist viel zu intelligent, um nicht einzusehen, daß er durch den Ackerbau seine Lebenshaltung bedeutend verbessert. Er hat neuerdings auch erkannt, daß nur die Bebauung des Landes sein Recht auf den Besitz desselben, welches ihm von den russischen Ansiedlern rücksichtslos bestritten wurde, wirksam schützen kann.

Bisher ist die Zahl der seßhaften Burjäten sehr gering. Zwar besitzen schon viele von ihnen Holzhäuser, aber zum dauernden Aufenthalt benutzen sie sehr wenige. Nur in der Zeit der Ackerbestellung und der Ernte halten sich die Familien in ihren Wohnungen auf. Sobald die Feldarbeiten

*) Im übrigen wimmeln die von verschiedenen Popen — besonders in dem offiziellen Organ der Irkútsker Diözöse — über die Burjäten, ihren Glauben und ihre Priester veröffentlichten Abhandlungen von Unrichtigkeiten und Unwahrheiten.

verrichtet sind und das zahlreiche Vieh die Weiden abgegrast hat, wird die Jurte gepackt und die Wanderung in die Steppe angetreten.

Sehr selten trifft man auf geschlossene Dörfer. In ihnen allein aber hat die Russifizierung der Burjäten Fortschritte gemacht. Dort haben Burjäten sich mit Russinnen verheiratet oder Russen haben Burjätinnen zu Frauen genommen. Ich stieß auf meiner Reise auf ein solches Dorf, in dem sich der Assimilationsprozeß ganz vollzogen hatte. Fast die gesamte Bevölkerung entstammte da solchen Mischehen. Die Abkömmlinge von Mongolen und Russen hatten russische Lebensgewohnheiten angenommen, trugen aber in ihren Gesichtszügen die unverkennbaren Merkmale der mongolischen Rasse. Der Kultur schien mir diese Vermischung nicht zum Schaden gereicht zu haben. Im Gegenteil stachen die Anwesen und Felder jener Mischlinge angenehm von denen der rein russischen Nachbardörfer ab.*)

In allen Ulussen wurde ich auf das freundlichste aufgenommen. Das Familienhaupt begrüßte mich bei Vorfahrt mit tiefer Verbeugung und fragte höflich, ob ich Thee zu trinken oder gleich weiter zu fahren wünsche. Ich that stets das erstere, schon um meine in den primitiven Gefährten verbogenen und zerschundenen Gliedmaßen zu erholen.

So rastete ich am ersten Reisetage gegen Mittag ein Stündchen in einem Blockhäuschen von ursprünglicher Bauart. Um das Herdfeuer hockten die Bewohner und nahmen gerade ihre Mahlzeit ein. Sie bestand aus gekochtem Hammelfleisch, zu welchem die nationale Suppe, der Saturánn, aus Holzschalen getrunken wurde. Sie ist recht schmackhaft, wenngleich ihre Zusammensetzung gerade nicht vertrauenerweckend klingt. Ziegelthee wird in kochendes Wasser geworfen, und sobald sich dieses gefärbt hat, etwas Hammelfett, Salz, Mehl und Milch dazugethan. Obgleich die Zubereitung nicht die sauberste war, trank ich dennoch stets einige Schalen des erwärmenden, angenehm duftenden Getränkes. Ob ich es thäte, wenn ich jetzt plötzlich in

*) Soweit die Burjäten nicht völlig seßhaft wurden, nahmen sie auch in Tracht und Kleidung nichts von den Russen an. Im Gegenteil trifft man in Transbaikalien häufig russische Bauern, welche den langen praktischen Pelz der Burjäten, „Tügüll" genannt, tragen. Selbst die halbkugelförmige Schafpelzmütze, deren Haare nach innen gekehrt und deren vorstehende Ränder für gewöhnlich aufgeschlagen werden, sieht man auf den Köpfen russischer Bauern.

eine Burjätenbehausung versetzt würde, erscheint mir allerdings zweifelhaft. Nach mehrmonatlichen Reisen in China und Sibirien aber stumpft sich das Gefühl des Ekels einigermaßen ab, sodaß man an die Sauberkeit der Umgebung keine allzu hohen Ansprüche mehr stellt.

Auf der Fahrt im Laufe des Nachmittags änderte sich der Charakter der Landschaft. An Stelle der kahlen Grassteppe traten weite, mit Heidekraut bedeckte Flächen. Wir näherten uns einer der Höhengruppen, welche hier und da in weiten Abständen aus der sonst nur leicht welligen Steppe aufsteigen. Für das Auge ist der Anblick solcher Höhen stets eine Erholung, schon weil an ihrem Fuße wieder einiger Baumwuchs sichtbar wird. Die einförmige Steppe ist nur bei Auf- und Untergang der Sonne schön. Dann aber entwickeln sich häufig Farbenspiele, welche dem Zuschauer unvergeßlich bleiben. Ich wurde Zeuge eines solchen unweit der mongolischen Grenze. Der Himmel war so klar, wie er nur in der trockenen Luft Mittelasiens sein kann. Die Steppe war von rötlichem Licht überflutet, während der Schnee der nahen Berglehne in wundervollem Blau erglänzte. Unmittelbar daran schloß sich das Schwarzgrün des Nadelwaldes. Über diesem schauten die weißschimmernden Spitzen ferner Bergeshäupter hervor.

An jenem Nachmittage aber war die Landschaft in düstere Farben gehüllt. Am Fuße der Höhen zogen sich Fichtenwäldchen hin, zwischen denen sich mit Erlen und Sträuchern bewachsenes Bruchland erstreckte. Schnee lag auch da nur wenig. Doch am Himmel jagten schwere Schneewolken dahin. Die Kälte hatte im Laufe der letzten Stunden beträchtlich abgenommen. Der Wind war stärker und stärker geworden. Mehr und mehr steigerte sich das Brausen und Heulen, mit dem er über die Flächen und durch die rauschenden Wipfel der Bäume jagte. Einer der furchtbaren sibirischen Schneestürme schien im Anzuge zu sein. Der Burjät feuerte die Pferde zu rasender Eile an, sodaß wir bald nach Einbruch der Nacht glücklich einen Uluß erreichten.

Den meisten Lesern würde das Übernachten in einer solchen Burjätenbehausung kaum behagen. Diese zeichnen sich nicht gerade durch Reinlichkeit aus, und ihre Bewohner kommen recht selten mit Waschwasser in Berührung. Die vom Rauch des Herdfeuers und vom Duft der Speisen gesättigte Luft

enthält zwar gewiß wenig schädliche, aber doch viel unangenehm riechende Bacillen. Indessen ist ein solcher Aufenthalt dem bei Schneesturm im Freien immer noch vorzuziehen. Ich war froh, überhaupt ein warmes Obdach für die Nacht gefunden zu haben.

Jener Uluß gehörte überdies schon zu den in der Kultur vorgeschrittenen. Er bestand aus drei Häusern. In dem großen, länglichen Hauptgebäude gelangte man durch einen Vorraum, welcher zur Aufbewahrung von Vorräten, Hausgeräten und als Schirrkammer diente, in die Wohnstube. Sie war mit Fenstern versehen und gedielt. Die innere Ausstattung dagegen ließ an Einfachheit nichts zu wünschen übrig. Mehrere Schemel und Stühle, einige Truhen und ein niedriges mit Filz bedecktes Holzgestell, das war der ganze Komfort der bescheidenen Burjäten. Den einzigen Schmuck des Zimmers bildete auch hier der hölzerne Hausaltar. Wie überall hatte er die Gestalt eines kleinen, dreistufigen Treppengestells und war mit bunten Arabesken bemalt. Auf der obersten Stufe standen zwei vergoldete Thonstatuetten tibetanischer Buddhas. In ihrer Mitte aber bemerkte ich zu meinem Erstaunen eine Kabinettphotographie des augenblicklichen Urgenser Khutuchtus. Ich hatte solche Photographieen zwar schon gesehen, aber nicht geahnt, daß sie auf einem Hausaltar Verwendung fänden. Denn an sich war es schon etwas unerhörtes, daß der lebendige Mongolengott sich photographieren ließ. Die Gläubigen nehmen indessen an dieser Verletzung der Tradition ebensowenig Anstoß wie an den sonstigen Extravaganzen ihres jetzigen obersten Khubilgans, welcher ein sehr fortschrittlich gesinnter Herr zu sein scheint. In seinen Mußestunden soll er ein ziemlich weltliches Leben führen, spazieren reiten, Jagdausflüge unternehmen, und im kleinen Kreise sogar europäische Kleidung anlegen. Auch hat er dem Kaiser von China den schon längst fälligen Huldigungsbesuch noch nicht abgestattet. Letzteres ist ihm am wenigsten zu verdenken. Zwar wurden seine Vorgänger mit Ehren in Peking überhäuft, auf der Rückreise aber mehrfach unfreiwillig entkörpert und nach Sukhawadi geschickt.

Unter den Anbetungsobjekten auf der zweiten Stufe des Hausaltars befanden sich gottesdienstliche Geräte, nämlich eine Gebetmühle, zwei kupferne Opferkännchen, eine Klingel nebst Donnerkeil und eine als Blasinstrument

hergerichtete Muschel. Auf dem untersten Treppenabsatz hatten sieben Opferschälchen aus Messing ihren Platz.

Nachdem ich etwas gekochtes Hammelfleisch und Thee zu mir genommen hatte, ließ ich mich auf dem Ehrenlager, welches mir der Hausvater freundlichst eingeräumt hatte, nieder. Da die Unterhaltung schlecht ging — die Leutchen sprachen nur sehr wenig russisch — so bemühte ich mich nicht weiter, Gespräche anzufangen, sondern betrachtete von meinem Lager aus, still rauchend, das eigentümliche Bild, welches die um den Herd hockende Mongolengruppe darbot.

Schön war darunter nach unseren Begriffen keiner zu nennen; doch machten die von flackerndem Feuer bestrahlten gelbbraunen Gesichter einen entschieden gutmütigen, um nicht zu sagen sympathischen Eindruck. Wir sind gewohnt, uns unter Mongolen wilde, grausame Gesellen vorzustellen, wie sie einst unter den Kriegern Dschingis-Khans an der deutschen Ostmark erschienen, und wie wir sie etwa auf Gemälden der Schlacht bei Liegnitz dargestellt finden. Schwerlich würde ein Maler gute Modelle zu diesem Vorwurfe unter den heut lebenden Nachkommen finden. Schon seit zwei Jahrhunderten ist das Kriegshandwerk unter den Mongolen in Vergessenheit geraten. Die frühere Streitlust und Grausamkeit schwand mit dem Vordringen des Buddhismus. Nicht ohne Vorbedacht begünstigten bedeutende chinesische Herrscher die lamaistische Propaganda in der Mongolei. Sie haben sich in der Erwartung, daß der Buddhismus die kriegerischen Scharen, welche ihr Reich wieder und wieder bedrohten, endgültig besiegen würde, nicht getäuscht. Auch gewaltthätige Verbrechen sollen unter den lamaistischen Mongolen so gut wie gar nicht vorkommen.

Es waren nur Männer, die mit mir in derselben Stube nächtigten. Die alte Familiengroßmutter, welche ihren Anverwandten die Abendsuppe kredenzte, verschwand nach Beendigung der Mahlzeit. Sie kam ihrem Ehegatten an Häßlichkeit ziemlich gleich. Das aber will viel sagen. An dem runzeligen Gesicht des alten Mongolen mit der glatten, breiten Nase, den scharf hervortretenden Backenknochen und den wulstigen Lippen hätte jeder „Realist" die größte Freude gehabt. Auch die schiefliegenden kleinen Augen trugen nicht zur Verschönerung bei. Der Stolz eines jeden Mongolen oder

Chinesen, der Zopf, war beinahe dahingeschwunden. Von der schmutzigen gelben Platte stand nur noch ein kleines Schwänzlein ab, auf dessen Pflege sein Eigentümer indessen stark bedacht zu sein schien.

Adam und Evas Nachkommen sind doch ziemlich verschieden und haben sich ziemlich verschieden entwickelt. Dieser Gedanke schoß mir damals unwillkürlich durch den Sinn. In Khorinsk hatte ich eine Sammlung burjätischer Sagen gelesen und zu meinem Erstaunen gesehen, wie sehr die Schöpfungsgeschichte der Mongolen der biblischen gleicht. Einst, heißt es in ersterer, gab es keine Erde, sondern nur ein Wasser. Damals gab es auch nur einen (guten) Gott, welcher Ssomböll (aus sich selbst geschaffen) hieß. Er wollte die Welt schaffen, ging auf dem Wasser und befahl dem daraus auftauchenden bösen Geist Scholmó, schwarze Erde, roten Ton und Sand vom Grunde zu holen. Aus den Stückchen, die Scholmó brachte, ließ er die Erde entstehen. Dann schuf er einen Mann, und zwar das Fleisch aus roter Thonerde, die Knochen aus Stein und das Blut aus Wasser. Dieser Mann aber war noch nicht belebt. Der Gott legte ihn hin und ließ den Hund als Wächter zurück. Da erschien Scholmó, hinterging den Hund und blies den Menschen an, sodaß dieser die Haare, mit welchen ihn der Gott am Körper bekleidet hatte, bis auf die Kopfhaare verlor. Als der Gott wieder kam und das Geschehene bemerkte, sagte er zum Hunde: „Du wirst zur Strafe für deine Unachtsamkeit für alle Zeit Knochen nagen und dich von dem, was der Mensch abfallen läßt, nähren". Dann hauchte er dem Mann Leben ein. Dieser erhielt jedoch, weil Scholmó ihn angeblasen hatte, nur eine Lebensdauer von höchstens 200 Jahren und wurde den Krankheiten unterworfen. Aus der linken falschen Rippe des Mannes schuf der Gott das Weib.

Auch die Erinnerung an die Sintflut findet sich in den Sagen der Burjäten.*)

Am Morgen erst lernte ich die Schönheiten meiner Wirtsfamilie kennen. Die Schwiegertochter und die Tochter der alten Hexe erschienen

*) Sagen der Burjäten, niedergeschrieben von verschiedenen Sammlern. Herausgegeben aus Mitteln des Groß-Lamas Gambojeff. Irkútsk, Druckerei von Witowski. 1890. Diese Sagen scheinen übrigens stark mit buddhistischem Beiwerk versetzt zu sein.

da, um ihre Morgensuppe einzunehmen. Wenn das weibliche Geschlecht schon bei uns nicht mit Unrecht das schönere genannt wird, so verdient es diese Bezeichnung noch mit weit größerem Recht bei den Burjäten. Unter

Burjätenmädchen im Festgewand.

den jungen Mädchen giebt es da viele, welchen auch der Europäer nicht das Prädikat „hübsch" versagen kann. Sie verstehen es auch recht gut, ihre Vorzüge durch Toilette und Schmuck zur Geltung zu bringen. An Werktagen tragen sie allerdings eine einfache Tracht. Eine vorn geöffnete kurze Jacke aus grobem Tuch und ein Rock aus gleichem Stoff werden über das lange Untergewand gezogen. Als Schmuck dient den

Frauen stets ein langer, meistens silberner Haarpfeil, den Mädchen aber ein mächtiges silbernes Medaillon. Selten treten hierzu noch Ohrringe oder Halsketten. Die gewöhnliche Kopfdeckung besteht in einem niedrigen, kegelförmigen Filzhut. Außer Hause tragen Frauen und Mädchen bei kaltem Wetter das gleiche lange Pelzgewand wie die Männer. An Festtagen aber werden schöne gestickte oder mit bunten Stoffen benähte Kleider und kostbarer Silberschmuck aus den Truhen hervorgeholt. Besonders die Festtracht der jungen Mädchen, welche in schneeweiße, lange Gewänder gekleidet sind,*) dürfte auch jede Europäerin vortrefflich kleiden.

Das weibliche Geschlecht nimmt bei den Burjäten eine bessere Stellung als bei den allermeisten asiatischen Völkern ein. Polygamie oder Nebenfrauenwirtschaft giebt es nicht. Wenn die Frau auch bei den Burjäten als ein untergeordnetes Wesen gilt, so scheint doch die Gewalt des Mannes nicht viel über eine ehemännliche Vormundschaft oder eine väterliche Gewalt hinauszugehen. Das Weib ist nicht an die Räume des Frauengemaches wie die Chinesin oder die Araberin gefesselt, sondern bewegt sich frei in und außer dem Hause und hilft ihrem Ehemann bei allen Geschäften des täglichen Lebens. Kurz, ihre Stellung dürfte kaum schlechter sein als die der russischen Bauernfrauen in Transbaikalien.

Die Schönen des Uluß, in welchem ich übernachtete, schirrten mir, nachdem sie ihre Morgensuppe verzehrt hatten, das Dreigespann an. Ich photographierte sie, schenkte ihnen einige bunte Seidenbänder und fuhr dann ohne längeren Aufenthalt bis Petershütte.

2. An der russisch-mongolischen Grenze.

Pjetrówski Sawód ist ein kleiner Industricort, welcher seine Entstehung den staatlichen Eisenwerken verdankt, die dort im Jahre 1787 angelegt wurden. Bekannter als durch seine Hüttenwerke aber ward er durch die „Dezembristen", von denen viele ihr Leben dort in der Verbannung beschlossen. Einige Leichensteine auf dem Friedhof, einige Kreuze auf den Höhen um Pjetrówsk standen noch als Denkmäler jener traurigen Episode

*) Vgl. Abbildung 278.

in der russischen Geschichte. Sonst rufen nur die eleganten Fuhrwerke, „Bestuscheff" genannt, welche wir in Pjetrówsk wie in anderen Städten des südlichen Transbaikaliens als Droschken finden, die Erinnerung an die Dezembristen wach. Der besseren Zeiten gedenkend, die er in London verbrachte, konstruierte ein Verbannter, Namens Bestuscheff, ein leichtes Fuhrwerk in Gestalt der englischen Cabs, welches bald allgemeine Verbreitung fand, und angenehm von den sonstigen sibirischen Reisegefährten absticht.

Pjetrówsk liegt sehr freundlich in einem weiten, von bewaldeten Bergen umrahmten Thalkessel. Das Eisenwerk mit seinen hohen Schornsteinen beherrscht den ganzen Ort. Es ist auch die einzige Sehenswürdigkeit. Gleich nach meiner Ankunft begab ich mich deshalb in einem der erwähnten Wägelchen zum Oberaufseher der Hütte. Es dauerte eine Weile, bis er den Zweck meines Besuches begriffen hatte. Offenbar konnte er sich nicht recht vorstellen, wozu ein Deutscher, der Gelegenheit hatte, große und moderne Eisenwerke zu sehen, das von Pjetrówsk besichtigen wollte. Doch kam er schließlich meinem Wunsche freundlich nach.

Ich hatte nicht viel erwartet. Gerade deshalb wurde ich zunächst angenehm überrascht. Im Vergleich zu dem transbaikalischen Silberbergwerksbetrieb waren die Pjetrówsker Anlagen großartig, an sich betrachtet dagegen auch recht ursprünglich. Ihre Blütezeit scheint in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts gewesen zu sein. Damals wurde dort sogar eine Dampfmaschine gebaut, für deren Güte der Umstand spricht, daß sie sich zur Zeit meiner Anwesenheit noch im Betriebe befand. Am besten funktionierten die Hochöfen, in denen alljährlich etwa 100 Tonnen Eisenerze verarbeitet wurden. Sie kommen aus dem über drei Meilen entfernten Bergwerk und werden mit Gespannen herangefahren.

Das Metall wird zur Anfertigung einfacher landwirtschaftlicher Geräte verwendet, die jedoch nur sehr schwachen Absatz finden. Sie sind außerordentlich plump, sodaß schon deshalb jeder Bauer die englischen oder amerikanischen Erzeugnisse vorzieht. Außerdem sind sie noch bedeutend teurer als die letzteren. Auch 3000 km vom Meere schlägt die ausländische Industrie die sibirische! Die Produktionskosten in Pjetrówsk erschienen mir recht hoch. Verbrecher wurden zwar weder auf der Hütte, noch in der

Gießerei verwandt, aber die freien Arbeiter erhielten im Akkord 1½ bis 2 Rubel täglich. Die Eisenwerke werden nur im Betrieb gehalten, um den Einwohnern nicht den gewohnten Verdienst zu entziehen. Auch mit der Fertigstellung der Bahn schien mein Führer keinen Aufschwung der Eisenwerke zu erwarten. „Die Bahn wird ihre eigenen Werkstätten haben und sich ebensowenig wie bisher um uns kümmern. Haben wir doch bisher keinen Auftrag zur Lieferung von Schienen oder sonstigen Eisenteilen erhalten!" In der That wäre es an der Zeit gewesen, solche Aufträge zu erteilen, da die Arbeiten für den Bahnbau in Transbaikalien schon damals rüstig fortschritten. Der Bahntelegraph vom Baikal-See über Pjetrówsk nach Tschitá war beinahe fertig und sogar die Legung des Bahndammes vielfach in Angriff genommen.

Pjetrówsk liegt am Endpunkte der Zweigpoststraße, welche es mit der Stadt Wjerchne-Udinsk verbindet. Diesen Weg konnte ich auf meiner Fahrt nach Süden 80 km weit benützen. Dann verließ ich ihn, um von Dorf zu Dorf fahrend, Troizkossawsk zu erreichen.

Hatten schon die Ansiedelungen im westlichen Transbaikalien mein Gefallen erregt, so wurde ich auf dieser über 190 km langen Strecke geradezu in Erstaunen versetzt. Dieser Teil Transbaikaliens ist wohl zur Zeit der volkreichste und best kultivierteste Sibiriens. Schon in der Nähe von Pjetrówsk führte mich mein Weg durch Dorfschaften von zwei bis dreihundert Häusern. Größe und Zahl der Ortschaften aber nahmen in dem Maße, als ich nach Süden kam, zu. Eine halbe Stunde Weges von der letzten Poststation Muchór Schibír fuhr ich an zwei Dörfern, Neu- und Alt-Sagán vorüber, deren jedes an sieben bis achthundert Einwohner zählte. Doppelt und dreifach so groß aber sind viele der Gemeinden, welche sich in kurzen Abständen im Thale des Chilók gebildet haben. Einen Tag lang führte da mein Weg durch dicht bebautes Land. Kein Unland, kein Wald war in der fruchtbaren Ebene zu sehen. Gut bestellte Felder, teils Russen, teils Burjäten gehörig, reihten sich dicht an einander. Nur in der Ferne zeigten sich wilde, bewaldete Höhen.

Die Bewohner empfingen mich überall beinahe herzlich. In jedem Bauernhause, wo ich Pferde wechselte, wurden mir warme Fleischgerichte

vorgesetzt. Die guten Leute schienen beleidigt, wenn ich dankte oder nur wenig verzehrte. Und doch mußte ich dies öfters thun, da doch auch der kräftigste Mensch nicht alle 1—2 Stunden ein Pfund Fleisch zu sich nehmen kann.

Der Lebensunterhalt jener Ansiedler war augenscheinlich ein sehr reichlicher. Davon zeugte nicht allein die gute Kost, sondern auch die vortreffliche und zuweilen beinahe luxuriös zu nennende Ausstattung der Stuben mit Gardinen, Teppichen, Sofas u. a., sowie die Kleidung der Frauen, wie sie im europäischen Rußland nicht viele an Festtagen anziehen.

Den besten Eindruck machten die Ansiedelungen der Altgläubigen, welche schon an ihrer Gestalt und an ihrem Auftreten leicht zu erkennen waren. Selten sah ich durchweg so schöne Frauen und so stattliche Männer wie unter ihnen. Zu diesen Schönen muß ich auch eine uralte Jungfrau zählen, mit der ich eine spaßhafte kleine Scene erlebte. Eine Fürstin hätte sich der edlen Züge, der feinen Gliedmaßen und der Haltung dieser Bäuerin nicht zu schämen brauchen. Sie schien sich aber auch ihrer Vorzüge bewußt zu sein. Zum Vorschein kam sie erst, als sie hörte, daß ich den jungen Bauer mit seiner Frau photographiert hatte. Sie hatte sich ein ihr sehr gut stehendes Gewand angelegt und nahm in würdevoller Haltung auf einem Stuhl am Fenster Platz. Als ich den Apparat schon eingestellt hatte, verlangte sie jedoch zu wissen, was die Bilder kosteten und wann sie fertig würden. Auf meine wahrheitsgetreue Entgegnung, daß ich letzteres selbst noch nicht wisse, und daß ich nur zu meinem Vergnügen photographiere, verließ sie in wortloser Entrüstung das Zimmer.

Ein für sibirische Verhältnisse charakteristisches Erlebnis hatte ich in einem anderen Dorfe. Gleich nach meinem Eintreffen meldete sich der Dorfälteste im Schmucke der Amtskette mit den Worten: „Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich zu melden, daß die Tote im letzten Hause des Dorfes unverändert, wie ich sie vor vier Wochen fand, liegt". Man hatte mich für den Kreisphysikus gehalten, welcher seit drei Wochen erwartet wurde, da die Frau eines Verbannten erschlagen worden war. Ihre Leiche wurde bereits einen Monat in gefrorenem Zustande für die Obduktion aufbewahrt.

Auch auf die Spuren deutscher Thätigkeit stieß ich jener weltfernen Gegend. Es war am Fluß Tschikoi, als ich bei einer Wassermühle mit elektrischen Bogenlampen vorbei kam. Der Bauer, welcher mich fuhr, bemerkte auf meine Frage nach dem Besitzer der Mühle: „Da wohnt ein Deutscher, der hat sich solch ein Licht ausgedacht". Ich ließ natürlich halten, um dem Landsmann einen Besuch abzustatten. Doch teilte mir ein altes Weib zu meinem Leidwesen mit, daß ihr Herr verreist sei.

Nicht weit vom Tschikoi bei dem Ort Kirán lagen die Sommerwohnungen reicher Kiachtaer Kaufleute. Weder sahen sie äußerlich sehr gefällig aus, noch war ihre Umgebung besonders reizvoll. Aber weit im Umkreise von Kiachta dürfte die Gegend von Kirán immer noch die erträglichste sein. Wenigstens sind dort einige Bäume und Sträucher anzutreffen, während man sonst viele Meilen weit um die Stadt nur die kahle Steppe durchfährt.

Das Dorf Kirán blickt von einer Höhe auf diese öde Landschaft herab. Es machte einen trostlosen Eindruck, da die Hälfte der Häuser verfallen und verlassen war. Viele seiner Bewohner waren in den letzten Jahren nach Kiachta gewandert, um sich dort als Arbeiter zu verdingen. Der Russe giebt eben selbst eine ganz einträgliche Landwirtschaft auf, wenn sich ihm ein anderer Erwerb bietet. Die, welche in Kirán wohnen blieben, standen sich jedenfalls nicht schlecht. Hierfür zeugte unter anderem die Häuslichkeit des Gemeindequartierhalters. Besonders das Fremdenzimmer war so freundlich, wie ich es nie vor- oder nachher in Sibirien sah. Teppiche, schneeweiße Gardinen, Öldrucke, Blumen und sogar ein großes Himmelbett gaben ihm ein europäisches Aussehen. Trotzdem verweilte ich nur zwei Stunden. Drei Meilen von Kiachta wollte ich nicht mehr rasten. Nach einem guten Abendbrot und einer längeren Unterhaltung mit dem Ortsgeistlichen, der auf die Kunde von meiner Ankunft neugierig erschienen war, trennte ich mich von dem traulichen Zimmer, um noch in der Nacht die letzte Strecke bis Kiachta bezw. Troizkossawsk zurückzulegen.

Kiachta gehört wohl zu den bei uns wenigstens dem Namen nach bekanntesten Ortschaften Sibiriens. Und doch zählt es kaum mehr als dreißig Häuser, da dort nur die Großkaufleute mit ihrem Gesinde wohnen. Es ist im Grunde nur eine Vorstadt von Troizkossawsk, welches 3 km

nordwestlich davon an der Karawanenstraße liegt und etwas über 7300 Einwohner hat. Freilich verdankt die Stadt ihre Existenz dem Vorort, welcher ja der größte Theestapelplatz des nördlichen Asiens ist.

Wer keine privaten Empfehlungen besitzt, findet in Kiachta keine Unterkunft. Dagegen bestand in Troizkossawsk zur Zeit meiner Anwesenheit ein „Hotel". Ein alter Pole hatte dem gerade nicht sehr dringenden Bedürfnis nach der Einrichtung eines Gasthauses abgeholfen, indem er in einem Flügel des Blockhauses drei Fremdenzimmer einrichtete. Viel Verdienst mochte er davon nicht haben, aber als unternehmender Mann suchte er seinen Erwerb in den verschiedensten Berufszweigen. Sein Hauptgeschäft bestand in einer Bäckerei und Konditorei, daneben verkaufte er Materialwaren und betrieb die Landwirtschaft „intensiv", d. h. er düngte und pflügte einige Hektar Ackerland.

Der alte Herr freute sich anscheinend sehr über meinen Besuch, der ihm Gelegenheit bot, sich über seine Heimat, die er nach dem polnischen Aufstande verlassen mußte, zu unterhalten. Merkwürdigerweise sprach er noch ziemlich fließend deutsch, obgleich er doch nun schon über 40 Jahre in der Verbannung lebte. Sein Gedächtnis schien ausgezeichnet zu sein, da er mir detailliert eine Reihe von Episoden aus der ersten Verbannungszeit schilderte. Gut hatten es die armen Verbannten nicht gehabt. Viele Hunderte waren umgekommen. Die aber, welche die schwere Zeit überstanden, erwarben sich meistens nach einigen Jahren eine gesicherte Lebensstellung, sodaß manche es vorzogen, in Sibirien zu bleiben, selbst nachdem sie begnadigt worden waren. Zu letzteren gehörte auch mein Wirt. Bis auf eine Tochter waren alle seine Kinder nach Polen zurückgekehrt. Er und seine Gattin hatten in Sibirien eine zweite Heimat gefunden. Von den Verbannten aus dem polnischen Aufstande aber war er wohl einer der letzten Überlebenden. Außer ihm lernte ich nur noch einen 76jährigen Handwerker in Tschitá kennen.

Nach den üblichen Besuchen bei den höheren Beamten, die sich übrigens in Troizkossawsk weniger entgegenkommend als sonst zeigten, setzte ich mich in einen „Bestuscheff", um Kiachta und Mai-má-tschin zu besuchen. Nach kurzer Fahrt blitzten die Kuppeln der mächtigen Kathedrale, welche

durch ihre Pracht allein schon für den Reichtum der Kiachter Kaufmannschaft zeugt, im Sonnenschein auf. Bald kamen auch die weißgetünchten, einfachen Wohnhäuser in Sicht, und die Pferde trugen uns im schlanken Trab durch die breite Hauptstraße an den kümmerlichen Anlagen vorbei zu dem Hause des Grenzkommissars. Er empfing mich liebenswürdiger als seine Troizkossawsker Kollegen, und bot mir die Besorgung von Relais nach Urgá, der Hauptstadt der Mongolei, an. Ich lehnte dankend ab, weil im Winter in Urgá nichts zu sehen ist, und nahm nur die Begleitung des Dolmetschers bei einer Besichtigung der chinesischen Grenzstadt Mai-má-tschin an. In wenigen Minuten brachte uns der Wagen in das chinesische Handelsstädchen. Neues bietet dies für jeden, der auch nur Tientsin oder Schanghai gesehen hat, gerade nicht. Immerhin ist es von Interresse, die einzige rein chinesische Stadt im Norden des Reiches der Mitte zu sehen. Die Kaufleute — das sind die einzigen Bewohner der Stadt — haben sich ihr provisorisches Heim genau nach heimatlichem Muster hergerichtet, sodaß Mai-má-tschin chinesischer aussieht als ein großer Teil Pekings, welches ja in seiner ganzen Anlage mandschurischen Charakter trägt. Von den Wohnhäusern war, wie überall im Orient, wenig zu sehen. Hohe Mauern zogen sich an beiden Seiten der Straße hin. Nur die mit schweren, geschweiften Dächern gekrönten Portale gestatteten einen Blick in die Vorhöfe und die mit schön geschnitzten oder durchbrochenem Holzwerk verzierten Façaden der Kaufläden. Hinter letzteren und seitwärts davon lagen die Wohnräume.

Ein besonders prächtiges Thor führte zum Tempel und zum Gouvernementsgebäude. In dem geräumigen Vorhof standen mächtige Flaggenmasten. Dazwischen lagerten einige Dutzend kleiner Mörser vorsündflutlicher Konstruktion, welche die Einwohner bei festlichen Anlässen zwar erfreuen, öfters aber wohl auch gefährden mochten. Der Tempel war ebenso mit Zierrat überladen und daher ebenso geschmacklos wie die Mehrzahl chinesisch-buddhistischer Heiligtümer. Es wimmelte darin von fabelhaften Tier- und Götzenbildern. Als Hauptanbetungsobjekt diente ein riesiger Buddha in der Gestalt eines bärtigen Helden, wie sie in der chinesischen Heroengeschichte eine große Rolle spielen und noch jetzt auf der Bühne dargestellt werden.

Sehenswerter als Mai-má-tſchin iſt der Theepackhof, welcher ſich auf ruſſiſchem Gebiet dicht an der Landesgrenze erhebt. Er iſt viereckig und wird von hohen Lagergebäuden, die in der Frontlänge etwa 400 Schritt meſſen, umgeben. Mächtige, von Säulenportalen geſchmückte Pforten in der Mitte jeder Seite führen in ſein Inneres, welches von niedrigen Lagerhäuſern durchzogen wird.

Chineſiſches Kaufhaus in Mai-má-tſchin.

Vor den Thoren und im Hofe herrſchte reges Leben, an der ſüdlichen mongoliſchen Seite ſtanden und lagerten bepackte Kameele und Ochſen vor den hochbeladenen zweirädrigen Karren. Während ſie mit ihren Laſten in das Innere des Hofes wanderten, ſah man in der Ferne ſchon wieder neue Karawanen heranziehen. In dem mongoliſchen Portal hing ein mächtiges Heiligenbild zum Zeichen, daß der Thee in den chriſtlichen Herrſchaftsbereich eintritt. Im Hof wimmelte es von Ruſſen und Mongolen. Die Theekiſten wurden abgeladen und, nachdem ihr Inhalt gewogen war, nicht nur wie bis dahin in Leinwand, Papier- und Korbgeflecht verpackt,

sondern obendrein in Rindshäute eingenäht. Dann kamen sie auf zweirädrige, von Pferden gezogene Karren, um die lange Weiterfahrt durch das thurmgekrönte russische Hauptportal anzutreten.

Bekanntlich ist in den letzten Jahrzehnten der Theetransport auf dem Seewege stetig gestiegen. Noch jetzt geht indessen etwa die Hälfte des gesamten chinesischen Export-Thees durch Sibirien nach Europa. Die

Im Theepackhof zu Kiachta.

letzte, mir bekannt gewordene statistische Erhebung giebt den Gesamtwert des im Jahre 1892 über Kiachta gekommenen Thees auf 12 979 294 Rubel an. Von diesem Thee dürfte nach Deutschland und England leider sehr wenig kommen. Leider, muß ich sagen, weil der nach Rußland exportierte Thee von weit besserer Qualität ist, als der auf dem Seeweg nach Europa gelangende. Dies rührt nicht etwa daher, daß der Thee durch den Seetransport leidet, sondern daher, daß die Russen von jeher an bessere Ware gewöhnt sind und auf den chinesischen Märkten höhere Preise zahlen. Bei

uns bestehen fast alle guten Marken aus einer Mischung von chinesischen und indischen Produkten.

Der Thee, welchen die Chinesen trinken, dürfte — und wäre es selbst das schönste Gewächs — wenigen europäischen Gaumen zusagen. Bitter und wenig aromatisch, entbehrt er ganz des Wohlgeschmackes, den wir beim Thee gewöhnt sind, und welcher erst durch den mechanischen Gährungs- und Röstungsprozeß der Blätter hervorgerufen wird. Der Chinese trocknet diese an der Sonne.

Der Theehandel Kiachtas,*) welcher zur Zeit noch in voller Blüte steht, wird mit der Vollendung der sibirischen Bahn voraussichtlich dem

*) Über den russisch-chinesischen Grenzhandel in Transbaikalien im Jahre 1892 geben das deutsche Handelsarchiv und der sibirische Handelskalender unter anderen folgende interessante Zahlen:

I. Handel über Kiachta.

A. Einfuhr aus bezw. über China.

	Wert in Rubeln
1. Chinesische Waren	
Blätterthee	7 435 770
Thee in Tafeln	6 540
Ziegelthee	5 533 985
2. Andere chinesische Waren im Groß- und Kleinhandel	1 377 174
3. Mongolische Waren	155 386
4. Mongolisches Vieh	129 397
5. Russisches Handgewebe	60
6. Papierrubel	113 111
Gesamtwert	14 754 623

B. Ausfuhr aus dem russischen Reich.

1. Lebensmittel	12 699
2. Gewerbliche Erzeugnisse	1 403 713
3. Ausländische Pelzwaren, Thee, Kandiszucker	264 089
4. Edelmetalle	
Gold in Halbimperials	1 312
Hamburger Silber	213 957
Silberbarren	847 590
5. Papierrubel	221 835
Gesamtwert	2 965 195

II. Handel über die kleineren Grenzortschaften.

A. Einfuhr (hauptsächlich Thee und Vieh	90 350
B. Ausfuhr (Waren und Vieh)	63 988

Demnach betrug der Wert der gesamten Einfuhr 14 844 973, der gesamten Ausfuhr aber 3 029 183 Rubel.

Untergange geweiht sein. Dann werden die Schiffe, welche mit ihren Ladungen aus Mittelchina kommen, wohl ihren Kurs nicht mehr nach Tientsin, sondern nach Wladiwostók richten, von wo der Thee ohne umgeladen zu werden, durch die Mandschurei über Zuruchaitui nach Transbaikalien und weiter durch Sibirien nach Europa gelangen kann. Freilich werden die Frachttarifsätze dann bedeutend niedriger gestellt werden müssen, als es bisher auf den Teilstrecken der sibirischen Bahn der Fall ist.*) Sonst dürfte der Bahntransport teurer zu stehen kommen, als die jetzige Karawanenbeförderung, welche bei gewöhnlichem Thee etwa ebensoviel wie der Einkaufspreis beträgt. Die mächtigen Theespeicheranlagen Kiachtas aber werden dann unbenutzt daliegen, die Millionäre werden ihre Wohnsitze nach dem fernsten Osten verlegen müssen und an Stelle des regen Karawanenlebens wird wieder die Stille der weiten Steppe treten.

Von den Millionären zu Kiachta war mir schon so viel — und meistens so ungünstiges — erzählt worden, daß ich recht gespannt war, sie und ihre Lebensweise kennen zu lernen.

Ich hatte eine Empfehlung an den Großkaufmann Schewelióff, welcher in Wladiwostók ansässig war, sich aber damals gerade bei seinem Schwager Zinitzin in Kiachta besuchsweise aufhielt. Ich traf Herrn Schewelióff glücklicherweise zu Hause an, wurde auf das liebenswürdigste begrüßt und von dem alten Herrn gleich in eine so interessante Unterhaltung über chinesische Verhältnisse gezogen, daß ich meinen ersten Besuch beinahe zwei Stunden ausdehnte. Herr Schewelióff nun gilt zwar in Rußland als einer der besten Kenner Chinas und der chinesischen Litteratur, und für eine große Ausnahme unter seinen Landsleuten und Standesgenossen, indessen war mein Glaube an die rohen Sitten und die Unwissenheit der Kiachtaer Kaufleute, nachdem ich seine Bekanntschaft gemacht, doch schon etwas erschüttert.

Im Laufe unseres Gespräches hatte ich die Äußerung fallen lassen, daß es interessant sein müsse, das Innere einer chinesischen Wohnung in Mai-má-tschin kennen zu lernen oder gar an einem Diner dort teilzunehmen. Gegen Mittag des nächsten Tages schon erschien Herr Zinitzin bei

*) Für Westsibirien ist dies schon im Jahre 1897 geschehen. Der Getreidetransport von Omsk bis Libau stellt sich darnach auf 32 Kopeken für das Pud.

mir in Troizkossawsk und lud mich ein, mit ihm nach Mai-má-tschin zu fahren, wo einer seiner chinesischen Geschäftsfreunde, dem er meinen Wunsch mitgeteilt habe, sich die Ehre geben würde, uns einige Proben der heimatlichen Küche vorzusetzen.

Das Haus unseres Gastgebers war eines der schönsten in Mai-má-tschin. Das Holzgitterwerk am Eingang zum Vorhofe, die Schnitzereien an der ganzen Front des Hauses ebenso wie die reichverzierten Rundziegeldächer sprachen nicht minder für die Wohlhabenheit wie für den guten Geschmack des Besitzers. Dieser empfing uns in dem Verkaufsraum und geleitete uns dann in ein zweites, großes Gemach, seine „gute Stube", welche mit Teppichen, Kissensitzen und bemalten und geschnitzten Schränken ausgestattet war. Sie diente gleichzeitig als Eßzimmer. Nachdem etwa ein Dutzend Schälchen auf einem großen, runden Tische aufgetragen worden waren, wurden wir unter etwas abgekürzten orientalischen Höflichkeitsbezeugungen eingeladen, Platz zu nehmen, und zwar auf Stühlen. Letzteres erhöhte meine Stimmung bedeutend. Jeder Europäer, der die Qualen mehrstündiger orientalischer Sitzweise kennen lernte, wird verstehen, daß ich beim Anblick von Stühlen aufatmete. Außerdem war unser Wirt so rücksichtsvoll gewesen, Messer und Gabeln neben den Eßstäbchen auf den Tisch legen zu lassen.

Wir waren eine recht bunte Gesellschaft. Der Hausherr im wattierten chinesischen Wintergewande, Zinitzin und ich im schwarzen Rock, ein zweiter russischer Kaufmann in einer dunkeln, anscheinend seiner Phantasie nach gefertigten Jacke mit geblümter Weste, ein dritter Kaufmann in russischer Bluse, ein sibirischer Litterat, dessen Kostüm verriet, daß die Schriftstellerei auch dort wenig einbringt und endlich ein persischer Händler im Burjätenpelz und hohen Fellstiefeln. Die Unterhaltung ging etwas stockend von statten, da der Wirt ein Russisch sprach, welches weit schlimmer war wie das seinen Landesleuten in den Vertragshäfen geläufige pigeon-english.*)

*) Pigeon bedeutet business, also pigeon—english = Geschäfts-Englisch. So heißt die aus vielleicht 200 Wörtern bestehende Geschäftssprache, welche unter den Chinesen und Europäern in den Vertragshäfen gebräuchlich ist und größtenteils aus verstümmelten englischen Ausdrücken besteht. Einige Wörter sind portugiesischen Ursprungs.

Sehr viel Zeit zur Unterhaltung war indessen auch nicht, da sich die schier endlose Reihe verschiedenartiger Gerichte ohne Unterbrechung folgte. Hammelfleisch in mannigfacher Zubereitung, gebratene Ente, Huhn, verschiedene Krautsorten, Seekohl, Trepangen, Pilze, Fische und viele Gerichte, deren Bestandteile mir schleierhaft blieben, wurden in die vor jedem stehende Schale mit dunklem Essig getaucht und fanden allseitige Anerkennung. Wieder einmal machte ich die Beobachtung, daß die arg verrufene chinesische Kost vortrefflich ist. Die Chinesen sind Meister in der Kochkunst. In jedem größeren chinesischen Dorfkrug an der großen Landstraße erhält man für wenige Kupferstücke ein gut zubereitetes Mittagbrot. Würde nicht an Stelle der Butter meistens schlechtes Fett oder Sesamöl, welches den Speisen einen widerlich süßlichen Geruch und Geschmack giebt, verwendet, so hätte ich häufig dasselbe Mahl wie mein Diener in China zu mir genommen. Ratten werden wohl nur in den übervölkerten Städten von den Ärmsten verzehrt, Regenwürmer werden überhaupt nicht und Heuschrecken nur von besonderen Liebhabern genossen. Als Getränk zu seinen Mahlzeiten nimmt der Chinese für gewöhnlich Thee oder einfachen Hirse- oder Reisbranntwein. Eine edlere Sorte dieses berauschenden Getränkes, „Maigalo" genannt, wird heiß bei opulenteren Mahlzeiten genossen. Schön schmeckt es gerade nicht, aber immer noch besser als der japanische Sake. Dabei ist es für chinesische Begriffe über alle Maßen teuer. Kostete doch der halbe Liter in Mai-má-tschin etwa fünf Mark. Für diesen Preis konnte man wenigstens erwarten, daß der Trank etwas reinlicher zubereitet war als es bei dem in der Familie fabrizierten Reisbranntwein häufig der Fall sein soll. Von dieser Zubereitung durch die Hausfrauen giebt ein altes Reisewerk*) über China folgende ergötzliche Beschreibung: „Sie lassen den Reis aufkochen und stampfen ihn zum Teige, nehmen alsdann Reismehl, käuen es im Munde und speien das Gekauete in ein Töpflein. Dies wird hiernach unter den Reis gethan, miteinander wohl durchgeknätet und Wasser darauf gegossen. Nachdem es alles so ein paar Monat gestanden, giebt es einen starken, wohlschmeckenden Trank". Unser Gastgeber war so splendid, uns während des Mahles nur

*) Gedenkwürdige Verrichtung der Niederländischen Ost-Indischen Gesellschaft in dem Kaiserreich Taising über Sina im Jahre 1662. Amsterdam bei Jacob van Wieurs 1675.

Maigalo zu kredenzen. Trotz allen Sträubens mußte auch ich an zehn Schälchen davon trinken. Die übrigen nahmen beinahe zu jedem Gericht ein Schälchen von der Größe eines Schnapsglases. Zum Schluß des Diners zeigte uns unser Wirt, daß er etwas russifiziert war. Gleichzeitig mit kandierten Früchten, Ingwer und anderen chinesischen Süßigkeiten wurden Sektgläser und Cigaretten auf den Tisch gestellt. Während wir letztere anzündeten, gossen die Diener den perlenden Trank der weltbekannten Witwe in die Kelche.

Am Abend jenes Tages bot sich mir die Gelegenheit, mit dem größten Teil der fashionablen Welt von Kiachta und Troizkossawsk bekannt zu werden. Im Kiachtaer Liebhaber-Theater, einem einfachen Gebäude mit zwei Sälen, deren einer als Bühne, der andere als Foyer diente, wurde das Schauspiel des bekannten Dichters Ostrowski „Eine einträgliche Stelle" aufgeführt. Mir schien dies etwas gewagt, weil darin die Bestechlichkeit der russischen Beamtenwelt gegeißelt wird, und doch manch einer unter den Zuschauern sitzen mochte, dessen Gewissen nicht ganz rein war. Indessen gefiel die Aufführung allgemein. Und das mit Recht; denn es wurde recht hübsch gespielt.

In den Spielpausen und nach der Aufführung, an welcher sich wie überall, so auch in Kiachta, ein Tänzchen anschloß, erweckte natürlich die Damenwelt mein Hauptinteresse. Die Damen in Sibirien haben sicherlich eine angenehmere soziale Stellung als im europäischen Rußland, schon weil es ihrer verhältnismäßig wenige giebt. Ist doch ein „Sitzenbleiben" so gut wie ausgeschlossen. Jede Sibirierin kommt in jungen Jahren zu ihrem Sibirier. Hat sie sich dann in dem Erwählten geirrt, so sind ja genügend andere Männer zum Zeitvertreib vorhanden. Besonders heilig schien mir die Ehe in recht vielen Fällen gerade in den besseren Ständen nicht gehalten zu werden. Freilich rechnet man unter die Zahl der „Damen" im fernen Sibirien auch viele, welche in europäischen Salons höchstens in dienender Stellung Aufnahme finden würden. Ich konnte den Schaffnern auf der sibirischen Bahn nicht ganz Unrecht geben, wenn sie die Damenkoupés als „Weiberabteilungen" bezeichneten. Nach dem Äußeren zu urteilen, stand es in Kiachta mit dem schönen Geschlecht etwas besser als anderswo.

Reichtum bietet ja die Möglichkeit, sich schöne Kleidung und eventuell auch einige Bildung leicht anzueignen. Die Kiachtenserinnen hatten ersteren Besitz bevorzugt. Prächtige Kleider, aus Petersburger und Pariser Ateliers hervorgegangen, wurden prunkend zur Schau getragen. Leider fehlte den Besitzerinnen, soweit ich sie kennen lernte, nur recht vieles, was bei der Französin oder der vornehmen Russin anziehend wirkt. Kleider machen doch nicht immer Leute.

Doch ich will nicht mehr sagen, um es nicht ganz mit dem schönen Geschlecht in Sibirien zu verderben, besonders da ich mich keineswegs über Mangel an Liebenswürdigkeit von ihrer Seite zu beklagen hatte. Die sibirischen Verhältnisse sind wenig dazu angethan, ideale Frauengestalten zu schaffen! Im großen und ganzen waren jedenfalls die Eindrücke, mit welchen ich von der Kiachtaer Kaufmannschaft schied, durchaus keine schlechten. Noch späterhin hatte ich Gelegenheit, mit Kiachtaer und anderen sibirischen Großkaufleuten mehrere Wochen zusammen zu leben, sodaß ich wohl in der Lage zu sein glaube, ein Urteil über sie abzugeben. Ich hatte, wie gesagt, wenig günstiges von ihnen gehört. Meine Gewährsleute waren allerdings sibirische Beamte, deren Urteil, wie ich jetzt annehme, kein sehr objektives sein mochte. Richtig ist nur, daß der größere Teil der Kaufmannschaft über eine geringe Schulbildung verfügt und materielle Genüsse den geistigen vorzieht. Das letztere thun indessen fast alle Sibirier vom hohen Beamten bis zum Postschreiber, vom Großkaufmann bis zum verbannten Ansiedler. Unwillkürlich verglich ich das Leben der reichen Sibirier mit dem wohlhabender Leute in unseren Industriebezirken, und der Vergleich konnte leider nicht ganz zu Ungunsten der Asiaten ausfallen. Auch unter ihnen giebt es einige gebildete und sogar kunstsinnige Leute. Recht viele aber haben den Wert einer höheren Bildung verstehen gelernt und, wie gesagt, namhafte Geldmittel zur Errichtung von Bildungsstätten geopfert. Berücksichtigt man die Abgeschiedenheit der Civilisation und die Umgebung, in welcher jeder Sibirier aufwächst, wie will man da noch mit herbem Tadel vorgehen, wo doch die Zahl derer, die bei uns materielle Genüsse den geistigen vorziehen, obgleich ihnen beide gleich leicht erreichbar sind, durchaus nicht gering ist!

3. Durch die Baikal-Landschaft.

Am Abend des 27. November machte ich mich wieder auf den Weg. Es giebt deren zwei nach dem Baikal-See. Die Poststraße führt dahin über die Städte Sselenginsk und Wjerchne-Údinsk im Thale des Sselenga. Sie umgeht das Khamár-Dabán-Gebirge im Südosten des Baikalsees, macht aber dadurch einen gewaltigen Umweg. Weit kürzer ist ein Karawanenpfad, welchen die Kaufleute über einen Paß des Sajan-Gebirges, der südwestlichen Fortsetzung des Khamár-Dabán, anlegten. Mein nächstes Reiseziel war der Tempel des Groß-Lamas am Gussínoje-Ossero, d. h. dem Gänsesee, welcher in der Steppe unweit von Sselenginsk liegt. Ich folgte daher der Poststraße nur bis zu diesem Städtchen und erreichte es in einer Nachtfahrt.

Wie sich diese Ortschaft bilden konnte, ist mir ein Rätsel geblieben. Gerade der Teil der Steppe, in dem sie liegt, gehört zu den unfruchtbarsten und ödesten. Soweit das Auge reicht, dehnt sich das sandige, mit spärlichem, sonnenverbranntem Graswuchs bestandene, leicht wellige Gelände aus. Die Poststraße bildet zugleich die Hauptstraße der Stadt. Parallel dazu ziehen sich die wenigen anderen Straßen hin, an denen die 900 Bewohner der Stadt ihre niedrigen Blockhäuschen aufbauten. Zwei Geschosse besitzt nur das Haus des Kreischefs. Zu letzterem aber war mein erster Gang gleich nach der Ankunft, da ich einen Empfehlungsbrief an ihn hatte und seiner Vermittlung zum Besuch des Tempels bedurfte.

Herr Mettus, dies war der Name des Kreischefs, sagte mir nicht nur seine Begleitung nach dem Dazan zu, sondern ließ sogleich meine Sachen von der Poststation holen, da er mich mehrere Tage dabehalten wollte. Sehr gelegen kam mir dieser Aufenthalt nicht, aber da half keine Widerrede, und schon nach der ersten Stunde blieb ich gern, als sich im Gespräch herausstellte, daß mein Wirt ein vielseitig gebildeter Mann und ein sehr guter Kenner der Mongolen war. Er hatte seine Laufbahn mit dem Studium der orientalischen Sprachen begonnen und seinen langjährigen Aufenthalt unter den Mongolen benutzt, um seine theoretischen Kenntnisse praktisch zu erweitern.

So verbrachte ich denn zwei angenehme Tage in seinem Hause, einer Oase in der geistigen Wüste Sibiriens. In dieser Zeit waren die Priester des benachbarten Tempels von unserer Ankunft benachrichtigt worden. Nebenbei erhielt ich auch meine Büchse, die unterwegs einen Liebhaber gefunden hatte, durch einen Kosaken meines Wirtes zurück. Am dritten Tage fuhr ich mit Herrn Mettus nach dem Dazan, welcher am südlichen Ende des 22 km langen „Gänsesees" liegt. Weithin überragte der Haupttempel die ihn umringenden Pagoden und kleinen Blockhäuser, unter denen die Wohnung des Khámbo-Lamas — so heißt der Groß-Lama der Burjäten — nur wenig hervortritt.

Letzterer war wenige Monate vor meiner Ankunft gestorben. Ich bedauerte dieses um so mehr, als er einstimmig für das Muster eines lamaistischen Priesters und für einen außergewöhnlich bedeutenden Mann galt, der die Sache seines Volkes mit großem diplomatischen Geschick vertrat, da er auch die russischen Verhältnisse genau kannte. Ein Nachfolger aber war damals noch nicht vorhanden. Zwar hatten die Burjäten der russischen Regierung schon lange drei Kandidaten präsentiert, aber die Verhandlungen schienen sich sehr in die Länge zu ziehen, weil sich — wie ich späterhin hörte — starke Einflüsse geltend machten, um die Ernennung eines neuen Ober-Priesters gänzlich zu hintertreiben. So sehr dieses Bestreben von Seiten der russischen Geistlichkeit verständlich erschien, so wenig politisch klug dürfte es von der Staatsregierung sein, darauf einzugehen. Ein so gewaltsamer Eingriff in die kirchlichen Einrichtungen würde auch die friedliebenden Burjäten dem Russentum entfremden. Bisher sah die Mehrzahl ihr geistliches Oberhaupt in Khámbo-Lama, nach Beseitigung des burjätischen Ober-Priesters aber liegt die Gefahr nahe, daß sich Priesterschaft wie Laien dem Khutuchtu in Urgá mehr als bisher zuwenden. Übrigens entspräche eine religiöse Bedrückung der Burjäten auch nicht den Traditionen der russischen Politiker, welche ja nichtchristliche Unterthanen bisher stets mit großer Toleranz behandelt haben.

An Stelle des Khámbo-Lama empfing uns der Schiretui des Dazans mit einem Gefolge von Lamas und Priesterzöglingen. Sie hatten sich im Hofe eines Hauses, welches als Logis für vornehme Besucher diente, in

vollem Ornat aufgestellt und gewährten in ihrem langen gelbseidenen Gewändern und den hohen spitzen und pelzverbrämten Mützen einen prächtigen Anblick.

Nach den üblichen Begrüßungen wurden sofort Thee und Cigaretten serviert. Die Unterhaltung ging diesmal von vornherein flott von statten, da ein guter Dolmetscher zur Stelle war. Er trug ebenso wie sein Oninsker Kollege ein schönes Gewand von himmelblauer Seide mit rotem Shawl, zeichnete sich vor jenem aber noch durch eine lange goldene Halskette aus. Ein Dolmetscher wäre übrigens nicht unbedingt nötig gewesen, da der Schiretui und einige andere Lamas russisch sprachen. Beamten gegenüber aber machen sie nie von ihrer Sprachkenntniß Gebrauch, schon, wie man wohl mit Recht behauptet, um Zeit zur Formulierung ihrer stets sehr vorsichtigen Antworten zu gewinnen. Natürlich bedienen sich auch die russischen Beamten, welche das Mongolische beherrschen, im Verkehr mit den Priestern nur der russischen Sprache.

Nach dem — wieder sehr guten und reichlichen — Mittagsmahl verabschiedete sich der Kreischef, und ich begab mich in Begleitung mehrerer Lamas auf einen Rundgang durch die Tempelstadt. Der Aufbau einer solchen zeigt in Transbaikalien im Grundriß der ganzen Anlagen ebenso wie im Baustil überall das gleiche Gepräge. Auf den ersten Blick unterscheiden sich die Tempelstädte nur durch ihre Ausdehnung.*)

Rings um sämtliche Gebäude führt in der Regel ein hoher Lattenzaun. Hinter diesem liegen zunächst die Blockhäuschen oder Jurten der Mönche und andere profane Bauten. Sie umringen die Tempelgebäude, sind jedoch von diesen durch eine weiß getünchte Backsteinmauer getrennt Der viereckige Hof, auf welchem die Tempel stehen, ist stets sehr geräumig, sodaß er die bedeutenden Mengen von Andächtigen, die an den hohen Festtagen beim Dazan zusammen kommen, fassen kann. Letztere schlagen ihre Zelte zwischen den Wohnhäusern oder in der Nähe der äußeren Umfriedigung auf. Frauen dürfen nur außerhalb dieser übernachten.

*) Außer den Tempeln bei Oninsk und am Gänsesee besuchte ich noch mehrere auf der Fahrt durch die Steppe. Auch bekam ich Photographieen der meisten größeren Tempel zu Gesicht.

Der Stil der burjätischen Tempelbauten ist unverkennbar chinesisch, aber zu seinem Vorteil bedeutend vereinfacht. Die geschweiften Dächer erdrücken nicht den Unterbau, wie es bei den chinesischen Pagoden der Fall ist, die Dachfirste und Säulen sind nirgends mit schweren Drachenornamenten überladen, und die Arabeskenmalereien und Schnitzereien können häufig geradezu klassisch einfach und schön genannt werden.

Der Haupttempel am Sitze des Groß-Lamas war ein zweistöckiges

Der Haupttempel des Groß-Lamas der Burjäten.

Gebäude von quadratischem Grundriß, dessen Obergeschosse sich ähnlich wie bei den chinesischen Pagoden verjüngten. Typisch für den burjätischen Tempelbau erschienen mir die Galarieen, welche rings um die beiden unteren Geschosse liefen. Die Gesimse der letzteren wiesen gefällige Linienornamente in grüner, blauer und goldiger Farbe auf rotbraunem Grunde auf und waren mit großen, runden und vergoldeten Metallplatten, auf denen sich getriebene Buddhafiguren befanden, geschmückt. Die Rundsäulen, welche die Dächer der Veranden vor den Portalen an jeder Seite trugen, bestanden aus Holz und waren mit weißer Farbe gestrichen. Weder die runden,

niedrigen Füße, noch die viereckigen Kapitäle zeigten irgend welchen Schmuck. Der Tempel war beinahe gesucht einfach.

Es fiel mir dies umsomehr auf, weil ich am Sitze des Groß-Lamas naturgemäß reichere Ausschmückung erwartet hatte, als in Khorinsk und anderen weniger bedeutenden Tempelortschaften, wo ich mehrfach in Stein gehauene Treppengeländer oder mit Holzschnitzereien verzierte Säulenkapitäle sah, deren kunstvolle Arbeit ihren Meistern im Dazan zu Aga zur größten Ehre gereichten. Die Groß-Lamas hatten Skulpturen für ihre Tempel verschmäht. Weder außen noch innen waren Reliefs mit Darstellungen aus dem Leben Buddhas — wie sie beispielsweise der Marmor-Sockel der indischen Pagode im gelben Tempel bei Peking trägt — oder die beliebten traditionellen Tier-, Blumen- oder Blättermuster, mit welchem die Heiligenschreine und Portale öfters verziert sind, zu erblicken.

Die hohen Bethallen, welche den ganzen Raum eines jeden Stockwerkes einnahmen, waren gleichfalls nichts weniger als überladen. Anderwärts hingen darin von den Decken herab eine Menge langer, mit Buddhafiguren bemalter und bestickter Fahnen. Dort dienten solche lediglich als Wandschmuck. Auch waren Statuen von Burchanen verhältnismäßig spärlich vertreten. In der Halle des Erdgeschosses, welche durch zwei Reihen rotbemalter Rundsäulen in drei Schiffe geteilt wurde, waren eine große und zahlreiche kleine Buddhafiguren auf hohem Postament in einem Glaskasten am Ende des Mittelschiffs untergebracht. Vor diesem befand sich, wie überall, der Tisch mit Opfergeräten. Einige Schritt davon stand der Sitz des Groß-Lamas, leicht kenntlich dadurch, daß er mit fünf viereckigen, flachen Kissen versehen war. Zu den Abzeichen des Ranges eines Lamas gehört nämlich auch die Anzahl der Kissen, auf welchen er thront. Ein wiedergeborener Heiliger benutzt deren sieben. Die nächste Stufe hat ihrer fünf. So geht es weiter bis auf eins herunter. Wer sich mindestens drei Kissen unterlegen darf, hat auch ein Recht, auf gesondertem Sessel zu hocken. Wer dagegen härter sitzen muß, hat seinen Platz auf einer Bank zusammen mit den anderen einzunehmen. Das ganze Arrangement der Priestersitze wie des Hauptaltares, ja sogar viele der Ceremonieen beim Gottesdienst erinnern an die Gebräuche der römisch-katholischen Kirche, sodaß die Vermutung, daß

die tibetanischen Priester manches den christlichen Missionaren absahen, die ja schon im 5. und 6. Jahrhundert nach China zogen, nicht unbegründet erscheint.*)

Die Burjäten halten Gottesdienste sowohl im Tempel wie in der freien Natur ab. Der letztere heißt Obo und besteht in Opfern, welche dem Drachenkönig gebracht werden. Dieser steigt nach dem Glauben der Mongolen allmonatlich im Sommer und Herbst einmal auf dem Regenbogen vom Himmel zur Erde hernieder. Es ist dies der gleiche Drachenglaube, wie wir ihn bei den Chinesen noch in viel ausgeprägterer Form finden. Als ich auf dem Peiho unweit von Tientsin einst von einem Gewitter überrascht wurde, suchte mir mein chinesischer Diener sogar den Drachen in den Wolken zu zeigen. Leider blieb er für mich unsichtbar, sodaß meine chinesischen Reisegefährten meine Blindheit belächelten.

Die Lamas haben das schamanische Drachenopfer in buddhistisches Gewand gekleidet. Wenn der Tag herannaht, an welchem nach Angabe der Zeichendeuter der Drachenkönig seinen Erdenbesuch abstatten wird, so besteigen die Priester ihre Rosse und ziehen mit Opfergeräten und Fahnen zu den Höhen, auf denen die Steinhaufen errichtet sind, welche als Opferstätten dienen. Dort wird unter Hersagung von Gebeten Fleisch, Brot u. a. zur Versöhnung der Geister dargebracht.

Diese Opfer bringen auch die Laien, ohne Mitwirkung der Priester, und zwar Männer, Frauen und Kinder getrennt und zu verschiedenen Zeiten. Auf der Fahrt durch die Burjätensteppe sah ich vielfach solche Opferstätten. Sie sind schon von weitem durch die Tuchfetzen kenntlich, welche an Stöcken und Stangen auf ihnen flattern. Kein vorbeikommender Mongole wird es versäumen, einen solchen Lappen niederzulegen.

In den Tempeln findet einfacher Gottesdienst alltäglich statt. Doch nehmen daran nur die jungen Lamas und die Klosterschüler teil. Die älteren verrichten ihre Andacht für gewöhnlich zu Hause oder in den ihrer besonderen Obhut anvertrauten kleinen Tempeln und finden sich nur bei den größeren

*) Vgl. die erste Abbildung. Im 13. Jahrhundert unter dem großen Kaiser Khublai-Khan residierte ein Erzbischof in Taitu, dem alten Peking.

Feierlichkeiten, deren Zahl und Datum ebenso genau wie bei uns im Kalender vorgeschrieben ist, im Haupttempel ein.

Zum Khurál, so heißt der Gottesdienst, rufen Muschelhörner oder kupferne, bis zu 2 m lange Trompeten. Es klingt nicht schön aber laut. Ich machte diese Erfahrung zu meiner Verzweiflung besonders im gelben Kloster bei Peking, wo die hoffnungsvollen Klosterschüler jene Blasinstrumente benutzten, um europäischen Besuchern den Aufenthalt in den Tempelhöfen zu verleiden.

Drei Trompetenrufe erschallen vor dem Gottesdienst. Beim ersten eilen die Lamas unverzüglich zum Dazan. Vor den Thoren jedoch machen sie halt, verneigen sich und sprechen das erste Gebet. Beim dritten Ruf begiebt sich ein jeder stumm an seinen Platz. Dann beginnt der Gottesdienst, welcher wesentlich im Recitativ von Gebeten besteht, deren es für jedes Fest besondere giebt. Nur eins wird fast zur Einleitung eines jeden Gottesdienstes hergesagt. Da es eine Art lamaistisches Glaubensbekenntnis enthält, so dürfte sein Wortlaut von allgemeinem Interesse sein. Die Übersetzung der Eingangsworte, wie sie mir mitgeteilt wurde, lautet: „Ich glaube an die (heiligen) Lehrer, an die Existenz aller wohlthätigen Buddhas, der lebenden und gewesenen, ebenso wie der zukünftigen, und auch an die Lamas und ihre Schüler. Ich glaube an Buddha (Gotamo), seine heilige Lehre, die Geistlichkeit, die religiösen Versammlungen in den Tempeln, an die Schutzgeister des Glaubens. Ich glaube an Buddha und die Oberprieſter, wie an die Heiligen. Ich wünsche mir zum Nutzen aller Wesen ein Buddha zu werden. Ich bereue alle die von mir begangenen Sünden im allgemeinen wie im einzelnen. Ich diene dem Wohle aller Geschöpfe und freue mich darüber, und im Herzen trage ich Buddha und alle Buddhisten."

Unter den religiösen Feierlichkeiten der Lamaisten nehmen die ersten Stellen das Fest des Maidari und der sogenannte Zam ein. Beide werden nur in großen Tempeln abgehalten, da sie einen bedeutenden Kostenaufwand und eine große Anzahl von Lamas erfordern. Ersteres besteht in einer Prozession zu Ehren des kommenden großen Buddhas, Maidari (ind. Maitreya). Ungeheure Menschenmengen nehmen daran teil. So schätzte Posdnjéjeff die Zahl der Lamas, welche im Jahre 1877 zu Urga im Zuge gingen, auf 30 000. Nicht minder groß soll der Zustrom von Menschen

beim Zam, dem allegoriſchen Maskentanz der Lamas ſein. Auch in Transbaikalien verſammelt ſich zu dieſem Feſt alljährlich eine vieltauſendköpfige Menge vor dem Tempel am Gänſeſee. Der Zam beſteht in traditionellen,

Zam-Tanz-Maske.

pantomimiſchen Tanzreigen, welche von Lamas, die ſich einesteils als Gottheiten mit ihrem Gefolge, anderesteils als Inder, groteske Mongolentypen u. ſ. w. verkleiden, ausgeführt werden.*) Die Entſtehung und Bedeutung des Zam iſt noch nicht aufgeklärt. Einige Handlungen dabei, wie das Opfer von

*) Eine eingehende Schilderung giebt Poſdnjéjeff a. a. O. S. 392 fg.

Blut in Schalen, welch den menschlichen Körperteilen (Schädel, Eingeweide, Herz) nachgebildet sind, scheinen auf kannibalische Schamanenopfer zurückzuführen zu sein,*) sodaß man wohl zu der Annahme berechtigt ist, daß wir im Zam einen ursprünglichen schamanischen Opfertanz finden, welcher von den Vorkämpfern des Buddhismus mit dem Gewande ihrer mystischen Religion bekleidet wurde. Die Lamas sagen, daß dieses Fest dazu dient, den ihrem Glauben und Buddha feindlichen Gottheiten die offensichtliche Anwesenheit ihrer guten Gottheit auf der Erde zu zeigen und so die Feinde des Glaubens von der Verfolgung der Jünger Buddhas abzuschrecken.**)

Als ich den Haupttempel am Gänsesee besichtigte, erwiesen mir die Priester den Gefallen, sich in einige der Zam-Masken zu kleiden. Sie hatten sich im Betsaal des zweiten Stockes, der für gewöhnlich zur Aufbewahrung von Tempelgerätschaften zu dienen schien, aufgestellt und gaben mir Gelegenheit, diese fabelhaften Verkleidungen zu bewundern, welche zum Teil die scheußlichsten Vorstellungen, die man sich im Mittelalter bei uns vom Teufel machte, übertreffen. So abschreckend wie die Maskenformen, so schön sind indessen die Gewänder, welche aus prachtvoller Seide oder Atlas gefertigt und mit kunstvollen Stickereien verziert werden.

Nachdem ich noch in das oberste Stockwerk, welches gleichfalls einen Betraum enthielt, einen flüchtigen Blick geworfen hatte, ging ich an die Besichtigung der Nebengebäude. Sie bestehen für gewöhnlich in kleineren Gebethäusern, welche im gleichen Stil wie der in ihrer Mitte liegende Haupttempel errichtet und den verschiedensten Gottheiten geweiht sind. Daneben befindet sich häufig ein Aufbau mit mehr als mannshohen Gebetmühlen, welche von den Klosterschülern oder anderen Gläubigen zu ihrem und anderer Leute Seelenheil gedreht werden. Diese Trommeln, größeren und kleineren Kalibers, welche mit Gebeten beschriebene Zettel enthalten, haben vielen Reisenden als Gegenstand des Spottes gedient. In der That finden wir wohl nirgends auf der Welt eine gleiche Verflachung des Gebetes. Wie weit aber ist wohl der Abstand zwischen einem mechanischen Gebrauch des Rosenkranzes und dem Umdrehen der Gebetmühle? Unter den Nebentempeln

*) Waddel a. a. O.

**) Posdnjéjeff a. a. O.

waren am Gänsesee nur zwei bemerkenswert. Der eine, eine kleine und auffallend bunt aber geschmackvoll verzierte Kapelle, enthielt kunstvolle Holzschnitzereien, welche Buddha in dem Moment darstellen, als er bei seiner Meditation unter dem Bodhibaum zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt. In den Zweigen des Baumes wiegten sich engelgleich eine Anzahl guter Geister. Der zweite Bau fiel schon von weitem durch seine Höhe auf. In ihm thronte eine riesige, hölzerne Statue des Maidari. Wohl an 10 m hoch war sie dennoch sorgfältig in indischem Stil ausgeführt und ganz vergoldet. Sie wurde erst vor wenigen Jahren errichtet und legt wohl ein sprechendes Zeugnis dafür ab, welche Opfer die Burjäten zur Verherrlichung ihres Glaubens heutzutage noch bringen.

Während meiner Anwesenheit in der Tempelstadt am Gänsesee war ich selten allein. Nicht nur bei den Mahlzeiten leisteten mir stets mehrere Lamas Gesellschaft, sondern auch in der Zwischenzeit unterhielt mich stets der eine oder der andere Gelbrock. Nur einer von ihnen, ein noch junger Priester, sprach indessen mit mir russisch. Er schien ein sehr geweckter Mensch und trotz seiner jungen Jahre schon ein großer Gelehrter in seinem Glauben zu sein, da ihm die Leitung der Tempelschule oblag, in welcher die Priester für ganz Transbaikalien ausgebildet werden. Das Examen, welchem er mich über meine Herkunft, Reisezwecke, europäische Verhältnisse u. a. m. unterzog, war noch viel peinlicher, als das, welches ich in Oninsk zu bestehen hatte. Auch er stellte wiederum die Frage, ob in Deutschland Glaubensfreiheit herrsche, und ob man sich dort zum Buddhismus bekehren wolle. Als ich letzteres verneinte, entgegnete er, er habe doch gehört, daß in Paris eine buddhistische Gesellschaft bestände. Übrigens wichen er wie seine Kollegen mir gleichfalls auf meine vielen Fragen mit der diplomatischen Redensart: „Das kann man nicht ausdrücken", mehrfach aus.

Am Morgen vor meiner Abfahrt versammelten sich wieder alle Lamas mit ihrem Schiretui an der Spitze. Wohlgesetzte Dank- und Abschiedsreden wurden gehalten, ich erhielt den üblichen Shawl und dazu noch eine Buddhastatuette als Gastgeschenk, kletterte dann in einen ziemlich eleganten Tarantaß und rollte dem Chrebjett Khambinski, einem südlichen Ausläufer des Khamár-Daban, dessen Höhen schon am Horizonte sichtbar wurden, zu.

Nach zweistündiger Fahrt durch die hier und da mit spärlichem Dornengesträuch bestandene, aber durch zahlreiche Ulusse und Herden belebte Steppe erreichten wir das Thal des Tjemnik, eines Nebenflusses der Sselenga. Dieses führt bergan zu dem Paß, in welchem die Kiachtaer Kaufleute den Karawanenweg nach Baikalsee bauten.

Die Straße erwies sich wider Erwarten wenig beschwerlich. Reges Leben herrschte auf allen Stationen wie auf der ganzen Strecke. Besonders in Udingá, wo die Schlittenbahn begann, sodaß der Thee von den Karren auf die Schlitten umgepackt werden mußte, traf ich auf einen Park von Hunderten von Gefährten. Während ich daher einige gefrorene Fleischklöße aufthaute, um mich für die Weiterfahrt zu stärken, bot der Anblick des Gewirrs von Mongolen und Russen, von Menschen, Pferden, Karren und Schlitten, die sich auf dem verhältnismäßig engen Raume drängten, einige Unterhaltung. Unangenehmer machte sich die Fülle der Reisegenossen jedoch auf der Fahrt bemerkbar. Nicht als ob irgend jemand mir unhöflich oder zudringlich entgegengetreten wäre, wie man es alltäglich im civilisierten Westen erleben kann. In dieser Hinsicht ist es angenehmer, dem russischen oder mongolischen Jämschtschik zu begegnen, als unseren „zielbewußten" Arbeitern. Aber die Karawanenreihen von zwei oder drei Hundert und mehr Schlitten, welche langsamen Schrittes in dem engen von Felsen umrahmten Paß dahinzogen, konnten schlechterdings nicht ausweichen. Mein Gefährt mußte die gleiche Gangart einschlagen, bis eine Verbreiterung das Vorbeifahren ermöglichte. Die langsame Fahrt hatte im übrigen auch ihr Gutes. Was giebt es Schöneres, als bei Vollmondschein in einer Winternacht durch eine wilde Gebirgslandschaft zu fahren! Und wunderbar schön sind die Baikalgebirge. Schnee und Mondenschein thaten das ihrige, um die schroffen Berghänge und Spitzen taghell zu beleuchten. Nur ab und zu starrte uns eine tiefe, waldige Schlucht finster entgegen, aus der die unergründliche Melodie, zu welcher sich das Rauschen der noch nicht vom Winter gefesselten Bergbäche mit dem Flüstern der Baumriesen des Urwaldes vereinigte, leise emporklang.

Mit dem Morgengrauen tauchte in der Ferne die dunkle Flut des Binnenmeeres vor uns auf, und bald tönte auch das Branden seiner Wogen

an unser Ohr. Als der erste Schein der Morgenröte die vereisten Gestade in rosigem Licht erglänzen ließ, fuhren wir in das Dorf Myssowa ein.

Ich traf es günstig. Die Schiffahrt über den Baikal hatte noch nicht aufgehört, sodaß ich hoffen konnte, schon am Abend das jenseitige Ufer zu erreichen. Zwar soll die Fahrt auf der Poststraße um das Südende des Seees große Naturschönheiten bieten, aber doch auch mit recht bedeutenden Anstrengungen, wenn nicht gar Gefahren, verknüpft sein. Mühen hatte ich die letzten Monate genügend überstanden, sodaß ich die vierstündige Fahrt mit dem Dampfer der zwanzigstündigen Reise um den See mit Vergnügen vorzog.

Gegen Mittag legte der große und schön eingerichtete Dampfer „Jakoff" in Myssowa an. Als der Schein der Abendsonne die schneebedeckten Häupter der Berge, welche steil vom Spiegel des Seees im Süden aufragen, im Purpurschein erglühen ließ, durchfurchten wir schon die wunderbar durchsichtige, tiefgrüne Flut. Selten glatt dehnte sie sich nach allen Seiten hin aus, sie, deren brandende, vom Wind gepeitschte Wogen dem sibirischen Winter länger Widerstand leisten, als irgend ein anderes Gewässer. Erst im Januar frieren der Baikal und sein reißender Ausfluß, die Angará, in der Regel zu, um jedoch schon im April wieder die Eisfesseln zu durchbrechen.

Der Baikal mit seinen wilden Felsengestaden gehört zu den größten Schönheiten Sibiriens. Ich habe manche Gebirgsküste an den großen Meeren unserer Erde gesehen, selten aber hatte ich die gleiche Empfindung von der überwältigenden Macht der Natur wie am Baikal. Wer ihn auch nur einmal geschaut hat, der versteht, daß die Eingeborenen eine abergläubische Furcht vor den Sturm- und Wassergeistern hegen, von denen sie den See beherrscht glauben, und daß die Opfer, welche die Schamanenpriester auf den von Wellen bespülten Felsen darbringen, zu den wichtigsten ihres Kultus gehören. „Baijächal" nennen ihn die Jakuten, „Dalai-Nor" aber die Burjäten. Und man wird die Berechtigung dieser Namen, welche beide „unendliches Meer" bedeuten,*) verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt,

*) Nach Jädrinzeff Seite 41. Vgl. jedoch die folgende Anmerkung.

daß der gewaltige Binnensee 650 km lang, stellenweise aber 85 km breit ist und ein Areal beinahe so groß wie die Mark Brandenburg bedeckt.

Der Baikal bildet für seine Anwohner eine unerschöpfliche Quelle des Lebensunterhaltes. Sein Fischreichtum kommt dem der übrigen sibirischen Gewässer gleich. Störe und Lachse sind die Hauptbeute der Fischer. Vor allem eine Art des letzteren Fisches, der Omul (salmo migratorius) wird alljährlich in ungeheuren Mengen gefangen und gesalzen oder mariniert in den Handel gebracht. Er ist etwas größer als der Ostseehering aber an Geschmack letzterem entschieden vorzuziehen. Auch der Seehund bevölkert die Gestade und Inseln desselben in großer Zahl und bildet eine willkommene Bereicherung des tunguſischen Küchenzettels.

Der Baikal, dessen Entstehung vulkanischen Einflüssen zugeschrieben wird,*) liegt bekanntlich bedeutend höher, als die sich westlich davon hinter dem ihn umringenden Gebirgswall erstreckenden Gebiete. So fällt beispielsweise die Angará in ihrem Laufe vom Ausfluß aus dem See bis nach Irkútsk um beinahe 100 m. Sollte einst eines der Erdbeben, welche den Boden des Sees häufig erschüttern, den Felsendamm im Westen vernichten, so dürfte wohl die letzte Stunde für Irkútsk geschlagen haben.

Die Dampferstation am westlichen Ufer, unweit des Ausflusses der Angará war Listwjennitschnajä. Sie bildete bisher gleichzeitig die Zollgrenze nach Westen. Die Untersuchung des Gepäcks bestand in einer Beleuchtung der Koffer mit der Laterne. Dann ging es weiter an den vom Mondenschein bestrahlten Felsenufer des Stromes. Das Thermometer zeigte schon bei Sonnenuntergang — 31° C. Unter der Einwirkung dieser Kälte erhob sich dichter Nebel von den reißenden Wässern, sodaß diese in einem undurchdringlichen Schleier gehüllt waren. Angenehm war die Nachtfahrt also in keiner Hinsicht zu nennen. So blieb ich denn mit den Reisegefährten vom Dampfschiff, deren einen ich schon am Amur kennen gelernt hatte, auf

*) Nach mir gemachten mündlichen Mitteilungen geht unter den Eingeborenen die Sage, daß einst die obere Angará am nördlichen Ufer des Baikal derselbe Fluß war wie die Angará, welche jetzt im Südwesten aus dem See führt. Bei einem Erdbeben versanken die Berge und entstand der See. Die versunkenen Berge aber hießen Baiga—gal d. h. „stehendes Feuer". So werden noch heut die Berge am Ausfluß der Angará genannt, und nach den Vulkanen soll auch der See seinen Namen erhalten haben.

der zweiten Poſtſtation bei Thee und Grog bis zum Morgengrauen ſitzen. Einer liebenswürdigen Dame und zweier gebildeten Menſchen halber ſündigt man beſonders in Sibirien gern gegen das fünfte Gebot der Buddhiſten. Gut durchgewärmt und in einer ſo fröhlichen Stimmung wie ſelten auf einer Fahrt in Sibirien, erreichten wir die öſtliche Pforte von Irkútsk, welche in Geſtalt eines Triumphbogens erbaut iſt und die ſtolze Inſchrift „Der Weg zum Stillen Ocean“ trägt.

XI. Von Irkútsk zum Ural.

Noch war der Weg weit, den ich von Irkútsk bis zur Grenze Europas zurückzulegen hatte. Noch lagen nicht weniger als 1900 km im Schlitten oder Tarantas und weitere 1400 km auf der Bahn bis zum Ural-Gebirge vor mir. Und doch fühlte ich mich in Irkútsk schon der Heimat beträchtlich näher gerückt. Wegehindernisse, wie sie der Reisende jenseits des Baikal-Sees überall anzutreffen gewärtig sein muß, waren bei dem gut eingerichteten Postverkehr auf der alten Handelsstraße kaum zu befürchten. Ich konnte mit Sicherheit darauf rechnen, in vier bis fünf Wochen Petersburg zu erreichen. Freilich sind auch vier Wochen eine lange Zeit, wenn die Reise durch so reizlose Gegenden und so langweilige Ortschaften geht, wie dies auf der Fahrt von Irkútsk bis zum Ural meistens der Fall ist. Will man interessante Beobachtungen im westlichen Sibirien anstellen, so muß man schon einige Abstecher von mehrwöchentlicher Dauer südwärts von der Poststraße nach der „sibirischen Schweiz" um Minussínsk oder nach dem Altai-Gebirge machen. Im Winter aber ist es wenig ratsam und lohnend, diese Bergländer zu besuchen. Ich war daher entschlossen, den Raum, welcher mich von Europa trennte, so schnell als möglich zu durchmessen, nachdem ich mich einige Tage der Besichtigung des „sibirischen Paris" — so nennen die Sibirier Irkútsk mit Vorliebe — gewidmet haben würde.

Irkútsk ist zur Zeit zweifellos die bestgebaute und mit 50 000 Einwohnern auch die größte Stadt Sibiriens. Um es aber mit Paris zu

vergleichen, muß man wohl sibirischer Patriot sein und Paris nicht gesehen haben. Die Mehrzahl der Straßen befindet sich so ziemlich im Naturzustande, und der größte Teil der Häuser besteht auch in Irkútsk aus mehr oder weniger plumpen Holzbauten. Erstere erinnern höchstens durch ihre Breite an die Boulewards, letztere aber harren noch eines Hausmann, um sich in Paläste zu verwandeln. Nur an den Hauptstraßen sehen hier und da die mehrstöckigen massiven Gebäude der Millionäre hochmütig auf die unscheinbaren Nachbarn herab. Unter ihnen aber können ebenso wenige als geschmackvolle Bauten gelten, wie in den modernen europäischen Städten. Volle Beachtung und Anerkennung verdienen dagegen die öffentlichen Gebäude in Irkútsk. Mehrere Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten, das damals seiner Vollendung entgegengehende Theater, das Museum und das Reichsbankgebäude machen ihren Baumeistern alle Ehre.

Das Museum war seinem Äußern wie seiner inneren Ausstattung nach viel prächtiger als das in Tschitá. Leider entsprach der Inhalt nicht der schönen Hülle. Die Sammlungen erschienen mir noch ziemlich dürftig und wenig geordnet zu sein. Immerhin möchte ich deshalb das junge Unternehmen, dessen Entstehung allein der Opferwilligkeit und dem wissenschaftlichen Interesse der Bürgerschaft zu verdanken ist, nicht abfällig beurteilen.

Den großstädischsten Eindruck machte das Leben in den Hauptstraßen. Auf den hölzernen Bürgersteigen flutete eine geschäftige Menschenmenge vor den — teilweise beinahe eleganten — Schaufenstern mit ihren reichen Auslagen vorüber, wie ich dies in sibirischen Städten, mit Ausnahme von Wladiwostók, nirgends sah. Auf dem Staßendamm jagten zahlreiche Iswóschtschiks, nicht anders wie in Petersburg, dahin. Zwischendurch bewegten sich langsam die einspännigen, mit Waren schwer beladenen Lastschlitten über den knirschenden Schnee.

Irkútsk war bisher unbestritten die bedeutendste sibirische Handelsstadt. Von dort aus leiteten viele der reichsten Goldwäscher ihre Geschäfte; dort hatten die großen Händler, welche das ganze Baikalgebiet, das nordöstliche Sibirien und die Mongolei, ja zum Teil auch noch die Amurprovinz mit Waren versorgten, ihren Sitz; dort harrten die Güter, welche auf den Karawanenstraßen nach Osten und Westen weitergehen sollten, ihrer Bestimmung.

Irkútsk war und ist der größte Warenstapelplatz im nördlichen Asien. Wird es diese Stellung aber fernerhin behaupten, wenn die Bahn in einem Zuge vom Baltischen Meere bis zum Stillen Ocean geht? Das ist eine in den letzten Jahren häufig erörterte und vielfach verneinte Frage. In der That erscheinen die Befürchtungen der Irkútsker Kaufmannschaft begründet. Wenn der größere Teil ihrer Absatzgebiete durch den Schienenstrang direkt mit den europäischen Handelsplätzen verbunden sein wird, wenn die Zollgrenze vom Baikalsee an den Amur und die chinesische Grenze verlegt sein wird, dürfte Irkútsk zu einem bloßen Durchgangspunkt und zu einer Provinzialhauptstadt herabsinken, wie es Omsk, Tomsk, Tschitá u. a. schon heute sind.*)

Nach viertägigem Aufenthalt in der sibirischen Metropole, deren Sehenswürdigkeiten eingehend zu schildern ich sibirischen Federn überlasse, hatte ich ganz genug von ihren Genüssen. Sollte Bädeker Sibirien nach Fertigstellung der Bahn unter seine Reiseobjekte aufnehmen, so wird er mit gutem Gewissen nur einen Tag für die Besichtigung von Irkútsk ansetzen und dabei sehr wenige Sterne anbringen können. Besonders kann ich ihm

*) Einen oder den anderen Lesern interessiert es vielleicht, einen Blick auf die Selbstverwaltung der größeren sibirischen Städte zu werfen. Ich gebe daher nachstehend eine Übersicht der Ausgaben-Solls für 1894:

1.	Zur Tilgung städtischer Schulden	5 000
2.	Für die Kommunalverwaltung	59 890
3.	Pensionen und Unterstützungen	2 093
4.	Ausgabe bei der Verwaltung des städtischen Grundbesitzes	45 235
5.	Für Beleuchtung der Stadt	15 000
6.	Für Volksbildungszwecke	46 691
7.	Für die Feuerwehr	42 110
8.	Für polizeiliche Einrichtungen	55 218
9.	Gefängniskosten	6 299
10.	Für sanitäre Einrichtungen	14 432
11.	Beiträge zu militärischen Zwecken	20 392
12.	Beiträge zu staatlichen Einrichtungen	7 745
13.	Beihülfe an Wohlthätigkeitsanstalten	6 530
14.	Außerordentliche Ausgaben	5 000
	Im ganzen Rubel	331 625

Diese Ausgaben sollten etwa zur Hälfte durch Steuern, im übrigen aber aus den Erträgen des städtischen Grundbesitzes und aus den Zinsen des bedeutenden städtischen Kapitalvermögens gedeckt werden.

letzteres bei keinem Hotel anraten. Ich wohnte bei monsieur Décot, der das größte und in ganz Sibirien wohlbekannte Gasthaus der Stadt besaß. Der Herr war offenbar schon lange in Sibirien, sodaß ihm das Gedächtnis für die Einrichtung besserer Pariser Gasthäuser gänzlich verloren gegangen war.

Mein auf dem Baikal wiedergefundener Amurbekannter schlug mir vor, gemeinschaftlich weiter zu reisen. Ich ging gern darauf ein, da Herr B. nicht nur ein hoher Beamter, sondern auch ein gebildeter und, wie ich bald sah, sogar ein anständiger Mensch war. Daß jemand diese Eigenschaften in sich vereinigt, trifft man ja nicht allzu häufig in Sibirien. Wir kauften also gemeinsam für 30 Rubel einen halbgedeckten Schlitten und machten uns bei — 36° C. auf den Weg.

Ich will den Leser mit einer eingehenden Schilderung der Einzelheiten der dreizehntägigen Fahrt bis Tomsk verschonen. Schön war nichts. Nachdem wir den letzten hübschen Blick auf Irkútsk und dessen zahlreiche, im Sonnenschein blitzende Kirchenkuppeln vom linken Ufer der Angará aus genossen hatten und an der einige Werst unterhalb der Stadt liegenden Klosterkathedrale des heiligen Innocenz*) von Sibirien vorübergesaust waren, ging es Tag und Nacht auf der öden Poststraße weiter. Anregung boten höchstens die Lässigkeit der Jämschtschiks, die Niederträchtigkeit irgend eines Posthalters oder das übel ausschauende und noch übler duftende Bild der in den mehr oder weniger schmutzigen Poststuben zusammengepferchten Reisenden aller Stände. Das einzig Angenehme auf den Poststationen war die Hitze, welche in den Gastzimmern herrschte. Wenn man mehrere Stunden bei sibirischer Winterkälte unterwegs ist, so kommt es trotz der besten Pelzkleidung doch häufig vor, daß man bis ins innerste Gebein erstarrt. Die eisige Luft dringt durch jede noch so kleine Öffnung, die man ihr unvorsichtigerweise frei ließ. Ein Wiedererwärmen während der Fahrt aber ist so gut wie ausgeschlossen. Erst wenn man eine Viertelstunde in Pelze gehüllt im überheizten Zimmer gesessen und mehrere Glas heißen Thees getrunken hat, kehrt Leben in die erstarrten Glieder zurück. Verpackt man sich aller-

*) Er war der erste Bischof von Irkútsk in den Jahren 1727—1731. Als es sich bei einer Öffnung des Sarges im Jahre 1801 zeigte, daß sein Leichnam unverwest war, wurde er vom russischen Episkopat für heilig erklärt.

dings sorgfältig bei der Abfahrt, so thut einem die sibirische Kälte weniger als die deutsche, da gerade bei sehr hohen Kältegraden absolute Windstille herrscht. So zog ich es denn mehrmals vor, bei einer Temperatur von weit unter — 30° C. auf dem Hofe der Poststationen im halbgedeckten Schlitten, anstatt in der dumpfigen Poststube zu übernachten. Außer den Eiszapfen, welche sich am Bart während des Schlafes bildeten, hatte dies Nachtlager keinerlei Unannehmlichkeit im Gefolge.

Bewundert habe ich auf dieser Fahrt die Widerstandsfähigkeit russischer Säuglinge, deren ich mehrere sah und vergnügt schreien hörte, obgleich sie schon wochenlang von Station zu Station geschleppt worden waren.

Von Irkútsk bis Krasnojársk führt die Handelsstraße durch hügeliges Gelände. Es ist dies die Abdachung des Sejanischen-Gebirges nach der nordischen Ebene. Selten lohnte es sich auf diesem Wege, die Nase aus dem schützenden Pelz herauszustrecken; die Gegend war trostlos langweilig. Besonders reizlos aber erschien mir der Weg bis zum Städtchen Nischne-Udinsk. Die sumpfigen Höhen und Thäler waren mit schlechtem, verwüsteten Wald bestanden, die Dörfer elend und die Felder so spärlich und ungepflegt wie am Amur. Weiterhin wurde es etwas besser. Die Tannen-, Lerchen- und Cedernwaldungen nahmen größere Flächen ein und hatten wenig unter der Axt gelitten, die Ortschaften aber sahen wohlhabender aus. Manche von ihnen zogen sich durch Schluchten hin. Da wurde der unglaublich einförmige Eindruck, den die gleichmäßig gebauten und zu beiden Seiten der Poststraße hinlaufenden Blockhausreihen machten, wenigstens durch die Natur etwas gemildert. Auch in den meisten Ortschaften des westlichen Sibiriens, die ich passierte, herrschte die gleiche Totenstille, die mich schon jenseits des Baikals überrascht hatte. Die Dörfer erschienen wie ausgestorben, wenn nicht gerade ein größeres Fest mit obligater, allgemeiner Trunkenheit gefeiert wurde. Unterwegs begegneten uns häufig die Mitleid erregenden Gestalten der Verbannten, welche von trübselig dreinschauenden Soldaten ostwärts eskortiert wurden.

In dem Städchen Kansk machten wir einen halben Tag Halt. Zwar lud auch diese Ortschaft an sich nicht zum Rasten ein, aber die Schlittenbahn hörte von da an für mehrere Tagereisen auf, sodaß wir unseren Schlitten preis-

geben oder verkaufen mußten. Außerdem wollte mein Reisebegleiter dem ihm befreundeten Polizeichef einen Besuch abstatten. Den ersten Zweck unseres Aufenthaltes erreichten wir nur sehr unvollkommen. Ein zuvorkommender Telegraphenbeamter nahm sich zwar unseres Schlittens mit dem Versprechen an, ihn gelegentlich veräußern und uns den Erlös nachsenden zu wollen. Aber wir erwarteten natürlich nicht, daß er diese für uns günstige Gelegenheit finden würde. Da er uns indessen amtlich auf das Liebenswürdigste entgegenkam, so überließen wir das Gefährt lieber ihm als irgend einem schuftigen Postschreiber, der es doch nur in Schnaps angelegt und dann in trunkener Stimmung Reisende belästigt haben würde.

Besseren Erfolg hatten wir mit unserem Besuch beim Polizeichef, einem alten und — seinen Erzählungen nach — selten ehrlichen Beamten. Bei seinen nächsten Vorgesetzter schien die Ehrlichkeit weniger zu herrschen. Im vergangenen Jahrzehnt waren ihrer drei abgesetzt worden, weil sie „genommen"*) hatten. Unser alter Wirt und seine Gemahlin aber machten einen durchaus biederen Eindruck. Ihre Häuslichkeit fiel mir geradezu durch ihre Gemütlichkeit auf, eine Eigenschaft, die man beim Sibirier und seinem Heim noch weniger als beim europäischen Russen findet. Nachdem wir einige Stunden „aufgebissen" hatten, packten wir wieder unsere Habseligkeiten zusammen und bestiegen — leider — den Tarantaß.

Die Weiterreise bis Tomsk ließ an Ungemütlichkeit nichts zu wünschen übrig. Alle drei Stunden etwa mußten wir das Gefährt wechseln und dabei das Umladen des Gepäcks persönlich überwachen; sonst hätte es wohl bis zur Ankunft an der Bahn beträchtlich abgenommen. Die Kälte hatte zwar etwas nachgelassen, war aber nach deutschen Begriffen immer noch recht intensiv und in den lückenhaften, hochrädrigen Postwagen doppelt fühlbar. Wie oft gedachten wir mit sehnsüchtiger Wehmut unseres verflossenen, alten aber warmen Schlittens! Schließlich jedoch dachten wir überhaupt noch wenig, sondern trafen nur mechanisch die zum Fortkommen notwendigen Anordnungen. Hundemüde und am ganzen Körper zerschlagen, langten wir in der Nacht des siebenten Reisetages in Krasnojársk an.

*) Der landläufige Ausdruck für Unterschlagungen im Amte lautet im Russischen „wsjátka", d. h. das Genommene. Sehr zart und euphemistisch!

Das erste Hotel dieser Stadt war das schmutzigste, welches ich in Sibirien sah; das will viel sagen. Aber es war immerhin ein Gasthaus, in dem wir ein Zimmer für uns allein und sogar eine Matratze erhielten. Auch gab es ein Waschbecken für sämtliche Gäste. Was konnten wir mehr verlangen!

Nach elfstündigem Schlaf hatte ich mich genügend erholt, um eine Wanderung durch die Stadt zu unternehmen. Sie ist eine der ansehnlichsten Sibiriens. Ihre Lage auf einer vom Jenisei*) und seinem Nebenflüßchen Kátscha umspülten Halbinsel macht sie zur natürlichen Hauptstadt des Jenisei-Gouvernements, dessen Verwaltungscentrum sie auch ist. Nachdem sie ein Brand im Jahre 1881 fast ganz zerstört hatte, erstand sie wieder in neuer gefälligerer Gestalt.

Mein erster Gang war ans Ufer des Jenisei, dieser gewaltigen Verkehrs-ader Westsibiriens. Er verbreitert sich bei Krasnojársk auf 3,5 km und teilt sich dort in zwei Arme. Dadurch verliert er zwar an Großartigkeit, gewinnt aber an malerischem Reiz. Besonders im Sommer müssen die bewaldeten und mit Buschwerk bestandenen Inseln, zwischen denen das Wasser mit reißender Schnelligkeit dahinfließt, einen hübschen Vordergrund zu den vielgestaltigen Höhen abgeben, welche über dem steilen, rechten Ufer sichtbar werden.

Werfen wir einen Blick auf das Stromgebiet des Jenisei, so werden wir nicht allein von der gewaltigen Ausdehnung des Wassernetzes und der Größe seiner Adern, sondern auch von der Thatsache überrascht, daß letztere mit Hilfe weniger Kanalverbindungen den Wasserverkehr im ganzen west-lichen Sibirien vermitteln könnten. Ja, es erscheint in unserem Zeitalter der Technik nicht ausgeschlossen, daß binnen weniger Jahrzehnte die Dampf-schiffe von der Wolga nach dem Baikal-See gehen. Mehr als ein Projekt dieser Art wurde schon von erfindungslustigen Ingenieuren aufgestellt: Vom Baikal führt die Angará in den Jenisei, welcher auf der Breite von Kras-nojársk ziemlich nahe an den Tschulym, einen bedeutenden Nebenfluß des Obj herantritt. Dessen Wassergebiet nähert sich wiederum dem des Ural-

*) Russ. Jenissé.

Flusses und damit der Wolga. Berücksichtigt man ferner, daß auch eine künstliche Verbindung des Baikal-Sees mit dem Amur mittels der transbaikalischen Wasserläufe nicht unmöglich erscheint, so dürfte der Gedanke, die Waren auf dem billigen Wasserwege vom europäischen Rußland quer durch Sibirien zu schiffen, kein utopischer sein.

In der Nähe von Krasnojársk traf ich zum ersten Mal diesseits des Baikals wieder auf die Anfänge der sibirischen Bahn. Sie bildete schon von Irkútsk ab das Hauptgespräch auf den Poststationen. Kein Mensch aber konnte genau sagen, von welchem Punkte ab sie eröffnet sei. In Kansk hieß es, von Krasnojársk ab könne man auf ihr fahren, dort aber wurden wir auf das nächste Städtchen Atschinsk vertröstet. Die Auskünfte ließen an sibirischer Unsicherheit nichts zu wünschen übrig. Thatsächlich zog sich das Bahngleis schon von Krasnojársk ab längs der Poststraße ununterbrochen hin. Überall sahen wir die Arbeiter dort mit dem Einbetten der Schwellen und dem Festlegen der Schienen beschäftigt. Also hofften wir auf Atschinsk.

Gleich nach der Ankunft in diesem Städtchen begab ich mich deshalb zum Chefingenieur der Bahnbauten. Ich erhielt die tröstliche Nachricht, daß Dienstzüge, mit denen ich auch fahren könne, alle drei Tage nach dem Obj gingen, daß indessen der letzte gerade vor zwei Stunden abgefahren sei. Wir hatten von den Schlittenpartieen und Tarantaßfahrten nachgerade genug. Also beschlossen wir zu warten und nahmen gern die Freifahrtscheine, welche uns der Ingenieur bereitwillig ausstellte. Dann richteten wir uns in einer der Poststuben häuslich ein.

Im Gespräch mit Durchreisenden verschiedener Art und Güte, bei Sterletsuppe und Thee verflossen glücklich dreißig Stunden. Mein Reisegefährte verschlief wie immer den größten Teil der Zeit. Damals war er meines Erinnerns keine sechs Stunden wach. Ich hatte gerade die Bekanntschaft zweier moskowitischer Kaufleute gemacht und suchte den einen davon zu überzeugen, daß der Baikal-See nicht, wie er glaubte, mit dem Stillen Ocean identisch sei, als ein Bahnbeamter erschien und einen an mich adressierten Brief ausrief. Der Chefingenieur teilte mir darin mit, daß ein Zug in zwei Stunden abginge. Ich weckte meinen Reisegenossen, wir

stopften unsere Sachen in die Ledersäcke und jagten nach der 3 km entfernten Station. Dort aber erklärte uns der Vorsteher, daß er uns nur auf unverdeckten Güterwagen fahren lassen könne. Ich hastete zurück zum Ingenieur, der mir sogleich die schriftliche Erlaubnis zur Benutzung des Beamtendienstwagens erteilte. Als ich zurückkam, setzte sich der Zug gerade in Bewegung. Doch energisches Zureden half. Die Lokomotive hielt, und ein Dutzend Arbeiter warfen unser Gepäck in den Salonwagen.

So beeilt wie damals habe ich mich nie in Sibirien. Einigermaßen wurde ich dafür auch belohnt. Der Bahnwagen ließ an Eleganz nichts zu wünschen übrig. Ein geräumiger Salon mit geschmackvollen Möbeln aus Birkenholz und ein Schlafkabinet mit breiten, schwellenden Polstern versetzten uns in die rosigste Stimmung. Da wir die einzigen Insassen dieser Prunkgemächer waren, so konnten wir es uns nach Herzenslust bequem machen. Herr B. setzte gleich nach der Besichtigung des Schlafgemachs seinen Winterschlaf fort und überließ mir die Unterhandlungen mit der Bedienung; denn wie in jedem russischem Eisenbahnwagen, so gab es auch dort einen Wagenwärter, welcher für Heizung, Reinigung und sogar für einen Samowar sorgte. Dem armen Kerl ging es an jenem Tage recht schlecht: der greulichste Katzenjammer spiegelte sich in seiner Duldermiene wieder. Auf meine teilnehmende Frage gestand er mir, daß er dem Wein, d. h. dem Branntwein, drei Tage hindurch kräftig zugesprochen habe. „Ja, ja, so geht es einem darnach immer", äußerte er treffend, fuhr jedoch sogleich philosophierend fort: „Aber ich habe heute auch zu plötzlich aufgehört, und dann wird mir immer ganz schlecht. Besser man trinkt allmählich weniger. So machte ich es gewöhnlich, als ich noch Unteroffizier in Turkestan war." Zum Zeichen dessen, daß ich das Vortreffliche dieser Heilmethode einsah, schenkte ich dem Biedermann einen Rubel und erntete tiefgefühlten Dank, welcher sich besonders darin kund gab, daß er mich nur noch mit „Ew. hohe Exzellenz" anredete.

Über Erwarten schnell bewegten wir uns gerade nicht vorwärts. Bei der zweiten Station aber, die übrigens erst im Entstehen begriffen war, hörte die Fortbewegung ganz auf. Wir warteten geduldig, ohne zu fragen, zwei Stunden. Erst als der Zug sich auch dann noch nicht wieder zur

Weiterfahrt anschickte, sandten wir unseren Leibdiener nach Erkundigungen aus. Er kam mit der tröstlichen Nachricht zurück, daß die Lokomotive verschwunden und außer uns niemand im Zuge sei, daß auf der Station aber alles schlafe. Was konnten wir thun, als auch schlafen?

Am nächsten Morgen hatten sich die Aussichten, weiterzukommen, wenig verändert. Der Stationsvorsteher erklärte, die Lokomotive sei telegraphisch nach Atschinsk zurückgerufen worden, wann sie aber wiederkommen würde, wisse er nicht. Herr B. schlief weiter, und ich ging in der Wildnis spazieren. Endlich gegen Abend kam die Erlösung — aber nur bis zur nächsten Station. Dort entfernte sich die Lokomotive abermals, und wir konnten wieder hübsch stillhalten.

Morgens lautete die Auskunft ebenso ungewiß wie früher. Trotzdem wollte mein Reisegefährte sein warmes Lager nicht verlassen. Mir aber riß schließlich die Geduld. Ich fuhr mit dem Stationsvorsteher in das nächste Dorf, kam mit einem Post-Tarantaß zurück und packte meine Sachen. Nun entschloß sich auch Herr B. endlich, die Bahn zu verlassen. Der Wagendiener bemerkte beim Abschied lakonisch: „Ja, ja, es fährt sich besser mit der Post. Ein Stück weiter entgleisen wir so wie so gewöhnlich."

So rasselten wir denn nach alter Weise weiter bis Mariinsk, wo wir noch am selben Abend eintrafen. Auf der dortigen Poststation fanden wir eine Menge ungeduldig harrender Leidensgefährten vor. Nie habe ich wieder derartig über Sibirien und die neue Bahn schimpfen hören, wie damals. Auf mich wirkte der allgemeine, ohnmächtige Unmut schließlich belustigend. Ich überredete Herrn B., das Warten auf den Zug aufzugeben und Mariinsk — von dem ich nur vermelden kann, daß seine Einwohner nach Angabe des sibirischen Handelskalenders die Lektüre lieben — mit Bauernpferden zu verlassen.

In sechsundreißig Stunden erreichten wir Tomsk. Es war die anziehendste Stadt des sibirischen Binnenlandes, die ich kennen lernte. Auf hügeligem Gelände am Ufer des breiten Stromes Tom gelegen, fehlt ihm die Regelmäßigkeit des Aufbaues, welche den meisten sibirischen Städten das

*) Tomsk besaß 1893 46 004 Einwohner. Seine geographisch günstige Lage machte es zu einem nicht unbedeutenden Messeort.

Gepräge lanweiligſter Monotonie verleiht. Auch werden ſeine zum Teil ganz ſtattlichen Gebäude mehrfach von Baumwuchs umringt. Wenn im Frühjahr die Birken grünen, muß die Stadt ein recht freundliches Ausſehen haben.

Unter ihren öffentlichen Gebäuden nimmt die Univerſität die erſte Stelle ein. Sie iſt die einzige in Sibirien. Es hat lange gedauert, bis die Bedenken der Regierung gegen die Errichtung eine Stätte für höhere Bildung in Sibirien fielen. Auch entſchloß man ſich im Jahre 1888 nur dazu, Lehrſtühle für eine Fakultät, die mediziniſche, einzurichten. Damit aber iſt der große, ſegensreiche Schritt gethan, welcher weitere nach ſich ziehen muß. Die Einrichtungen, welche bisher getroffen wurden, ſind vortrefflich.

In Tomsk trennte ich mich von Herrn B., welcher dort durch einen angeblich 169jährigen Mönch und das Grab des „alten Theodor" gefeſſelt wurde. Letzterer gilt nämlich für den Kaiſer Alexander I., der ſich der Volksüberlieferung nach nur zum Schein tot ſagen ließ, um als einfacher Arbeiter ſein Leben in Tomsk zu beſchließen. Zu ſeinem Grabe pilgern alljährlich viele Gläubige wie zu der Ruheſtätte eines Heiligen.

Vor dem einſamen Fahren in der Umgebung von Tomsk wurde ich vielfach gewarnt. Da ſie beſonders reich an angeſiedelten Sträflingen und Verbannten wäre, ſo ſeien Raubanfälle an der Tagesordnung. Im letzten Jahre ſeien drei Poſtwagen und ihre Inſaſſen ausgeplündert worden. Ich ließ es dahingeſtellt, wie weit dieſe Schauergeſchichten auf Wahrheit beruhten. Mein Wunſch, ſchnell heimzukommen, überwog alle Bedenken. Ja, ich verzichtete ſogar mit der — immerhin größere Sicherheit bietenden — Poſt zu fahren und vertraute mich bis zum Obj „freien" Pferden an; ich fuhr, wie der Sibirer ſagt, „am Seile". In ganz Weſtſibirien nämlich, wo der Verkehr häufig ſo bedeutend iſt, daß die Poſt ihn nicht bewältigen kann, betreiben die Bauern an der Handelsſtraße gewerbsmäßig die Beförderung von Reiſenden. Der Fahrgaſt wird von einem Geſchäftsfreund zum andern gebracht und legt auf dieſe Weiſe ſeinen Weg ſchneller*) und meiſtens auch

*) Kaufleute ſollen häufig über 300 km in 24 Stunden zurücklegen. Ich habe es nie über 200 gebracht, wenngleich ich auch bis zu 22 km in der Stunde durchfuhr.

angenehmer zurück als mit der Post. Diese Kette von Fuhrgelegenheiten aber wird als Seil (wjerjowka) bezeichnet. Es erstreckt sich oft über 1000 km.

Etwa 200 km weit von Tomsk befindet sich die Bahnstation Kriwoschtschókowa am linken Ufer des Obj etwas südlich von dem Kreisstädtchen Kolywán. Die westsibirische Bahn zieht sich nämlich in ziemlich gerader Linie von Omsk bis Krasnojársk hin, sodaß Tomsk nördlich von ihr liegen bleibt. Letzteres soll durch eine Zweigbahn an die Hauptstrecke angeschlossen werden. Die große Post- und Handelsstraße dagegen führte bisher über Tomsk, die Hauptstadt des Obj-Gouvernements Tomsk. Zahlreiche Ansiedelungen wurden auch auf dieser Strecke der Hauptverkehrsstraße freiwillig und auf Befehl der Regierung gegründet. Auch ihren Bewohnern schien es gut zu gehen, obleich sie ebenfalls keine berühmten Landwirte waren. Besonders, seitdem der Bahnbau Gelegenheit zu leichterem und besserem Verdienst gab, beschränkten sie ihre Ackerwirtschaft auf das notwendigste. Als ich einen anscheinend wohlhabenden Bauern fragte, was sie thun würden, wenn die Bahn vollendet wäre, sodaß sie keine Fremden mehr zu fahren haben und keine Arbeit beim Bau mehr finden würden, erhielt ich die für die Denkweise jener Ansiedler bezeichnende Antwort: „Ja, dann werden wir vielleicht ackern müssen."

Damals lebten die Leute offenbar in Saus und Braus. Von Krasnojársk an war die Trunkenheit in stetiger Zunahme begriffen. In der Nacht nach meiner Abfahrt von Tomsk bin ich nur einem nüchternen Manne begegnet, und dieser betrank sich bald nach unserer Ankunft im Nachbardorf. Er hatte mich dahin mit der löblichen Nebenabsicht gebracht, seinen schon drei Tage feiernden Sohn, dessen junge Frau heulend auf dem Ofen saß, heim zu holen. Wer den anderen oder wer beide schließlich nach Hause geschafft hat, kann ich nicht berichten. Der Vater machte sich erst auf die Suche, nachdem er mit seinem Freunde einen halben Liter Schnaps vertilgt hatte.

Unter diesen Umständen dauerte der Aufenthalt in den Ortschaften gewöhnlich einige Zeit. Er wurde jedoch durch unsinniges Jagen von Dorf zu Dorf reichlich eingeholt. Ich legte den ganzen Weg von Tomsk bis Kriwoschtschókowa in 26 Stunden zurück.

Die letzte Fahrt von etwa 60 km führte mich durch eine ungewöhnlich wildreiche Gegend. Nirgends in Sibirien sah ich soviel Hasel- und Birkhühner wie dort. Auf einigen Lichtungen war der Schnee geradezu schwarz von Vögeln. Die Tiere schienen sich da zusammenzuziehen, weil die zahlreichen Cedern (Zirbelkiefern) ihnen reichliche und leckere Nahrung boten. Sie teilen diese Vorliebe für die Cedernuß übrigens mit den menschlichen Bewohnern Sibiriens. Das Knacken und Kauen dieser erbsengroßen Nüsse füllt manche Stunde im Leben vieler Sibirier aus. „Sibirski rasgovór", sibirische Unterhaltung, nennt man diese Beschäftigung, bei der sich die Leute stundenlang, ohne zu sprechen, gegenübersitzen. Die Damen in Ost-Sibirien ersetzen das Gespräch vielfach auch durch Kauen eines gereinigten Baumharzes. Vielleicht könnte man diese den Zähnen sehr gesunde Beschäftigung auch unseren Kaffeekränzlerinnen und Ballmüttern empfehlen. Das Zeug schmeckt nicht schlecht und setzt die Zunge in Bewegung, ohne daß sie den Mitmenschen schadet.

Am Spätnachmittage erreichte ich das Thal des Obj-Stromes. An beiden Ufern waren Blockhütten für die Bahnarbeiter aufgeschlagen. Die kleine Ortschaft Kriwoschtschókowa, welche am linken Ufer lag, hatte sich an Einwohnerzahl vervierfacht. Trotz der strengen Kälte wurde eifrig am Bau der 1,5 km langen Eisenbahnbrücke gearbeitet. Die Eckpfeiler waren bereits vollendet, während die Mittelpfeiler schon über die Eisdecke hinausragten. Unter einem Bretterturm wurde die Arbeit an letzteren weitergefördert.

Als mein Fuhrmann am linken, steilen Ufer eben hinaufgefahren war, dampfte eine Lokomotive mit Güterwagen an die Brücke heran. Der junge Bauer hielt die Pferde an und starrte wortlos das noch nie gesehene Ungeheuer an. Schon vorher, als wir das Bahngleis überschritten, hatte er mich gebeten, absteigen zu dürfen, um die wunderbare Einrichtung näher zu besehen. Er ging darauf einen Teil der Strecke ab und betastete neugierig Schienen, Schwellen und Signalstangen. Dann folgte ein Schwall vielfach schwer zu beantwortender Fragen. Als dies Naturkind aber die erste Lokomotive sah, verging ihm das Sprechen ganz. Stumm brachte er mich bis zum Stationsgebäude.

Wer nicht monatelang durch die sibirische Wildnis gefahren, geritten oder gegangen ist, wer nicht die Wirkung der Straßen, Fuhrwerke und Nachtquartiere dieses Landes am eigenen Ich verspürte und den Mangel regelmäßiger und guter Verpflegung gründlich kennen lernte, der kann die Wohlthat, welche durch den Bau der sibirischen Bahn allen erwiesen wird, die sich in jene Gegenden begeben müssen, kaum würdigen. Ich werde nie das Gefühl vergessen, welches mich ergriff, als ich die große Halle des Wartesaales von Kriwoschtschókowa betrat. Ein Raum, in dem sich hundert Menschen frei bewegen können, und der durch hell brennende Petroleumlampen erleuchtet ist, ein gutes Büffet, eine lange, weiß gedeckte Tafel und sauber befrackte Kellner — das wirkt, wenn man aus dem Innern Asiens kommt, beinahe überwältigend. Mit tiefster Befriedigung warf ich meinen Pelz auf eine der breiten Bänke an den Seiten des Wartesaals und begab mich darauf zur Ruhe in dem angenehmen Bewußtsein, daß ich die deutsche Grenze trotz ihrer Entfernung von viertausend Kilometern nunmehr leicht und bequem erreichen könne.

Zweimal wöchentlich verkehrten damals die Züge am Ende der westsibirischen Bahn. Ich hatte das Pech, wenige Stunden nach Abfahrt eines Zuges in Kriwoschtschókowa einzutreffen, mußte also drei Tage auf der Station warten. Ich will daher auch, bevor ich meine Reisebeschreibung zu Ende führe, noch einmal inne halten, um einen Blick auf die gesamte sibirische Bahn zu werfen.

Über die Ussuribahn habe ich schon oben zur Genüge gesprochen. Sie sollte, wie erwähnt, nach dem ursprünglichen Bauplan den Anschluß an die Amuruferbahn bilden. Die Strecke der letzteren war schon, als ich sie bereiste, durch Merkzeichen festgelegt. Aus meiner Schilderung des Amurgebiets wird der Leser wohl eine Anschauung davon gewonnen haben, mit welchen Schwierigkeiten der Ingenieur am Amurufer zu kämpfen hätte, und welche Kosten dieser Bahnbau verursachen würde. Für die Werst waren dort im Voranschlage durchschnittlich 42 000 Rubel — wahrscheinlich viel zu wenig — ausgeworfen. Zweifellos aber würden auf einer Amurbahn zur Zeit nicht einmal die Betriebskosten durch die Einnahmen gedeckt, geschweige denn die Anlagekapitalien verzinst werden. Alle, welche die wirtschaftlichen

Verhältnisse des Amurgebiets kannten, führten deshalb noch mit Recht den Bau dieser Strecke auf politische und strategische Gründe zurück. Das russische Weltreich bedarf des eisernen Schienenbandes, um seine Teile vom Baltischen Meer bis zum Stillen Ocean zusammen zu halten. Sobald Rußland aber die Möglichkeit hatte, Transbaikalien mit dem Ussurigebiet durch die um ein Drittel kürzere Bahnlinie über chinesisches Land zu verbinden, hörte beinahe jedes Interesse an der Amurbahn auf. Die Zeit ihrer Ausführung war denn auch von vornherein unbestimmt gelassen. Jetzt steht es bekanntlich fest, daß die sibirische Bahn bei Zuruchaitui Transbaikalien verlassen soll, um über Zizichar und Ninguta nach dem sibirischen Küstengebiet geführt zu werden. Dort soll sie bei Nikolsk auf die Ussuribahn stoßen.

Also verzichten die Russen doch auf einen südlichen Hafen an der ostasiatischen Küste, las ich nach dem Bekanntwerden des Vertrages über den Bahnbau durch die Mandschurei in mehreren unserer Zeitungen. Ich möchte dieser Behauptung gegenüber nur auf die Geschichte der Besetzung Ostsibiriens verweisen. Petropáwlowsk auf Kamtschátka war der erste russische Kriegs- und Handelshafen im fernen Osten. Von da wurde der Schwerpunkt der Verwaltung nach Ajáu am Ochotskischen Meer verlegt. Mit der Besetzung des Amurgebiets aber ward Niolájewsk zur Hauptstadt der Ostküste. Nur zwei Jahrzehnte erfreute es sich dieser Stellung. Dann wurde das „Goldene Horn" zum Sitz der russischen Herrschaft am Stillen Ocean. Wie lange aber wird Wladiwostók seine Stelle behaupten? Die russische Politik arbeitet langsam aber sicher. Nicht ohne Absicht hat man wohl seit Murawjóffs Zeiten keinen Generalgouverneur über das Küstengebiet gesetzt, der als „Draufgänger" bekannt war. Gemächlich wurde die russische Macht am Japanischen Meer befestigt, langsam drang man gen China und Korea vor. Jetzt schon ist Rußland die Macht, welche den größten Einfluß in jenen Ländern hat. Die mandschurische Bahn aber giebt den Russen eine neue Grundlage, auf welcher sie ihre Herrschaft so sicher ausbreiten können, wie es keine andere europäische Macht von einem Vertragshafen aus thun kann. Nord-China wird durch diesen Schienenstrang eine Domäne des russischen Handels, und damit erscheint auch die Rentabilität der sibirischen Bahn sichergestellt. Vor der Hand braucht Ruß-

land allerdings keinen Hafen, welcher südlicher liegt als Wladiwostók. Es ist gelungen, das „goldene" Horn durch Eisbrecher den ganzen Winter hindurch für die Schiffahrt offen zu halten. Somit genügt dieser Hafen zur Zeit. Ob es später im Interesse und in der Macht Rußlands liegen wird, einen anderen Ankerplatz am Chinesischen Meer zu erwerben, das läßt sich jetzt zwar nicht mit Bestimmtheit voraussagen. Entwickeln sich die Verhältnisse aber in derselben Richtung wie bisher, so dürfte man mit der Annahme, daß Rußland den Hafen am Chinesischen Meer zu Lande schneller erreichen wird, als England oder Japan vom Meere her, nicht irre gehen.*)

Die vorstehenden Zeilen schrieb ich im Frühjahr 1896. In der letzten Zeit hat die politische Entwickelung am Chinesischen Meer einen überraschend schnellen Lauf genommen. Wir Deutsche waren die ersten, welche einen energischen Vorstoß wagten. Durch das rasche Handeln unserer Regierung fortgerissen, hat auch Rußland einen Sprung auf dem Wege seiner so bedächtigen Politik gemacht; England aber ist endlich einmal zu kurz gekommen. Die Besetzung von Weihaiwai hat wenig politische und nicht die geringste wirtschaftliche Bedeutung: diesem Hafen fehlt so gut wie jede Verbindung mit dem Hinterland.**) Deutschland und Rußland dagegen haben

*) Man hat in deutschen Interessentenkreisen die Befürchtung ausgesprochen, daß die sibirische Bahn auch einen bedeutenden Import asiatischer, insbesondere landwirtschaftlicher Produkte vermitteln und dadurch auf unsern Markt preisdrückend wirken würde. Ich habe diese Befürchtnng von vornherein nicht geteilt und hege sie auch jetzt noch nicht, obwohl mir bekannt ist, daß im Jahre 1897 größere Mengen Getreide aus Sibirien nach Deutschland gekommen sind. Es kann sich dabei nur um die westlichen Steppenprovinzen handeln. Dort befinden sich seit langen Jahren aufgespeicherte Getreidevorräte, die nach Herstellung der westsibirischen Bahn billig aufgekauft und auf dem einzigen Abfuhrwege fortgeschafft werden. Sie werden voraussichtlich bald verbraucht sein. Dann aber dürfte der Überschuß der alljährlichen Ernte, sobald die Bahn nach dem Osten weitergeführt ist, dorthin Absatz finden. Der Osten ist arm an landwirtschaftlichen Erzeugnissen, sodaß der trotz der niedrigen Tarife immerhin kostspielige Transport sich dahin mehr lohnen wird als nach dem ebenso fernen westlichen Europa. Auch frägt es sich sehr, ob die russische Regierung auf die Dauer eine Getreideausfuhr nach dem Westen, welche ihre Ostseeprovinzen schwer schädigt, begünstigen kann.

Die Hauptbedeutung der sibirischen Bahn in wirtschaftlicher Hinsicht beruht m. E. auf dem Export russischer Artikel nach Asien.

**) Vgl. die eingehende Abhandlung bei Ferd. Frhr. v. Richthofen. China, Bd. 2, S. 261 fg.

sich ihre Interessensphären durch die Besetzung von Kiautschou und Port Arthur gesichert. Es hat freilich weder bei uns noch in Rußland an tadelnden Stimmen über das Vorgehen in China gefehlt. Die Chinesengefahr ist eines der Schreckgespenster, mit denen man zaghafte Gemüter zu ängstigen sucht. Richtig ist allerdings, daß es leicht ist, den Chinesen mit Waffengewalt zu besiegen, beinahe unmöglich aber einen wirtschaftlichen Wettbewerb mit ihm aufzunehmen. Diese Gefahr jedoch liegt, wie ich mich schon zu zeigen bemüht habe, noch in weiter Ferne. Zur Zeit ist China für den Westen eine vorzügliche Milchkuh, die mit europäischem Futter versorgt, reiche Erträge liefert. Wir Deutsche haben endlich Aussicht auf ein Absatzgebiet wie es die Engländer in Indien schon lange besitzen. Kiautschou wird hoffentlich zu einer Pforte, durch welche unser Handel eindringt, um Mittelchina zu besetzen. Hüten wir uns nur den Chinesen unsere technischen Fertigkeiten, nach deren Kenntnis ihn gar nicht verlangt, zu lehren. Je mehr wir hierauf bedacht, je mehr wir bestrebt sein sollten, die Eigenart des Chinesen zu brechen, desto näher bringen wir uns einem wirtschaftlichen Kampf, dessen Ausgang für den Europäer sehr traurig werden kann.

Rußland ist zur Zeit noch günstiger dran als wir. Die sibirische Bahn bringt seine asiatischen Besitzungen auf einer weiten Strecke in unmittelbare Berührung mit dem chinesischen Reich. Seine Verbindung mit letzterem ist beinahe unangreifbar. Port Arthur bildet nur den Abschluß in der langen Reihe von Stützpunkten seiner Macht im fernen Osten. Es ist von Ninguta keine 900 km entfernt. Das ist wahrlich keine große Entfernung für die Erbauer des Schienenweges von Petersburg bis Wladiwostók!

Die Strecke der sibirischen Bahn, welche den Ingenieuren das meiste Kopfzerbrechen verursachte, war die von Irkútsk bis Myssowa, am südlichen und südöstlichen Ufer des Baikalsees. Die Felsenkette, welche sich dort an den See herandrängt, bot selbst den Mitteln der modernen Technik ein kaum überwindliches Hindernis. Ein Gelingen des Unternehmens war jedenfalls nur unter Aufwendung so bedeutender Geldmittel zu erwarten, daß man anfänglich auf eine andere Verbindung der beiden Ufer des Baikalsees sann.

Allein die Herstellung des Bahnkörpers auf der 312 km langen Ringbahn sollte nach dem Voranschlag ein Kapital von 37 Millionen Mark beanspruchen, während doch die gleichartigen Kosten bei der 1411 km langen westsibirischen Linie auf 38 Millionen Mark berechnet waren. Man plante deshalb an Stelle der Bahn eine Fähre über den Baikal in der Art, wie sie zwischen Helsingborg und Helsingör in Europa besteht. Da die Durchführung dieses Projektes indessen alljährlich eine dreimonatliche Unterbrechung des direkten Anschlusses über den Baikal zur Folge gehabt hätte, so gab man den Bau der Baikalringbahn schließlich doch nicht auf, sondern beschloß nur ein langsameres Vorgehen nach weiteren technischen Untersuchungen. Inzwischen soll der Verkehr auf einer Zweigbahn von Irkútsk nach dem Baikal und über diesen auf Dampfprähmen geleitet werden.

Auch durch die sumpfige, hügelige Wildnis von Obj bis Irkútsk läßt sich der Schienenstrang nicht ohne Schwierigkeiten legen. Trotz alledem ist die Hoffnung begründet, daß der Reisende spätestens im Sommer des Jahres 1900*) teils auf der Bahn, teils auf Dampfschiffen von St. Petersburg nach Wladiwostók eilen und sich im bequemen Coupé oder in der behaglichen Kabine von den Mühsalen erzählen lassen kann, denen der Wanderer auf einer Fahrt durch Sibirien bis vor kurzem ausgesetzt war.

Die Entfernung, welche ich mit der sibirischen Bahn zurücklegen konnte, kommt etwa der von Aachen bis Memel gleich. Auf ihr war der Bahnbau am leichtesten. Bei Kriwoschtschókowa nämlich enden die letzten Ausläufer der östlichen Gebirgszüge. Der Obj bildet die Grenze zwischen dem mittelsibirischen Hügelland und der Riesensteppe, welche sich nach Westen bis zum Uralgebirge hinzieht. Es sind fruchtbare Gefilde, die sich zu beiden Seiten der Bahn ausdehnen. Üppiges Gras schießt aus der schwarzen Erde hervor, welche von vielen Flüssen berieselt und von zahlreichen Seeen unterbrochen wird. Nach Wäldern schaut das Auge vergebens aus. Die Üppigkeit des

*) Die sibirische Bahn wird vom Ural bis zur Schilka schon Ende des Sommers 1898 fertig sein. Die Gesamtkosten sollen sich auf rund 370 Millionen Rubel belaufen. Die Vorarbeiten auf der mandschurischen Bahn sind angeblich beendet, sodaß 1899 jedenfalls gebaut werden kann. Inzwischen ist der Schienenstrang vom Ural zum Weißen Meer vollendet, sodaß eine etwaige Ausfuhr über Archangel ins Ausland geleitet werden kann. Hierdurch werden die Ostseehäfen entlastet.

sonstigen Pflanzenwuchses der Kirgisensteppe und besonders auch ihre wunderbare Blumenpracht aber können alle Reisenden, welche sie im Frühjahr besuchten, nicht genug rühmen.

Als ich sie auf der Bahn durcheilte, war von der Vegetation freilich nicht viel zu sehen. Die ersten Schneestürme waren schon über die weiten Gefilde dahingebraust und hatten sie mit einem weißen Mantel bedeckt. Nur hier und da hoben sich braune Striche wie Falten dieses Gewandes oder glitzernde Eisflächen als diamantener Schmuck von dem weißen Grunde ab.

Wilde Tiere zeigten sich so gut wie gar nicht. Höchstens lugte ein Wolf ab und zu neugierig aus dem Schilfe hervor. Die unzähligen Wasservögel aber, welche die Seeen sonst bevölkern, waren mit dem Einbruch des Winters von dannen gezogen. Dagegen fehlte es nirgends an Haustierherden. Die Steppe ist für sibirische Verhältnisse stark bevölkert*) und Kirgisen wie Russen ernähren sich hauptsächlich durch Viehzucht. Die ersteren überwiegen bei weitem. An allen Stationen hielten ihre Schlitten. Mit ihren hohen Lammfellkapuzen**) waren sie die einzigen bemerkenswerten Wesen auf der ganzen Fahrt.

Die westsibirische Bahn rechtfertigte gleichfalls den guten Ruf, welchen die russischen Bahnen hinsichtlich der Unterkunft für die Fahrgäste haben. Nur die sonst so vorzüglichen Stationsbüffets waren noch nicht in genügender Anzahl eingerichtet. Ich traf deren nur zwei zwischen Obj und Ural. Trotzdem litten wir eher Überfluß als Mangel an Nahrungsmitteln. Fast auf jeder Station erschienen Landleute mit Brot, gebratenem Fleisch, Fischen, Gänsen und anderen Eßwaren, die sie zu erstaunlich wohlfeilen Preisen verkauften. Beispielweise erstand ich eine schöne gebratene Gans für 0,70 Rubel.

Auf allen Haltestellen gab es auch unentgeltlich kochendes Wasser, sodaß ein jeder sein Theebedürfnis voll befriedigen konnte. Trotzdem waren verschiedene eingefleischte Sibirier mißvergnügt. So äußerte einer unmutig: „Auf den Poststationen ist es doch besser. Hier muß man sich zu sehr be-

*) Die Kirgisensteppe zählt 1 860 000 Einwohner, also 55 auf eine geogr. Quadratmeile. Davon sind 14 % Russen.

**) S. die Kirgisengestalt auf dem Einband.

eilen. Dort trinkt man sein Gläschen Thee in Ruhe, fährt ab, wenn man Lust hat, und kann sich's im Tarantaß bequem machen. Das alles giebt es auf dieser Erfindung des Teufels, der Bahn, nicht." Dabei hatten wir wirklich recht bequem Platz: ein jeder verfügte über eine ganze Polsterbank, auf der er sich nach Herzenslust ausstrecken konnte. Um allen Reisenden, auch bei starker Besetzung des Zuges, eine bequeme Nachtruhe zu ermöglichen, waren drei Ruhelager übereinander in den Eisenbahnwagen angebracht. Die Rückenlehne des ausziehbaren Sitzes ließ sich wagerecht aufklappen. Darüber aber — an Stelle des Gepäcknetzes — befand sich ein festliegendes, mit einer Matratze belegtes Holzlager. Diese dritte Etage konnten freilich nur gewandte und nicht zu korpulente Leute benützen, da sie mittels einer Leiter erklommen werden mußte. Die Empörung aller Mitreisenden war groß, daß an sie eine solche Zumutung gestellt werden könnte. Dabei war damals keiner genötigt, seine Turnerkünste zu zeigen. Weniger entrüstet waren die freiheitsgewohnten Sibirier über die mangelhafte Waschgelegenheit. Einem der Herren schien sogar mein täglicher Wasserverbrauch zu mißfallen, da er zu mir am dritten Morgen der Fahrt bemerkte: „Sie waschen sich schon wieder? Sie wissen doch, daß der Bär sich nie wäscht und dennoch stets rein ist."

Eine sehr fürsorgliche Einrichtung bestand darin, daß sämtliche Thürklinken mit Tuch umwickelt waren. Als wir nämlich in Omsk eintrafen stand der Thermometer auf — 46° C. Bei dieser Temperatur blieb die Haut an dem kalten Eisen oder Messing ebenso kleben wie an glühendem. Metall. Im übrigen aber verursachte die Kälte keinerlei Unbehagen Jedenfalls reiste es sich gemütlicher im gut geheizten Eisenbahncoupé als im Schlitten. Ich zog es deshalb auch vor, die Bahn selbst in Omsk nicht zu verlassen, um die einige Kilometer vom Bahnhof entfernte Stadt zu besuchen. Genügend frische Luft hatte ich schon bei der Schlittenfahrt über den Irtysch, dessen Überbrückung nicht vollendet war, genossen, und von einem Besuch der Stadt versprach ich mir ebenso wenig Genüsse wie in den meisten anderen sibirischen Provinzialhauptstädten. Geradeswegs ließ ich mich also von dem Dampfroß nach dem europäischen Rußland tragen, welches wir bei Tscheljaba am Ural nach fünfundsiebenzigstündiger Fahrt erreichten.

Das Uralgebirge wird in einem Tage durchfahren. Es bietet manchen reizvollen Ausblick, aber ein Ausflug in die mitteldeutschen Gebirge ist für den Naturfreund gewiß nicht viel weniger lohnend. Ohne Bedauern sah ich seine Wälder in der Ferne entschwinden.

Noch vierundzwanzig Stunden Fahrt durch weite fruchtbare Ebenen und die Wässer der Wolga glitten unter uns und der Riesenbrücke, die sie bei Syfran überspannt, dahin. Dann ging es durch die dunklen Nadelholzwaldungen von Pensa und an Industriedörfern und Städten, wie Tula vorüber, bis endlich Mütterchen Moskau mit seinen Hunderten von Kathedralen und Kirchen, deren Kuppeln weithin im Sonnenschein leuchteten, vor uns auftauchte.

Druck von Gebrüder Böhm, Buch- und Kunstdruckerei, Kattowitz O.S.

Verlag der Schletter'schen Buchhandlung
Inhaber: A. Kurtze
Breslau, Schweidnitzerstraße 16—18.

Augenblicksbilder

von

Adolf Freiherr von Thielmann.

I. Teil.

Preis brosch. Mk. 2,80. — Elegant gebunden Mk. 3,80.

Die „Allgemeine konservative Monatsschrift" schreibt darüber (Oktober 1897): Dieses Buch wird man mit Vergnügen lesen. Der Verfasser berichtet in knappester Form, die an Aufzeichnungen in Tagebuchblättern erinnert, aus seinem vielgestaltigen, reichbewegten Leben. Er hat viel gesehen und hat einen Blick für das Wesentliche, Charakteristische. Seine temperamentvolle Auffassung der Dinge kommt auch in seinem Stil zum Ausdruck. Eher ein Wort zu wenig, als zu viel, dafür aber ist jedes, das er niederschreibt, wenn nicht sorgfältig abgewogen, so doch immer glücklich gewählt. Die Skizzen aus der Kinder- und Schulzeit sind mindestens so interessant, wie die aus Heidelberg und Griechenland. Letztere erhalten durch die politischen Vorgänge gewissermaßen eine aktuelle Bedeutung. Der Artikel Don't swear enthält eine von scharfer Bedeutung zeugende Schilderung englischer Verhältnisse. Den Soldaten unter unseren Lesern werden voraussichtlich die beiden letzten Kapitel „Hinter der Front" und „In der Front" am meisten gefallen. Hoffentlich läßt uns der Verfasser nicht zu lange auf den 2. Teil warten. Einer so interessanten Persönlichkeit, deren Eigenart so klar aus dem, was sie schreibt, hervortritt, begegnet man in unserer Zeit der Schablone selten.

Blicke ins Kulturleben.

3 Vorträge von

Professor Dr. W. A. Freund.

Preis eleg. geb. Mk. 3,60.

Das Buch ist nicht für einen großen Leserkreis bestimmt, aber überall da, wo es sich darum handelt, ein Buch für litterarische Feinschmecker zu finden, kann dasselbe warm empfohlen werden.

Landwirtschaftliche Reisestudien

über

Chicago und Nord-Amerika.

Herausgegeben von

Dr. F. Wohltmann

Professor an der Universität.

27 Bogen. **Preis Mk. 6,00**, in eleg. Leinwand-Band **Mk. 7,00.**

Der Herausgeber ist ein durch seine Reisen in Europa, Süd-Amerika und Afrika bekannter Schriftsteller und bürgt sein Name für die Gediegenheit des angekündigten Werkes.

Das Buch enthält in ansprechender und allgemein verständlicher Form eine Reihe von Reisebriefen und selbständigen Berichten, welche Professor Dr. Wohltmann und seine Reisebegleiter verfaßt haben. In denselben werden die landwirtschaftlichen Verhältnisse Nord-Amerikas und insbesondere diejenigen, welche den deutschen Landwirt am meisten interessieren, dem Leser vorgeführt. Die Ausführungen unterscheiden sich jedoch wesentlich von denen anderer Berichterstatter über Amerika. Sie enthalten nicht ein kritikloses Bewundern der amerikanischen Verhältnisse, sondern beurteilen dieselben in nüchterner Weise. Vor allem lassen sie die amerikanische Landwirtschaft als einen recht empirischen und häufig rohen Betrieb erkennen, welcher durchaus nicht jenen hohen Grad von Bewunderung und Beachtung verdient, welcher ihm häufig auf Grund falscher Darstellungen in Europa gezollt wird. Andererseits zeigen sie aber auch, wo und was der Deutsche von Amerikanern lernen kann.

Die Lieder und Sprüche

des

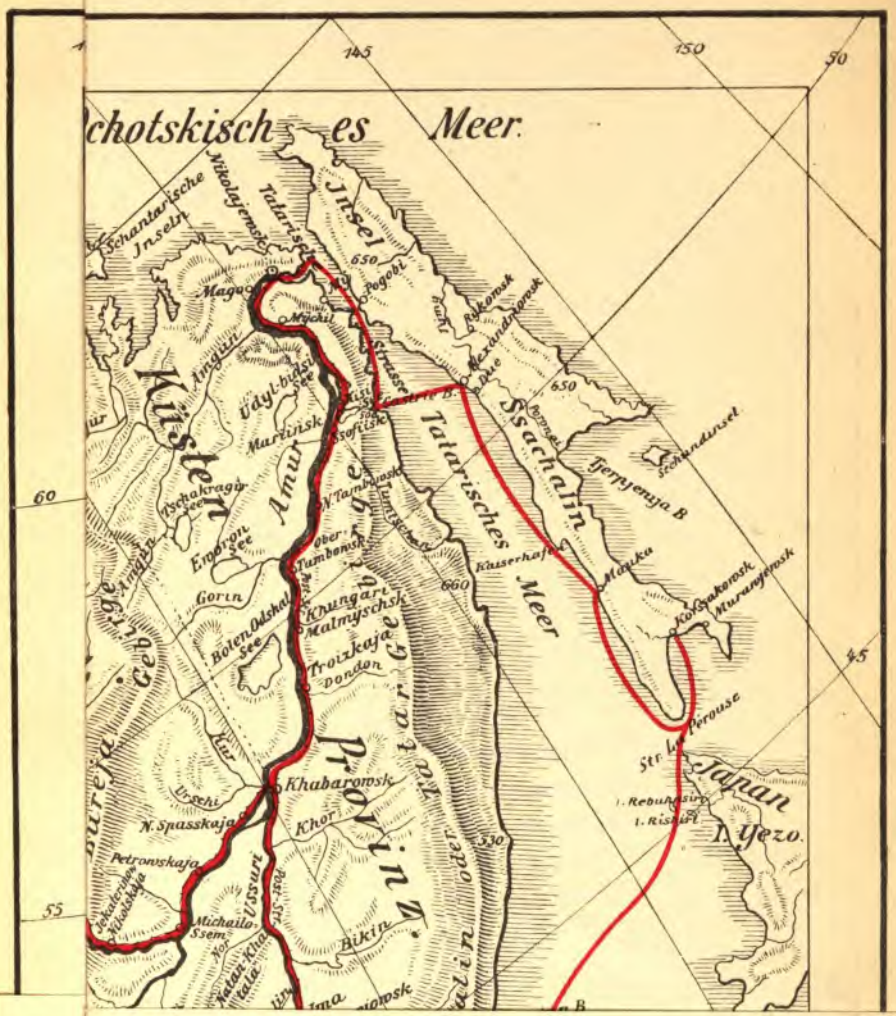
Omar Chajjâm

verdeutscht durch **Friedrich Bodenstedt.**

Preis elegant gebunden 6,00 Mk.

Wenn man den Namen Bodenstedt hört, so denkt man an die Lieder des Mirza-Schaffy, an die lieblichen, fröhlichen Kinder der Muse, die, gekleidet in zierliche, tadellose Gewänder, schon Unzählige erfreut, Trauernde gehoben, Glückliche entzückt haben. Auffallend wenig aber ist noch von dem großen Publikum ein anderes Buch Bodenstedts gekannt, daß in gleichem Maße verdient, gelesen und wieder gelesen zu werden und wegen seines ernsteren Inhaltes zu gründlichem, eingehendem Studium auffordert: es sind die von ihm ins Deutsche übertragenen Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm, eines um das Jahr elfhundert lebenden persischen Dichters. Eine reiche Fülle von Lebenserfahrung und Lebensweisheit ist in denselben niedergelegt, und oft sind sie von wahrhaft Goetheschen Tiefe. Die ernstesten Fragen, welche den Menschen beschäftigen, kommen in ihnen zum Ausdrucke in der gereiften Klarheit und Bestimmtheit des Philosophen, aber zugleich, was ihnen gerade ihren besonderen Reiz verleiht, in der fröhlichen, heiteren Ruhe eines solchen Philosophen, dessen Lebensanschauung eine fertige, abgerundete geworden ist, in dessen Geist keine Mißklänge mehr ertönen.

Grenzgebiete.



This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.